

Der Koenigsberg-Plan

by Alexander Weiss, 1973–

Veröffentlicht: 2013

⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘

Inhalt

Dedication

Prolog



Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 74

Epilog

⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘ ⌘

Für meine Großeltern

Prolog

Januar 1945

Der eisige Wind spielte mit den blonden Locken der jungen Frau, doch sie nahm dies genauso wenig wahr wie das unendliche Elend der Flüchtlinge, welches am Hafen der Hauptstadt Ostpreußens herrschte.

Sie war mittelgroß und hatte eine zierliche Figur, was selbst ihr dicker grauer Wintermantel nicht verbergen konnte. Sie stand auf dem Oberdeck des Schiffs und hielt sich an der Reling fest, die Hände vor der Kälte geschützt durch elegante Fingerhandschuhe aus rötlichem Leder. Sie fühlten sich warm und vor allem geschmeidig an, so daß sie den kleinen Revolver in ihrer Tasche ohne Einschränkungen benutzen konnte. Wenn es sein mußte.

Angespannt beobachtete sie die Verladung der letzten der insgesamt vierzig langen und für ihre Größe erstaunlich leichten Holzkisten auf das Transportschiff. Jede Kiste war mit der Aufschrift **Museumsgut Foch-Königsberg / Unbefugtes Öffnen strengstens verboten!** versehen worden. Darüber prangten ein deutlich sichtbares Hakenkreuz und der Reichsadler, was der Operation auf dem kurzen Weg vom Schloß bis hierher zum Hafen einen gewissen Schutz hatte bieten sollen. Genauso wie die gefälschten Papiere in ihrer Tasche.

Mit einem festen Griff um die Reling versuchte die junge Frau, aufwallende Furcht zu unterdrücken. Ob dieses Himmelfahrtskommando überhaupt eine Chance hatte?

Wir haben keine Wahl, verdrängte sie die Zweifel. Als gestern Abend die Bestätigung eingegangen war, daß Thalberg es nicht geschafft hatte, durch die russischen Linien in die belagerte Stadt zu gelangen, hatten sie eine Entscheidung gefällt.

Und das Glück schien auf ihrer Seite zu sein. Bislang war alles verlaufen wie geplant. Trotz der Anspannung überflog ein leichtes Lächeln ihr auffallend hübsches Gesicht mit der zarten Nase und den hohen Wangenknochen. Ihre blauen Augen strahlten, als ihr vom Unterdeck ein Mann in feldgrauer Uniform mit einem Handzeichen den Abschluß der Verladung signalisierte.

Das Schiff mit dem Namen H. WESSELS war nur von geringer Größe, aber wegen seiner beiden starken Dieselmotoren und der wenigen Besatzungsmitglieder wie gemacht für ihre Zwecke.

Erleichtert beobachtete sie die Soldaten, welche die Kisten von den Lastwagen auf das Schiff geschleppt hatten und nun das Boot über den zur Kaimauer hin-

übergeschobenen Steg wieder verließen. Keiner von ihnen ahnte, was sich in den Kisten befand, und es schien sie auch nicht sonderlich zu interessieren. Jede Tätigkeit, die sie von einem Fronteinsatz befreite, war willkommen.

Die Männer bahnten sich ihren Weg über den Kai und zu den Lastwagen, mitten durch eine gespenstische Ansammlung von Frauen, Kindern und Alten, die eingehüllt in Decken und Mänteln auf eine Gelegenheit warteten, aus der nahezu eingeschlossenen Stadt zu entkommen—erst über den Seekanal nach Pillau und dann raus auf die Ostsee.

Für die, die es nicht schafften, einen rettenden Platz auf einem der Schiffe zu ergattern, blieb nur noch der Todesmarsch über das zugefrorene Frische Haff nach Danzig—oder das Ausharren in der sterbenden Stadt.

Das Schlimmste war das Gewimmer der kranken, frierenden und hungrigen Kinder, das der Wind zusammen mit dem Geruch von brackigem Hafenwasser von der Mole aufs Schiff trug. Nie würde die Frau die abgemagerten Kinder vergessen können, die sich voller Angst an ihre Mütter mit den ausgezehrten Gesichtern preßten.

Über sie war der Krieg erst spät, dann aber mit aller Grausamkeit hereingebrochen, und jetzt harnten sie hilflos in der eisigen Ruinenstadt aus, in die sich ihr geliebtes Königsberg innerhalb weniger Monate verwandelt hatte.

Entgegen dem eindeutigen Befehl hatte sie es nicht über sich gebracht, die mit ihrem letzten Hab und Gut geflüchteten Menschen einfach zu ignorieren. Beim Anblick der verzweifelte Flüchtlinge vor den zerbombten Hafengebäuden waren ihr Tränen in die Augen gestiegen. Sie war aus dem Führerhaus des Lastwagens gesprungen und hatte sich verschämt mit einem Taschentuch die Augen getrocknet, als sie die flehenden Blicke einer Mutter und ihrer Kinder getroffen hatten. Spontan hatte sie versprochen, die Familie mit an Bord zu nehmen. Mehr konnte sie nicht tun. Die anderen würden zurückbleiben müssen in der sterbenden Stadt, die die Nazis für einen selbstmörderischen Endkampf auserkoren hatten.

Der Gauleiter von Ostpreußen, Erich Foch, hatte sich selbst schon vor Monaten den Titel eines Reichsverteidigungskommissars für Ostpreußen verliehen und Hitler ergeben gemeldet, daß er Königsberg bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone verteidigen würde. Ohne ausdrückliche Genehmigung war es streng untersagt, Königsberg zu verlassen. Auf Zuwiderhandlung stand der Tod. Standgerichte der SS zogen im Auftrag des Gauleiters durch die Ruinen der alten Ordensstadt und machten blutige Beute.

Auf dem kurzen Weg zum Hafen war ihre Kolonne an fünf gehängten Wehrmachtssoldaten vorbeigefahren, die an festen Stricken baumelten, und sie hatte die Augen geschlossen.

Die sinnlose Verteidigung Königsbergs war eine tödliche Farce, die der Gauleiter vor der Nazi-Clique in Berlin aufführen ließ. Sie erinnerte sich eindringlich an das Gespräch mit Dr. Brandner, dem Direktor des Schlossmuseums. Hinter einer verschlossenen Tür hatte er ihr flüsternd verraten, daß der Gauleiter schon vor Wochen aus Königsberg geflohen war und seinen vermeintlich heroischen Abwehrkampf in Wirklichkeit aus einem sicheren Bunker in der Nähe des Frischen Haffs führte. Schon aus diesem Grund war es eine Genugtuung für sie, jetzt der Verladung der Kisten zuzusehen.

Sie machte sich jedoch keine Illusionen, was passieren würde, falls die Operation mißglückte und sie dem Gauleiter lebend in die Hände fiel. Ein schneller Tod wäre eine höchst unwahrscheinliche Gnade. Unbewußt umfaßte sie die geladene Pistole in ihrer linken Manteltasche.

Warten. Ihr blieb nur noch, auf das nächtliche Auslaufen des Kreuzers EMDEN zu warten. Wegen eines Maschinenschadens mußte die EMDEN bis zum Ostseehafen Pillau geschleppt werden. Eisbrecher würden heute Nacht den zugefrorenen Seekanal freimachen, und im Gefolge konnte dann auch ihr Transportschiff H. WESSELS die ersehnte Ostsee erreichen.

Welche Ironie, daß ausgerechnet der alte Reichspräsident Hindenburg, der Hitler zum Reichskanzler berufen hatte, als Verstorbener plötzlich zu ihrem Verbündeten zählte, dachte sie, während sie das Deck über die Außentreppe verließ. Hindenburg, in seinem Sarg auf der EMDEN ruhend, würde das Transportschiff samt der wertvollen Ladung sicher bis nach Pillau geleiten.

„Maria“, sagte sie hoffnungsvoll zu sich selbst. „Es soll Nacht werden und der alte Preuße gehen!“

Doch dann ließ sie ein Blick in die Menge am Kai vor Entsetzen erschauern.

Instinktiv senkte sie den Kopf und drehte ihren Körper zur Deckwand, um nicht erkannt zu werden, aber auf der Außentreppe des erst vor kurzem weiß getünchten Schiffs war es nicht möglich, den Blicken der SS zu entgehen.

„Heil Hitler, Frau Adler, ich freue mich ganz außerordentlich, Sie zu sehen. Darf ich an Bord kommen?“ drang die Stimme des SS-Offiziers laut und vernehmlich an ihr Ohr.

Maria wandte sich dem rotblonden Mann zu, der um die vierzig war und eine untersetzte Figur hatte. Sie spürte ein nicht sichtbares, aber doch vorhandenes Zittern in ihren Beinen. Mit Schrecken bemerkte sie aus den Augenwinkeln die Leiter, die einladend aus der offenen Frachtluke herausragte. Der Mann mit der feldgrauen Uniform war verschwunden.

Als sie die schwerbewaffnete Begleitung des SS-Offiziers erblickte, packte sie die Angst. Zwei bullige Soldaten mit harten Gesichtern unter den Rändern ihrer schwarzen Stahlhelme sicherten mit Maschinenpistolen den Offizier nach allen Seiten ab, während der Mann mit den gefürchteten Totenkopfeblemen am Krangenspiegel mit gewichtiger Miene das Schiff enterte. Der Glanz seiner schwarzen Uniform mit den silbernen Runen des SS-Ordens stand in schaurigem Kontrast zu den hungernden und frierenden Menschen am Kai. Ein eisiger Schauer jagte ihr über den Rücken.

Wie sollte sie bloß mit diesen kaltblütigen und kampferprobten Männern fertig werden? Der kleine Revolver in ihrer Manteltasche war zwar schußbereit, würde ihr aber kaum weiterhelfen.

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Heil Hitler, Herr Obersturmbannführer Gommel, bitte kommen Sie an Bord“, sagte sie mit so sorgloser und freudiger Stimme wie möglich.

Gommel blieb unten an der Reling stehen und wartete darauf, daß sie die Außentreppe herunterkam, um ihn in Empfang zu nehmen. Die beiden Matrosen zogen den Steg wieder auf das Schiff zurück, wobei sie nicht wagten, Gommel direkt anzusehen.

„Maria“, sagte Gommel und hielt ihr die Hand hin, um sie zu begrüßen und ihr gleichzeitig übertrieben galant beim Abstieg von der Treppe zu helfen. „Verraten Sie mir, was hier vor sich geht? Ist der Direktor auch an Bord?“

„Nein“, antwortete sie und log dann instinktiv: „Dr. Brandner hält sich noch im Schloß auf. Er will erst später zum Hafen kommen.“

Gommel hielt noch immer ihre Hand umfaßt. Sie zog den Arm leicht zurück, und er ließ ihre Hand langsam durch seine Finger gleiten, bevor er sie ganz freigab. „Und was machen Sie hier, Frau Adler?“

„Ich bereite für Dr. Brandner die Verladung weiterer Kulturgüter des deutschen Volkes vor, um sie vor den Bombenangriffen zu schützen.“

Maria hielt sich strikt an die offizielle Sprachregelung in Königsberg, nach welcher die wertvollen Kunstgegenstände, die zuvor in Russland, der Ukraine und Polen erbeutet worden waren, ausschließlich zum Schutz gegen Bombenangriffe ausgelagert werden sollten. Vom sicheren Fall Königsbergs war offiziell keine Rede. Daß die Rote Armee Anfang Januar an der gesamten Front ihre lang erwartete Großoffensive begonnen hatte und die hilflose Wehrmacht nun vor sich hertrieb und Bataillon für Bataillon zermalmte, war eine Tatsache, die besser unausgesprochen blieb.

„Ein umsichtiger Mann, der Direktor, mit offensichtlich unendlichen Möglichkeiten“, stellte Gommel nicht ohne eine Spur Mißtrauen fest. „Welch ein Glück für Sie, daß Sie nicht auf die EMDEN verladen haben, sonst säßen Sie auch in Pillau mit Maschinenschaden fest. Bin gespannt, den Direktor zu sprechen. Wann, meinen Sie, wird er eintreffen?“

Sie zuckte fast unmerklich mit den Achseln. „Ich hoffe, daß Dr. Brandner in der nächsten Stunde hier ist. Schließlich bin ich nur seine Assistentin. Er muß sich selbst ein Bild davon machen, daß alles ordnungsgemäß verladen wurde.“

Gommel nickte. „Der Museumsdirektor kann mit Ihnen sehr zufrieden sein. Sie sind ein tüchtiges Mädchen, Maria.“ Gönnerhaft streichelte er ihre Wange, während sein Blick für einen kurzen Moment über ihren Körper huschte.

Maria nahm sich mit aller Macht zusammen, um nicht dem Drang nachzugeben, ihren Kopf zurückzuziehen. Es mußte ihr irgendwie gelingen, Gommel von den Kisten abzulenken und ihn wieder von Bord zu lotsen.

Normalerweise hatte sie mit Männern keine allzu großen Schwierigkeiten, was, wie sie wußte, nicht unerheblich mit ihrem Aussehen zusammenhing. Doch dieser Fall war eindeutig anders. Die kostbare Fracht im Bauch des Schiffs glich einem Pulverfaß, und Gommel war der Funke, der alles in die Luft jagen konnte.

Sie unterdrückte das Zittern ihrer Beine und brachte es nur mit größter Selbstüberwindung fertig, den Obersturmbannführer erneut zaghaft anzulächeln.

„Was wirklich in einem steckt“, fuhr der SS-Offizier, offenkundig durch sie bestärkt, fort, „merkt man erst in Zeiten wie diesen. Sie, Maria, haben das deutsche Blut, von dem wir so viel mehr brauchen könnten.“

Nochmals tätschelte er ihre Wange. Maria lächelte und fühlte Panik in sich aufsteigen. Gommel blickte sie entschlossen an. „Unter der Führung des Gauleiters werden wir die Russen vor den Toren von Königsberg niederringen.“ Mit seinen dicken Fingern wedelte er vor ihren Augen herum. „Es ist der Schicksalskampf des deutschen Volkes! All die Volksschädlinge und Deserteure, die sich da drüben in der Menge versteckt halten“, wütend zeigte er auf die Flüchtlinge am Kai, „werden

wir aufspüren und rücksichtslos vernichten. Wer das deutsche Volk in diesen entscheidenden Tagen im Stich läßt, hat nichts Besseres als eine Kugel oder den Strick verdient!“

Gommel hatte sich in Rage geredet und dabei einen roten Kopf bekommen. Bevor Maria etwas sagen konnte, drehte er sich voller Eifer um, zog sein Seitengewehr und sagte bestimmend: „So, und jetzt schauen wir mal, was der Direktor hier rausschmuggeln läßt!“

Ohne sich weiter um Maria zu kümmern, stürmte er auf die offene Frachtluke zu.

Einer seiner bewaffneten Wachleute folgte ihm, während der andere in der Nähe der beiden Matrosen eine Position einnahm, die ihm sowohl den Blick auf das Vorschiff, die Treppe zum Oberdeck als auch auf die Frachtluke ermöglichte.

Eilig folgte Maria dem SS-Offizier, der die Leiter in den Frachtraum schon hinabgestiegen war und nun unschlüssig vor den verladenen Kisten stand. Im Halbdunkel des Frachtraums wirkten seine eng beieinanderliegenden Augen, die abwechselnd die Kisten und Maria betrachteten, wie Schlangenhöhlen.

Ein quälend langer Augenblick verging, ohne daß Gommel sich rührte. Ganz augenscheinlich waren es nicht das Hakenkreuz oder der Reichsadler, sondern die Aufschriften, die den an Befehl und Gehorsam gewohnten SS-Mann bislang davon abhielten, eine der Kisten einfach mit dem Seitengewehr aufzubrechen.

„Was versteckt der Direktor denn in den Kisten, Maria?“

„Museumsgut des Gauleiters“, antwortete sie mit fester Stimme, „das eigentlich für sein Gut bei Metgethen bestimmt war, nun aber in Sicherheit gebracht werden muß.“

Unwillkürlich trat Gommel einen Schritt zur Seite. Metgethen wirkte wie ein Zauberwort, das sogar den Obersturmbannführer zurückweichen ließ.

Erich Foch, der Gauleiter von Ostpreußen, hatte jahrelang auf seinem Gut vor den Toren Königsbergs wie ein Fürst gelebt, umgeben von wertvollen Gemälden, Ikonen, Teppichen sowie Gold und Silber in jeder Form. Metgethen war der Aufbewahrungsort für eine der kostbarsten privaten Kunstsammlungen der Welt, die der Gauleiter größtenteils schon als Reichskommissar der Ukraine zusammenge-
rafft hatte und die nur von wenigen Sammlungen anderer Nazi-Größen, etwa der Göring'schen, übertrumpft wurde.

Metgethen stand für die grenzenlose Macht des Gauleiters über Leib, Leben und Tod in Ostpreußen.

Gommels Augen glitten zweifelnd über die Kisten. Maria hielt den Atem an. Schon seit einigen Monaten genoß der Obersturmbannführer eine hervorgehobene Stellung beim Gauleiter, und sie hoffte inständig, daß der SS-Mann dieses Privileg nicht wegen ein paar Kisten aufs Spiel setzen wollte. Auf seiner Stirn bildeten sich tiefrote Falten.

Gommel verfluchte innerlich den Museumsdirektor. Er hatte dem blutleeren Wissenschaftler mit der verbogenen Nickelbrille nie getraut. Was führte der Direktor hier bloß im Schilde? Oder geschah alles auf diesem Schiff wirklich auf Anweisung des Gauleiters?

Gommel hatte Maria verschwiegen, daß in den nächsten Tagen unter seiner Leitung eine Fracht in auffallend ähnlicher Größe Königsberg in Richtung Weimar verlassen sollte. Hatte der Gauleiter seine Pläne geändert, ohne ihn zu benachrich-

tigen? War die Ladung geteilt worden? Oder spielte sich vor seinen Augen gerade der größte Diebstahl ab, den das Reich je erlebt hatte? Unmittelbar gegen den Führer gerichtet—denn die Angelegenheit stand unter ausdrücklichem Führervorbehalt.

In Gedanken betrachtete er das matt im Dämmerlicht schimmernde Seitengewehr in seiner Hand.

War es möglich, daß der zerstreute Wissenschaftler einen solchen Plan entwerfen und in die Tat umsetzen konnte? Gommel schüttelte unmerklich den Kopf. Ein abwegiger Gedanke. Andere schon, aber nicht der Museumsleiter. Und Maria? Eine dumme Gans, der es nur wegen ihrer schönen Augen gelungen war, sich vor dem Kriegsdienst zu drücken, und die sogar meinte, es ihm gegenüber am notwendigen Respekt mangeln lassen zu können. Es schmerzte ihn wie ein Stachel im Fleisch, daß die hübsche Frau seine Avancen mit immer neuen fadenscheinigen Ausreden höflich, aber bestimmt zurückgewiesen hatte.

Spätestens wenn er aus Weimar zurückgekehrt war, würde er die Sache mit ihr anders angehen. Wahrscheinlich brauchte er lediglich eine Fluchtgelegenheit in Aussicht zu stellen, um sie gefügig zu machen. Und falls sie auch dann nicht zur Vernunft käme, gab es noch andere Möglichkeiten. Er spürte sein Verlangen nach dem Körper der blonden Frau, die ihn ernst anschaute. Mehr und mehr beschlich ihn dabei das unbestimmte Gefühl, dass es ihr insgeheim zu gefallen schien, ihn so machtlos vor den verschlossenen Holzkisten zu sehen. Mit der Spitze des Seitengewehrs berührte er den Rand einer der Kisten und schabte darüber.

„Von einer solch großen Lieferung des Gauleiters ist mir nichts bekannt.“ Er musterte sie mit einem langen Blick. „Alle wichtigen Museumsstücke sollte Brandner doch schon im Dezember nach Mitteldeutschland transportieren lassen.“ Er sah es nicht, aber er spürte es: Maria zitterte unmerklich. „Warum ist das noch nicht geschehen?“

Ihr Herz schlug jetzt im Akkord. „Der Direktor hatte den Gauleiter schon Ende November um eine Freigabe für den Abtransport der Kisten gebeten“, erwiderte sie. „Aber erst in den letzten Tagen kam die Anweisung, daß die Kisten umgehend auf das Transportschiff H. WESSELS gebracht werden sollen.“ Maria schluckte. Sie verhedderte sich zunehmend in ihrem Lügengebilde. Lange würde sie diese Befragung nicht mehr durchstehen.

Mit leicht nach unten gesenktem Kopf blickte Gommel sie aus den Augenwinkeln heraus an, argwöhnisch und aggressiv.

Sie versuchte, dem Blick mit aller Kraft standzuhalten, zuckte aber merklich zusammen, als er völlig unvermittelt mit dem Seitengewehr auf eine der Kisten schlug, ohne den Blick von ihr zu nehmen.

„Ich war noch nicht in Königsberg, als die Kisten verpackt wurden, Herr Obersturmbannführer“, bemühte sie sich, ihn zu beruhigen. „Ich kann Ihnen nur sagen, was mir der Direktor mitgeteilt hat. Bitte, so glauben Sie mir doch.“

Sie wußte sofort, daß sie einen Fehler gemacht hatte. In seinen Augen funkelte der ausgeprägte Instinkt des erfahrenen Vernehmungsoffiziers, der endlich eine Schwäche bei seinem Opfer gewittert hatte.

Furcht schlug wie eine Welle über ihr zusammen und schnürte ihr die Luft ab. Hatte sie zu unterwürfig geantwortet? Seit Monaten hielt sie Gommel hochmütig auf Distanz. Sie wußte, daß ihr abweisendes Auftreten den über alle Maßen einge-

bildeten SS-Mann zugleich gereizt und gekränkt hatte. Und nun spielte sie ihm hier plötzlich das kleine Mädchen vor.

Verdammt!

Gommel näherte sich ihrem Gesicht bis auf wenige Zentimeter. Sie roch seinen säuerlichen Atem. Die stechenden Augen glänzten vor Argwohn.

„Frau Adler, was auch immer hier vor sich geht, ich werde es herausfinden. Und ich rate Ihnen dringend: Lügen Sie mich nicht an!“

Sie errötete, was er sicher bemerkte, sie wich seinem Blick aber nicht aus.

„Wann soll das Schiff auslaufen?“ fragte er und musterte sie weiter streng.

„Heute Nacht im Gefolge der EMDEN und der Eisbrecher, Herr Obersturmbannführer.“ Sie hatte, ohne es zu wollen, Haltung angenommen.

„Wer soll die Ladung begleiten? Sie etwa, Frau Adler?“

„Nein, Herr Obersturmbannführer“, log sie abermals. „Der Direktor und ich sollen das Schiff samt Ladung an einen Beauftragten des Gauleiters übergeben.“

„Wer soll das sein?“

„Das weiß ich nicht, Herr Obersturmbannführer.“

Durchdringender hätte Gommels Blick nicht sein können. Er hatte offensichtlich einen Entschluß gefaßt.

„Ich werde sofort eine Nachfrage beim Gauleiter veranlassen. Dann werden wir ja sehen, Frau Adler.“ Er reckte den Kopf wie ein römischer Imperator. „Aber vorher zeigen Sie mir noch die Frachtpapiere nebst Verladungsbefehl. Folgen Sie mir, hier gibt es bestimmt einen Platz, wo wir uns in Ruhe weiter unterhalten können.“ Er faßte sie fest am Arm, auf seinem hochroten Gesicht schimmerte der Schweiß. „Bewachen Sie die Ladung!“, befahl er dem Wachmann, der ihm in den Frachtraum gefolgt war, und stieg dann mit Maria über die Leiter aus dem Rumpf des Schiffs.

Als sie mittschiffs erreichten, fanden sie den Kapitän des Frachters und die beiden Matrosen unter Beobachtung. Die Maschinenpistole des zweiten SS-Mannes war direkt auf die drei verängstigten Männer gerichtet. Gommel ließ sich den Weg zur Kajüte des Kapitäns beschreiben und führte Maria mit eiligen Schritten dorthin.

Die Kabine war ein schlichter Raum mit einem sauber gemachten Bett sowie einem leeren Tisch und einem Stuhl aus Holz. An der Wand hing ein Regal mit einigen Büchern darin. Private Dinge des Kapitäns waren nicht zu sehen.

Der Obersturmbannführer bedeutete Maria, sich auf das Bett zu setzen, und nahm ihr gegenüber auf dem Stuhl Platz.

In der Kapitänskajüte herrschte im Gegensatz zu draußen eine angenehme Temperatur, so daß Gommel seinen Mantel öffnete und die Mütze abnahm. Aus seiner Seitentasche fischte er gewandt eine kleine lederbezogene Metallflasche, öffnete den Verschuß, nahm einen langen Schluck und bot sie dann Maria an.

„Trinken Sie, Maria, und sagen Sie mir endlich die Wahrheit. Wie es mir scheint, ist dies eine Angelegenheit, für die der Museumsdirektor die Verantwortung trägt.“ Er verzog das Gesicht zu einem angedeuteten Lächeln. „Der Gauleiter vertraut mir. Wenn Sie kooperieren, kann ich Ihnen helfen.“ Seine Stimme hatte jetzt einen warmen, beinahe einfühlsamen Ton angeschlagen. Maria hörte die aufgesetzt freundlichen Worte und sah in die wollüstigen Augen, die jede ihrer Regungen zu registrieren schienen.

Sie nahm die Flasche und führte sie an den Mund. Der Alkohol brannte noch in ihrem Rachen, als sie begann, mit ihren behandschuhten Fingern den Mantel aufzuknöpfen, langsam und ohne den SS-Offizier dabei auch nur für eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

„Vertrauen Sie mir, mein Kind“, sagte Gommel und legte seine linke Hand auf ihren Winterrock.

Die Finger umfaßten ihren Oberschenkel. Sollte sie ihn gewähren lassen? Ihr Blick schweifte durch die blitzblank aufgeräumte Zelle des Kapitäns, dessen Schiff es noch nicht mal aus dem Hafen von Königsberg geschafft hatte. Sie verlor jede Hoffnung auf eine Rettung.

Hier werde ich sterben.

Sie wußte, daß Gommel unmittelbar nach der Befriedigung seiner sexuellen Lust den Gauleiter benachrichtigen würde. Ihre sofortige Verhaftung wäre damit besiegelt, und man würde sie in einen der berühmten SS-Folterkeller werfen. Dort würde sie Gommel so lange gefügig sein müssen, bis er den Gefallen an ihr verlor und sie verrecken ließ oder das, was von ihr übrig geblieben war, an einen seiner Spießgesellen weiterreichte.

Und es gab keinen Ausweg. Schon der bloße Gedanke daran, Gommel zu überwältigen und das Schiff mit ihm als Geisel zu verlassen, war lächerlich. Wie sollte es ihr denn gelingen, den SS-Mann und seine Wache mit ihrer Pistole in Schach zu halten? Sie würde es wahrscheinlich noch nicht einmal lebend aus der Kabine schaffen. Und selbst wenn ihr die Flucht gelingen sollte, würde sie im abgeriegelten Königsberg früher oder später der SS in die Hände fallen—und den Folterungen nicht lange standhalten. Keine Stunde nach ihrer Verhaftung wäre die Gestapo über sämtliche Namen, Strukturen und Operationen im Bilde. Himmlers große Chance, ihnen endlich den Garaus zu machen.

Besser, es hier und jetzt zu Ende zu bringen, entschied sie und lächelte Gommel offen an.

Langsam stellte sie die Flasche auf den kleinen Holztisch und lehnte sich dabei weit vor, so daß sich ihre wohlgeformten Brüste unter der engen Strickjacke deutlich abzeichneten.

„Darf ich rauchen, Herr Obersturmbannführer?“

„Natürlich dürfen Sie das“, erwiderte Gommel und schob seine Hand unter den Saum ihres Rocks.

„Ich werde Ihnen alles sagen“, stieß sie hervor, während sie mit der linken Hand in ihre Manteltasche faßte.

„Gut so. Hab keine Angst, mein Kind.“ Unaufhaltsam glitten seine Finger an der Innenseite ihres Oberschenkels hinauf. „Dir wird nichts geschehen.“ Selbst durch die dicke Strumpfhose spürte sie den Schweiß an seinen Händen.

Vorsichtig tastete sie nach dem Griff des kleinen Revolvers in der Manteltasche. Ihr linker Zeigefinger schob sich über den Abzug, bereit, die tödlichen Schüsse durch den Stoff des Mantels abzufeuern. Um Gommel zu töten, mußte sie die Waffe jetzt nur noch in die richtige Schußposition bringen und abdrücken.

Fünfmal. Und dann noch einmal.

Sie hatten ihr genau gezeigt, wie sie sich den Lauf der Waffe in den Mund schieben mußte, damit die Kugel sie tödlich verletzte. „Nicht an die Schläfe, das ist zu unsicher“, hatte Thalberg ihr eingeschärft. Und sie würde die Anweisung peinlich

genau befolgen. Auf keinen Fall durfte sie Gommels beiden Wachmännern lebend in die Hände fallen.

Unvermittelt spannten sich die Muskeln und Sehnen ihres Körpers. Ihr baldiger Tod spielte keine Rolle mehr, verschwand hinter dem einzigen Ziel, fünf Teilmantelgeschosse in den unteretzten Körper und das rotglänzende Gesicht des Obersturmbannführers zu jagen.

Gefühlvoll schob sie ihr Bein vor und bot es Gommels suchender Hand an. Zugleich umfaßte sie beherzt den Griff des Revolvers und riß dann die Waffe nach vorne.

In diesem Augenblick traf ein brutaler Schlag ihr Handgelenk. Blitzschnell zog Gommel den Revolver aus ihrer Manteltasche und versetzte ihr sofort mit dem Griff der Waffe einen weiteren Schlag ins Gesicht, der ihre Vorderzähne zerbersten ließ. Die Nase brach beim nächsten Aufprall. Das Blut rann ihr wie ein Wasserfall über Wangen und Hals.

Die Wucht des Angriffs hatte sie zurück an die Schiffswand geworfen. Völlig benommen lag sie auf dem Bett des Kapitäns, das sich rot verfärbte. Durch eine Nebelwand sah sie, daß sich der SS-Mann erhob, die Hose aufknöpfte und sie über seine Stiefel fallen ließ.

Seine Hände grabschten unter ihrem Pullover nach ihren Brüsten, und sie hörte den Stoff der Bluse reißen. Wie gelähmt lag sie auf dem Bett. Sie wollte schreien, aber das viele Blut in ihrem Mund verwandelte alles in ein Röcheln. Eine Hand legte sich um ihren Hals, während die andere unter den Rock griff und mit einer schnellen Bewegung Strumpf- und Unterhose herunterzog, um sich dann an ihrer nackten Scham zu reiben.

Mit einem Stöhnen richtete Gommel sich über ihr auf und starrte sie mit einem irren Blick an.

Die Bilder begannen zu flimmern. Sie kämpfte gegen die nahende Ohnmacht an und sah alles nur noch verschwommen. So fest sie konnte, preßte sie ihre Schenkel zusammen und rief sich verzweifelt ihre Ausbildung in Erinnerung. Auch solche Situationen hatten sie mit ihr geübt.

Ablenken und zuschlagen.

Sie konzentrierte sich. Die rechte Hand mußte irgendwie an ihren rechten Stiefel gelangen.

Gommel lehnte sich über sie und versuchte, ihre Beine auseinanderzudrücken. Ein weiterer Schlag, den sie nicht kommen sah, traf sie erneut ins Gesicht, um ihren letzten Widerstand zu brechen. Aber sie gab nicht auf.

Bleib wach, Maria!

Gommel lag jetzt keuchend auf ihr. Als er ihre Beine brutal auseinanderzwang, war der Augenblick gekommen, auf den sie gewartet hatte.

Ablenken und zuschlagen.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und spuckte dem Obersturmbannführer ein Gemisch aus Blut und Speichel ins Gesicht.

Gommel schrie außer sich vor Wut, und wieder traf seine Faust ihr Gesicht, das nur noch eine blutige Masse zu sein schien.

Maria konnte nichts mehr sehen. Alles um sie herum war ein hell und dunkel schimmernder, undurchdringlicher roter Schleier.

Doch sie verspürte keine Schmerzen mehr. Ihr ganzes Sein konzentrierte sich auf den kleinen, beidseitig geschärften Dolch, der verborgen in ihrem Stiefel steckte und dessen Elfenbeingriff sie jetzt endlich mit ihrer rechten Hand umfaßte.

Ablenken und zuschlagen.

Mit der linken Hand tastete sie schwach nach Gommels Gesicht, um sich zu orientieren. Fast zugleich öffnete sie weit ihre Beine, hob ihr Becken und streckte dem SS-Mann ihre entblößte Scham entgegen. Dann stieß sie ihm die Klinge von unten in den Kopf.

Sie merkte, wie er auf einmal regungslos wie eine Statue über ihr verharrte, zog das Messer aus seinem verletzten Schädel und stach nochmals zu, genau so, wie man es ihr beigebracht hatte. Sie spürte, wie der scharfe Dolch seidenweich durch das Auge ins Gehirn glitt.

Gommels untersetzter Körper kippte zur Seite weg.

Am ganzen Leib zitternd, versuchte Maria sich aufzurichten, doch sie war zu erschöpft, um sich zu erheben, und noch immer lag ein undurchdringlicher blutroter Nebel vor ihren Augen. Blind tasteten ihre Hände auf dem Bett nach dem Revolver, konnten ihn aber nicht finden.

Von draußen wurde jetzt heftig an die Tür geklopft.

„Herr Obersturmbannführer, eine dringende Nachricht für Sie!“, hörte sie jemanden rufen. „Darf ich eintreten?“

Wenn die Tür aufging, war sie gefangen. Sie mußte unbedingt eine Waffe finden, um sich noch rechtzeitig selbst zu töten. Aber das Messer steckte im Auge ihres Peinigers, der unerreichbar für sie auf dem Boden lag. Und auch die Pistole war verschwunden. Maria verließen nun ihre letzten Kräfte. Regungslos blieb sie liegen.

„Herr Obersturmbannführer, ich habe eine Nachricht vom Gauleiter für Sie! Ich öffne jetzt von außen die Tür!“

Sie war verloren.

Sie versuchte, sich die Strumpfhose wieder hochzuziehen, doch es war unmöglich. Ihre zitternden Finger schafften es nur noch, den Rock über ihre Scham zu ziehen. Mit beiden Händen drückte sie den Stoff zwischen ihre Beine und begann leise zu weinen.

Ein gewaltiger Krach ertönte, und die Kabinentür sprang auf.

Bevor die Bewußtlosigkeit einsetzte, hörte Maria noch eine vertraute Stimme, die immer wieder ihren Namen sagte, während ein Mann sie sanft in den Arm nahm.

Wie geplant stach kurz nach Mitternacht des 24. Januar 1945 das Transportschiff H. WESSELS im Gefolge des Kreuzers EMDEN von Königsberg aus in See. Entgegen dem Versprechen einer jungen blonden Frau hatte das Schiff keine Flüchtlinge mit an Bord genommen. Auf dem Deck des Transporters stand einsam ein Mann in feldgrauer Wehrmachtsuniform, rauchte und betrachtete lange die in der Dunkelheit verschwindende Silhouette Königsbergs, den Geschützdonner der nahen Front im Ohr.

Im großen Saal der EMDEN, der extra geräumt worden war, hatte man zwei Särge aufgebahrt, in welchen der ehemalige Reichspräsident, Generalfeldmarschall und Sieger der Schlacht von Tannenberg, Paul von Hindenburg, und seine

Gemahlin lagen. Ein Pionierkommando hatte die Leichname aus der ostpreußischen Gruft bei Tannenberg gerade noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Roten Armee evakuiert.

Über Hindenburgs Sarg hatte man eine Reichskriegsflagge gelegt. Rechts und links vor den Särgen standen zwei Wehrmachtsoffiziere mit aufgepflanztem Bajonett Totenwache. Der Saal war vollständig abgedunkelt, so daß lediglich der flackernde Schein von Fackeln für ein wenig Licht sorgte und der Szenerie eine gespenstische Note verlieh.

Irgendwo auf der Route des weißgetünchten Transportschiffs H. WESSELS durch die winterliche Ostsee fanden drei SS-Leute mit Gewichten belastet ihre letzte Ruhestätte auf dem Meeresgrund. Nur wenige Tage später, und ohne von russischen U-Booten oder alliierten Jagdflugzeugen behelligt worden zu sein, erreichte das Schiff, unter einem anderen Namen und an verschiedenen gut sichtbaren Stellen mit einem roten Kreuz bemalt, seinen Zielhafen.

Damit war der erste Teil eines Plans verwirklicht, der 1944 in den ostpreußischen Wäldern entworfen worden war und mehr als ein halbes Jahrhundert später die Geschicke Deutschlands bestimmen sollte.

Kapitel 1

Einundsechzig Jahre später, als längst wieder Frieden über Deutschland lag, betrachtete Benjamin Parker voller Bewunderung das Brandenburger Tor.

Es war bereits Mittag, und die winterliche Sonne des Januars erhellte seine dichten dunkelbraunen Haare und das Gesicht mit den markanten Zügen. Das Licht fiel in seine tiefliegenden dunkelgrünen Augen und ließ sie aufblitzen, als er nach oben schaute.

Majestätisch glänzte die bronzene Quadriga vor dem hellblauen, wolkenlosen Himmel. Mit nur einer Hand führte die geflügelte Viktoria die vier Pferde lässig an den Zügeln. Die Dame hatte Klasse, dachte Parker. Jedenfalls ließ sie sich ihre wechselvolle Geschichte nicht anmerken. Die Entführung nach Paris durch den stürmischen Kaiser Napoleon Bonaparte dürfte sie vielleicht noch als Kompliment gewertet haben, ihre fast völlige Zerstörung im Zweiten Weltkrieg war hingegen sicherlich ein eher traumatisches Erlebnis gewesen.

Die hübsche Preußin schien Parkers Blick zu erwidern. Er nahm das als gutes Omen für den ereignisreichen Tag, der vor ihm lag. In wenigen Minuten würde er vor dem Brandenburger Tor ein Fernsehinterview geben, dann hatte er einige Stunden Zeit, bis ihn am frühen Abend ein Treffen mit einem Staatssekretär im Bundeskanzleramt erwartete. Es war seine erste Einladung ins Kanzleramt, und die Zusammenkunft versprach höchst interessant zu werden. Das galt allerdings auch für seine letzte Verabredung am heutigen Tag. Als er die Anfrage hierfür erhalten hatte, hatten in seinem Inneren mehrere Alarmglocken geläutet, und der vernünftige Teil seines Ichs hatte ihm dringend nahelegt, Berlin nach dem Treffen

im Kanzleramt so schnell wie möglich zu verlassen. Aber er hatte dennoch zugesagt.

Er schob den Gedanken an den Abend beiseite, lächelte frohgemut der berühmten Siegesgöttin auf dem Brandenburger Tor zu und spürte dabei die Schminke auf dem Gesicht, die ihm kurz zuvor in der Maske aufgetragen worden war, und zwar nicht zu knapp. Verstohlen schaute er auf den Monitor, der ein, zwei Meter vor ihm auf einem kleinen Podest stand. Gelassen blickte ihm sein eigenes Konterfei entgegen.

„Dr. Benjamin Parker, Experte für Kunstrecht“, las er eingeblendet unter seinem Gesicht. Die Maske hatte ganz passable Arbeit geleistet, dachte er. Als er vor einer knappen Stunde aufgestanden war, hatte ein Blick in den Spiegel deutliche Spuren eines beträchtlichen Schlafmangels offenbart: Er hatte bis in die frühen Morgenstunden an der Präsentation für das Treffen im Kanzleramt gearbeitet.

„Herr Parker, wir gehen gleich auf Sendung“, hörte er die Journalistin, die sich nun mit einem Mikrofon bewaffnet neben ihn stellte. „Schalten Sie bitte Ihr Handy ab, falls Sie es noch nicht getan haben.“

Parker erinnerte sich, daß er sein Mobiltelefon gestern Abend ausgestellt hatte, um sich ungestört auf sein Treffen im Bundeskanzleramt vorbereiten zu können. Er hatte heute Morgen völlig vergessen, es wieder einzuschalten. „Schon erledigt.“

Die Journalistin, die ihre kurzen hellblonden Haare seitlich gescheitelt trug, strich ihre dunkelblaue Kostümjacke glatt und wartete auf das Zeichen der Regie. In wenigen Sekunden würde die Livesendung beginnen. Sie schien die Sache mit professioneller Routine anzugehen.

Jetzt lächelte sie ihn an und sagte leise: „Wissen Sie eigentlich, dass Sie eine verblüffende Ähnlichkeit mit Gregory Peck haben?“

„Bitte?“

„Noch fünf Sekunden!“, rief jemand, den er nicht sehen konnte.

„Ja, und ich wette, ich bin nicht die Erste, der das auffällt.“ Ihre Augen funkelten ihn verschmitzt an.

„Doch.“ Sie hatte zwar recht, Parker hatte aber keine Lust, es zuzugeben. „Vor Ihnen ist noch niemand auf diese abwegige Idee gekommen.“

„Herr Parker“, sagte sie und betonte das A und das R dabei mit künstlicher Empörung. „Schon bei der ersten Frage sagen Sie mir nicht die Wahrheit! Das fängt ja gut an mit uns beiden!“

Er lachte. „Das finde ich auch. Aber haben Sie ein wenig Nachsicht mit einem zerstreuten Gelehrten.“

„Nachsicht? Bestimmt nicht! Ich werde Sie den Zuschauern als Professor Peck vorstellen.“

Er schluckte, und sie strahlte ihn an. Dann kam das Signal, und die Sendung begann.

„Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, beim kommenden Antrittsbesuch der Bundeskanzlerin in Moskau steht eine ganze Reihe von Themen auf der Agenda. Die Kanzlerin wird ihren ersten Besuch beim russischen Präsidenten sicher dazu nutzen, um neue Akzente zu setzen. Hinter verschlossenen Türen, so darf man vermuten, wird nicht nur die russischen Energiepolitik und das iranische Atomprogramm kontrovers diskutiert werden, sondern auch die noch immer ungelöste Frage der sogenannten Beutekunst im Vordergrund stehen. Aus diesem Anlaß

wollen wir uns heute näher mit den historischen und rechtlichen Fragestellungen der im und nach dem Krieg abhandengekommenen Kunstwerke beschäftigen. Ein Thema, das viele Fachleute schlicht als unlösbar bezeichnen.“ Sie machte eine kurze Pause und wandte sich Parker zu. „Ich freue mich daher sehr, heute den frischgebackenen wissenschaftlichen Leiter der Kanzlerreise, Herrn Professor Parker von der Universität Heidelberg, hier bei uns zu haben.“

Geschickt machte sie eine Überleitung zu einem Spielfilm, der den Zuschauern einen Einblick in die Geschichte der Beutekunst geben sollte, und senkte dann das Mikrofon. Der Film zeigte in aller Kürze die erschütternden Fakten des groß angelegten Kunstraubs der Nazis während des Krieges und richtete dabei insbesondere den Blick auf den Rußlandfeldzug.

Parker lauschte der sonoren Stimme, die den Film kommentierte. „Hinter den vorrückenden deutschen Landsern folgten unmittelbar die Kunstjäger in Partei- und SS-Uniformen. Mord, Raub und Vertreibung waren die Mittel, um an die ersehnten Kunstschatze zu gelangen.“

Auf dem Monitor erschienen Bilder der vorrückenden Wehrmacht während des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion 1941. Vor brennenden Städten und Dörfern fuhren motorisierte Einheiten an den Kameras der Wochenschau vorbei und grüßten lachend. Göring wurde eingeblendet, der eine Gruppe von Parteifunktionären mit staatsmännischer Miene durch ein nicht genanntes Museum führte, wobei er fortwährend mit ausladenden Gesten auf verschiedene Gemälde deutete. Dann Hitler mit seinem Hofarchitekten Speer. Hitler stand mit prüfender Miene über verschiedene Pappmodelle gebeugt, die allesamt schier größenwahnsinnige Museumsbauten darstellten. Linz, Hitlers Geburtsstadt, hatte er dazu auserkoren, die Kulturhauptstadt des Dritten Reiches zu werden. Und die unendliche Masse an Kunstwerken, die benötigt wurden, um die weißen Wände der Prachtbauten zu bedecken, hatte bei ihm einen unersättlichen Hunger auf Kunst ausgelöst.

Der Film zeigte leergeräumte Museen und die Auflösung von wertvollen Privatsammlungen, deren ehemalige Eigentümer nicht selten in Konzentrationslager verbracht worden waren. Erschütternde Aufnahmen folgten von in Zugwaggons zusammengepferchten Menschen auf dem Weg in den sicheren Tod. Dann wieder Bilder eines Güterzugs, diesmal bis zum Rand vollgestopft mit Teppichen, Gemälden, Statuen, Kronleuchtern, Geschirr und Schmuck. Führungslos waren die Waggons auf einer baum- und strauchlosen Fläche zum Stehen gekommen.

Der Bericht wandte sich nun der Nachkriegszeit zu. Jetzt verschwammen die moralischen Konturen, und Gut und Böse ließ sich nicht mehr so einfach trennen. Fest stand, daß die Moskauer Archive und Museen nach Kriegsende händeringend nach Stauraum suchten, um die Flut der von den Sowjets erbeuteten Kunstwerke überhaupt noch unterbringen zu können.

Während er dem Bericht weiter zuhörte, hakte Parker die lange bekannten Fakten innerlich ab.

Deutschland verlangte noch immer über eine Million Kunstgegenstände von Russland zurück, davon allein zweihunderttausend Werke mit einem herausragenden und einzigartigen Wert. Die Kulturgüter befanden sich zum Teil in einem besorgniserregenden Zustand, da Russland die Mittel für eine sachgerechte Lagerung fehlten. 4, 6 Millionen Bücher aus deutschen Museen und privaten Sammlungen wurden vermißt, häufig ohne jede Spur.

Die rund drei Regalkilometer verschollenen Archivmaterials erwähnte der Bericht nicht, registrierte Parker, während die sonore Stimme fortfuhr: „...sowjetische Trophäenbrigaden, die sich auf Stalins Befehl schon seit 1943 auf die systematische Plünderung deutscher Museen und Privatsammlungen vorbereitet hatten...“

Am Ende des Films wurde der Kreml eingeblendet, und die Moderatorin leitete kurz und bündig auf die für März geplante Kanzlerreise nach Rußland über.

Dann schenkte sie Parker ein gewinnendes Lächeln: „Herr Parker, wie fühlt man sich, wenn man mit gerade einmal achtunddreißig Jahren bereits eine weltbekannte Koryphäe auf dem Gebiet des Kulturgüterschutzes ist und jetzt sogar zum persönlichen Berater der Kanzlerin ernannt wurde? Ist dies ein Ritterschlag, der Angst macht?“

Parker wurde unbehaglich zumute. In der Interviewanfrage war es nur um ein paar kurze Erläuterungen zur komplexen Rechtslage bei der Restitution deutscher Kunstwerke von Russland gegangen. Jetzt bekam die Angelegenheit plötzlich einen anderen Zungenschlag. Auf keinen Fall wollte er als juristischer Supermann im Auftrag der Kanzlerin präsentiert werden.

„Danke. Ich fühle mich bei solchen Komplimenten natürlich ausgezeichnet. Auch wenn Sie ein bißchen übertreiben.“

„Herr Parker wird vielen von Ihnen, liebe Zuschauer, sicherlich schon bekannt sein wegen seiner Rolle im Jahrhundertprozeß vor dem englischen High Court über die sogenannte Stettiner Kunstsammlung.“ Ein Lächeln flog über ihr Gesicht. „Herr Parker, die Erbgemeinschaft, die Sie in London vertreten haben, hat es maßgeblich Ihnen zu verdanken, daß nach fast sechzig Jahren Kunstwerke mit einem geschätzten Wert von über hundert Millionen Euro zurückgegeben wurden.“

Das Interview schien völlig zu entgleiten. Was als nüchterne juristische Bestandsaufnahme geplant war, entwickelte sich zu einer hemmungslosen Lobpreisung. Da half nur ein beherztes Gegensteuern. „Nun, zunächst einmal war der Erfolg vor allem auf das brillante juristische Plädoyer von Rechtsanwältin Frau Dr. Anne Kreifelts zurückzuführen. Mein Beitrag war demgegenüber eher von untergeordneter Natur.“

„Es ist sehr galant von Ihnen, daß Sie der Anwältin den Vortritt lassen möchten, aber schließlich waren Sie es doch, der damals das prozeßentscheidende Rechtsgutachten verfaßt hat“, insistierte die Reporterin. „Soweit ich mich erinnere, war die Sache ziemlich verfahren, nachdem die britischen Museen, die die Werke in ihrem Bestand hielten, sich auf Verjährung berufen haben. Wie ist es Ihnen denn gelungen, die englischen Richter davon zu überzeugen, daß die Ansprüche der Erben nach sechzig Jahren noch durchgesetzt werden konnten?“

Parker atmete langsam aus. „Die Gemälde gehörten ursprünglich einem wohlhabenden Kunstsammler aus Stettin, dem sie von den Nazis geraubt worden waren. Das englische Gericht war mit Blick auf den eindeutigen Bezug zu Deutschland gezwungen, deutsches Recht auf den Fall anzuwenden, obwohl der Prozeß in London stattfand.“

„Kam Ihnen das als deutscher Jurist nicht sehr gelegen?“

„Ganz und gar nicht. Wir hätten uns über die Geltung englischen Rechts sehr gefreut, denn nach deutschem Recht war die Rückgabeforderung nach dreißig Jahren tatsächlich bereits verjährt. Nach englischem Recht jedoch nicht.“

„Dann war die Klage Ihrer Mandanten eigentlich aussichtslos?“, fragte die Journalistin, und Parker meinte, sie hätte dabei ein wenig mit ihren Augen geklimpert.

„Zum Glück für unsere Seite haben die Engländer einen besonderen Sinn für Fairplay...“ er mußte schmunzeln, bevor er fortfuhr, „...der uns auf dem Kontinent manchmal überrascht. In diesem Wissen haben wir unsere Prozeßstrategie darauf ausgerichtet, den englischen Richtern die Absurdität des deutschen Verjährungsrechts vor Augen zu führen.“

Skeptisch hielt sie ihm das Mikro näher an den Mund. „Daß Ansprüche nach dreißig Jahren verjähren, erscheint mir auf den ersten Blick nicht sonderlich ungewöhnlich.“

Parker hatte den Einwand erwartet. Er klang so einleuchtend, wie er seiner Ansicht nach unrichtig war. „Wenn Sie sich die Folgen dieser Regelung im Einzelfall klarmachen, denken Sie vielleicht anders darüber. Nach deutschem Gesetz verlieren die rechtmäßigen Eigentümer nach dreißig Jahren ihr Recht, vom unrechtmäßigen Besitzer etwa eines Bildes die Herausgabe zu verlangen. Und das, selbst wenn dieser das Kunstwerk zuvor nicht in gutem Glauben erworben oder vielleicht sogar selbst gestohlen hatte.“

„In Deutschland darf ein Dieb gestohlene Kunstwerke behalten!“, entfuhr es der Interviewerin.

Er nickte. „Unter Umständen, ja. Ein Ergebnis, das übrigens die alten Römer nur mit Kopfschütteln quittiert hätten. Im römischen Recht galt der Grundsatz *fur semper in mora*, oder auf Deutsch: Ein Dieb ist immer in Verzug mit der Rückgabe der gestohlenen Sache. Und auch der ehrwürdige High Court of Justice sah sich nicht in der Lage, das deutsche Verjährungsrecht nachzuvollziehen. Das Gericht hat daher kurzerhand entschieden, daß die wertvollen Bilder auch nach fast sechzig Jahren an die eigentlichen Eigentümer herauszugeben sind.“ Er lächelte. „Deutsches Recht hin oder her.“

Schwungvoll drehte sich die Fernsehreporterin zu den Kameras und sprach in ihr Mikrofon: „Meine Damen und Herren, Sie sehen, bei Professor...“, sie hielt für einen Sekundenbruchteil inne und warf ihm einen kurzen Blick zu, „...Parker... handelt es sich um einen Mann für ganz besonders knifflige Fälle. Da wundert es nicht, daß ihn die Kanzlerin bei der anstehenden Russlandreise an ihrer Seite haben will.“

Er bemühte sich, freundlich in die Kamera zu blicken, obwohl es ihm angesichts der Schmeicheleien zunehmend schwerfiel.

„Herr Parker“, sprach sie ihn wieder direkt an. „Glauben Sie, daß bei Ihrer Berufung zum wissenschaftlichen Delegationsleiter auch Ihre beruflichen Erfahrungen vor Ihrer Tätigkeit als Kunstrechtsexperte eine Rolle gespielt haben?“

Parker schluckte. Die Frage traf ihn wie ein Schlag in die Magenrube. Die meisten Menschen in seiner Umgebung sahen in ihm lediglich einen Rechtsgelehrten, der ab und zu in der Presse auftauchte. Die Zeit davor war in Vergessenheit geraten, und niemand war dafür dankbarer als er selbst.

„Für die Zuschauer, die hierüber nicht informiert sind“, fuhr die Journalistin zu Parkers Entsetzen fort, „müssen wir erläutern, daß Herr Parker zunächst für die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, die OSZE, als Beobachter in Krisengebieten tätig war. Ich finde das, ehrlich gesagt, sehr bewundernswert. Was hat Sie zu diesem Entschluß geleitet?“

Parker nahm sich zusammen. Er wollte sich nicht anmerken lassen, wie ungern er über diese Zeit sprach. „Mich hat die Aufgabe gereizt, die OSZE direkt vor Ort bei ihren friedensschaffenden Maßnahmen zu unterstützen.“ Er sah der Journalistin in die Augen und dachte: Belassen wir es dabei. Keinesfalls wollte er vor laufender Kamera zu seiner letzten Mission befragt werden. Sie erwiderte den Blick, während sie sagte: „Im Januar 1999 haben Sie als OSZE-Beobachter an der Mission im Kosovo teilgenommen. Die Serben hatten einen Truppenrückzug versprochen, und die albanische Untergrundarmee UCK wollte einen beiderseitigen Waffenstillstand akzeptieren.“

Parkers Gesichtszüge verhärteten sich. *Was sollte diese Frage? Seine Zeit im Kosovo hatte doch nichts mit seiner Rußlandreise zu tun!*

Mitfühlend schaute sie ihn an. „Sie waren damals auf dem Weg in die Stadt Peć, die im Westen des Kosovo liegt, und begleiteten einen Konvoi, als sich ein schrecklicher Unglücksfall ereignete.“

Er fixierte die Journalistin, und in seinem Kopf stiegen die Erinnerungen auf. Erkannte das Gefühl der Unausweichlichkeit und der Ohnmacht schmecken. Bitter und brennend war es. Unwillkürlich nahm er einen Schluck Wasser aus dem bereitstehenden Glas.

Die Journalistin sah ihn unverändert fragend an.

„Richtig“, sagte er tonlos.

„Bis heute konnte nicht restlos aufgeklärt werden, was damals genau geschehen ist“, sagte sie und blickte ernst in die Kamera.

Parker nickte. Die Bitterkeit lag auf seiner Zunge, während sein Rachen lichterloh brannte.

Sie hielt ihm auffordernd das Mikro hin.

„Das stimmt“, sagte er. „Es gab im Januar 1999 einen Anschlag auf unsere Gruppe. Und man weiß bis heute nicht, wer den Hinterhalt gelegt hat.“

„Selbst die OSZE hat nie Auskunft über den genauen Zweck Ihrer damaligen Mission gegeben“, insistierte die Journalistin. „Außer daß Sie die Einhaltung des Waffenstillstands überprüft haben, ist nichts bekannt.“

Ihn beschlich ein Gefühl der unendlichen Traurigkeit, als er an den verhängnisvollen Tag dachte.

„Auch ich möchte nicht mehr dazu sagen“, antwortete er schließlich. „Noch heute ist das Leben von Menschen in Gefahr, die uns damals geholfen haben. Für diese Leute ist Vertraulichkeit eine Lebensversicherung.“

„Mindestens ein OSZE-Mitarbeiter aus Ihrer Gruppe soll sein Leben bei dem Angriff verloren haben“, sagte die Journalistin.

Er spürte, wie er zunehmend verkrampfte und sich Kälte in ihm ausbreitete. Er warf der Moderatorin einen durchdringenden Blick zu. „Das ist leider wahr. Ian Fowler, ein langjähriger Mitarbeiter der OSZE, wurde durch einen Heckenschützen tödlich verletzt“, antwortete er schließlich mit steinerner Miene. Noch heute hörte er in seinen Träumen das Schluchzen von Ians französischer Ehefrau bei der Beerdigung in Nordwales.

„*Pourquoi?*“, hatte sie ihm im walisischen Regen ins Ohr geflüstert, als er sie tröstend vor dem offenen Grab umarmt hatte.

Er atmete kurz aus, bevor er fortfuhr: „Ich bin dann im März 1999 nach dem Ausbruch des Kosovo-Krieges und dem Abzug der OSZE aus der Region schließlich dem Ruf nach Heidelberg gefolgt.“

„Das kann ich gut verstehen.“ Die Journalistin hakte zu seiner Überraschung nicht weiter nach. Er mutmaßte, daß die fortgeschrittene Sendezeit, welche die große Studio-Uhr in roten Lettern anzeigte, ihn vor weiteren Fragen bewahrt hatte.

„Wenden wir uns jetzt der anstehenden Moskau-Reise der Kanzlerin zu. Sind Sie der deutsche Ali Baba, der die geheime Sesam-öffne-dich-Formel kennt, um in die fest verschlossenen Schatzkammern Moskaus einzudringen?“

Er schüttelte leicht den Kopf. „Ich fürchte, mit dem berühmten Ali Baba kann ich mich nicht messen, und ich glaube auch nicht, daß im Kreml vierzig Räuber sitzen.“

Sie sah ihn für einen kurzen Augenblick verdutzt an. Eine leichte Röte flackerte an ihrem Hals auf. „Haben Sie dennoch etwas im Gepäck, das uns und Ihnen Hoffnung auf die Rückgabe von weiteren Kunstwerken machen könnte?“

„Ich denke schon.“

Ihre Augen weiteten sich. „Verraten Sie es uns!“

Parker sah auf der Studiouhr, daß die letzten Sekunden der Sendung liefen, und hielt einen Moment inne, bevor er weitersprach. Er wog seine Worte ab. „Die Rückgabe der Beutekunst berührt nicht nur juristische Fragestellungen, sondern im Wesentlichen politische Überlegungen. Die Meinungsverschiedenheiten über den Verbleib der Kulturgüter sind im Kern ein Test für die Belastbarkeit der Freundschaft beider Völker. Hierin liegt eine große Chance—wenn wir das unermessliche Leid nie vergessen, welches das russische Volk im Zweiten Weltkrieg erfahren hat. Nur wer diese Realität akzeptiert, kann Lösungen finden. Wir brauchen also vor allem Verständnis und Zuneigung für das russische Volk.“

Bei seinem letzten Wort zeigte die digitale Uhr noch genau drei Sekunden an. Hastig beeilte sich die Journalistin, ihre Ab-Moderation loszuwerden.

Kaum war die Übertragung beendet, drehte sie sich zu ihm um und fragte mit einem kecken Blick: „Was machen Sie eigentlich heute Abend? Haben Sie zufällig Lust, gemeinsam etwas essen zu gehen?“ Ohne ihn aus den Augen zu lassen, zauberte sie ein Päckchen Zigaretten hervor und bot ihm eine an.

„Nein, danke“, sagte er. „Ich habe vor zwei Jahren das Rauchen aufgegeben.“

Sie zündete sich eine an und blies den Rauch an ihm vorbei. „Und Journalistinnen zum Essen einzuladen, haben Sie das auch aufgegeben?“

Sie war ein attraktiver, nordischer Typ. Mit Augen wie ein Husky unter beinahe weißen Brauen. Für einen Moment war er versucht, das unliebsame Treffen am späten Abend gegen ein Dinner mit dieser aparten Journalistin einzutauschen, aber dann gab er sich einen Ruck. „Ich bin schon vergeben. Tut mir leid.“

Für 23 Uhr hatte das Sekretariat von Frau Rechtsanwältin Dr. Anne Kreifelts einen Tisch für zwei Personen im Restaurant *Borchardt* in Berlin-Mitte reserviert. Dr. Kreifelts würde an diesem Tag von einem einwöchigen Businessstrip aus New York zurückkehren und gegen neun Uhr in Berlin landen, hatte man ihm ausrichten lassen, und würde sich sehr freuen, ihn zu sehen.

Nachdenklich blickte Parker der Journalistin nach, die ihm noch ein „Mir auch“ zugeworfen hatte und nun auf den Aufnahmeleiter zuing. Mit gemischten Gefühlen dachte er an sein nächtliches Rendezvous mit Anne.

Kapitel 2

Vom Brandenburger Tor bis zum Bundeskanzleramt waren es nur wenige hundert Meter. Im siebten Stock der deutschen Regierungszentrale verfolgte die Bundeskanzlerin von ihrem Schreibtisch aus das Interview mit Parker auf einem Flachbildschirm an der Wand.

Als Parker sein Schlußwort gesprochen hatte, drückte sie mit mißbilligender Miene auf den Knopf der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Parker machte Politik und gab mit seiner Parole *Verständnis und Zuneigung* die Richtung ihrer Reise vor. Sie verzog den Mund, auch wenn ihre Verärgerung über dieses nicht abgesprochene Vorpreschen schon fast wieder verflogen war. Bis zum März war noch mehr als genug Zeit, um dem jungen Mann gehörig den Kopf zu waschen.

Und überhaupt war die Reise nach Moskau zurzeit ihr geringstes Problem.

Grübelnd wanderte ihr Blick auf den vor ihr liegenden Bericht des Bundeskriminalamts, den sie bereits zweimal durchgegangen war. Es handelte sich um ein Dokument der Hilflosigkeit, wie sie es noch nie zuvor vorgelegt bekommen hatte. Der Polizeibericht bezog sich auf die Überwachung einer Wohnung in Berlin-Mitte, die nicht unweit ihrer eigenen lag. Das hundert Quadratmeter große Appartement befand sich in einer gehobenen Wohnanlage und war nach allen Regeln der Kunst verwanzt worden. Ungläubig hatte die Regierungschefin gelesen, daß jeder Raum mit drei winzigen über Funk gesteuerten Mikros überwacht wurde. Selbst der Balkon, das Treppenhaus und der Kellerbereich waren vor den Abhörspezialisten des BKA nicht sicher gewesen. Die Telefonüberwachung umfaßte das Festnetz und die zwei Handys. Das Haus selbst wurde von einem vierköpfigen Team observiert, Ablösung alle sechs Stunden. Die Kanzlerin massierte sich die Schläfen. Daß kein Beamter unter dem Bett gelegen hatte, war alles.

Das Papier verzeichnete auf die Minute genau sämtliche Geschehnisse, die sich gestern Abend in der Wohnung zugetragen hatten. Es gab exakt zwei Eintragungen:

21:58: Ankunft der Rechtsanwältin

22:13: Duschgeräusche

Um 22.26 brach das Protokoll mit dem lapidaren Eintrag ab: Ende der Überwachungsmaßnahmen.

Bedächtig spreizte sie ihre Finger, drückte die Fingerkuppen ihrer Hände gegeneinander und ließ die Hände dann nach unten kippen. Sie betrachtete gedankenverloren das so entstandene umgedrehte Dreieck und stieß langsam den Atem aus.

Noch immer konnte sie es kaum glauben. Irgendjemand hatte dem BKA gegen 22 Uhr den Befehl erteilt, die Überwachung der Rechtsanwältin abubrechen.

Daraufhin waren die Polizisten vollständig abgezogen, und auch die elektronische Wohnungs- und Telefonüberwachung war unterbrochen worden.

Und selbst Stunden später war das BKA noch nicht einmal in der Lage, ihr zu melden, von wem die fatale Weisung stammte. Der Abzug des Überwachungsteams, so konstatierte der Verfasser des Berichts, erfolgte aufgrund einer mit der Staatsanwaltschaft abgestimmten Anordnung des Innenministeriums. Um genau 22:09 Uhr war die mysteriöse Meldung als vorschriftsmäßig codierte digitale Nachricht vom BKA-Computer empfangen, entschlüsselt und als dringliche Weisung für die Einsatzleitung identifiziert worden. Keine zwanzig Minuten nach dem Eingang der Anordnung über das BKA-Intranet hatten sich die Polizisten bereits vollständig zurückgezogen.

Eine Nachfrage beim Innenministerium am heutigen Morgen hatte ergeben, daß weder das Ministerium noch die Staatsanwaltschaft von der nächtlichen Weisung Kenntnis hatten. Gleich darauf waren die Computerfachleute des BKA angerückt und suchten seitdem vergeblich nach einem geheimnisvollen Hacker, der jedoch offenbar keine digitalen Spuren hinterlassen hatte. Andere Beamte fahndeten nach einem Maulwurf in den Reihen der Polizei oder des Ministeriums.

Alles bisher ergebnislos.

Ratlos schob sie das Dokument von sich, wobei ihr Blick auf das Bildnis der russischen Zarin Katharina der Großen fiel. Sie hatte den Stich mit ins Kanzleramt genommen, wo er nun ihren Schreibtisch zierte. Die machtbewußte deutsche Prinzessin, die ihren eigenen Ehemann, Zar Peter III., gestürzt hatte und so zu einer der mächtigsten Frauen Europas im achtzehnten Jahrhundert aufgestiegen war, war schon seit langem ihr großes Vorbild. Nie hätte sie sich vorstellen können, daß die Entscheidungen der Zarin einmal auch ihr eigenes Handeln bestimmen könnten. *Geschichte wiederholt sich nicht, dachte sie, aber sie sendet offenkundig Grüße aus der Vergangenheit: überraschende, ironische und nicht selten zugleich äußerst bedrohliche.*

Sie streifte die flachen Schuhe ab und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in ihren Stuhl. Sie dachte an Parker. Was vor ein paar Tagen nur eine vage Idee gewesen war, könnte sich möglicherweise jetzt zu einem ernsthaften Plan auswachsen, einem Plan, der auf nichts anderem als Verzweiflung gründete. Falten bildeten sich auf der Stirn der deutschen Regierungschefin, als sie ihre Lider wieder öffnete.

Ihr abwesender Blick fiel auf die drei Schachfiguren, die sie im vorderen Teil des Raums vor dem Fenster hatte aufstellen lassen. Eine über einen Meter hohe weiße Dame, die von zwei Bauern begleitet wurde. Die Kanzlerin erhob sich von ihrem Lederstuhl und näherte sich auf Socken dem Wandschrank aus rötlich schimmerndem Mahagoniholz auf der anderen Seite des Büros. Sie öffnete eine Klappe, und zum Vorschein kam ein Schachspiel aus altem Eichenholz.

Ihr Vater hatte es ihr als Fünfjähriger geschenkt, und sie hatte sich seitdem nicht mehr davon getrennt. Selbst als sie als Jugendliche per Anhalterin durch den Kaukasus bis nach Tiflis gereist war, hatte sie die weißen und schwarzen Holzfiguren in ihrem Rucksack bei sich getragen.

Nachdenklich studierte sie die fein säuberlich aufgereihten Phalanx der weißen Bauern, die scheinbar nur auf ihren Befehl wartete, um loszuschlagen. Fast zärtlich berührte sie eine der Figuren, nahm sie auf und drehte sie in der Hand. Sie

liebte dieses Spiel, bei dem die richtige Mischung aus Berechnung und Instinkt über Sieg oder Niederlage entschied.

Viele lange Nachmittage und Abende hatte ihr Vater sie geduldig in die Geheimnisse des uralten Spiels eingeweiht. Und sie war, wie immer in ihrem Leben, eine ausgezeichnete Schülerin gewesen.

Ein verschmitztes, kaum sichtbares Lächeln huschte erstmals an diesem Morgen über ihr Gesicht. Erinnerungen stiegen plötzlich auf, und sie sah das siebenjährige Mädchen vor sich, das sie einmal gewesen war und das mit weichen Knien und heißen Wangen versuchte, den Vater auf dem Schachbrett zu besiegen. Sie war in der Defensive, und die schwarzen Figuren des Vaters rückten unaufhörlich auf den weißen König zu. Aber einem ihrer Bauern war es gelungen, weit in die gegnerische Hälfte einzudringen. Der Vater hatte der schwachen Figur im heillosen Durcheinander ihrer hoffnungslosen Stellung keine Beachtung geschenkt, und sie hatte all ihren Mut zusammengenommen und erst ihren letzten Läufer und dann noch einen mächtigen Turm geopfert, nur um ihren Bauern noch ein Feld weiter nach vorne ziehen zu können. Regungslos hatte sie mit halb geschlossenen Lidern auf das Schachbrett gestarrt, aus Angst, sich bei einem Blickkontakt mit ihrem Vater zu verraten.

Als der das drohende Unheil schließlich doch erkannte und versuchte, es mit hektischen Zügen abzuwenden, war es schon zu spät. Unaufhaltsam bahnte sich der weiße Bauer seinen Weg zur schwarzen Grundlinie.

Nie würde sie den Augenblick vergessen, als sie die vermeintlich unterlegene Spielfigur auf das Feld in der letzten Reihe setzte und sofort gegen eine mächtige Dame eintauschte. Vier Züge später gab ihr Vater auf.

Prüfend blickte sie nochmals auf die weiße Spielfigur in ihrer Hand und stellte sie dann entschlossen zurück auf das Brett. Der Damenbauer war nun zwei Felder nach vorne gerückt. Das Spiel hatte begonnen.

Kapitel 3

Nach dem Interview zogen die Sonnenstrahlen Parker auf die Straßen Berlins. An eine Rückkehr ins Adlon war nicht mehr zu denken.

Ohne besonderes Ziel ließ er sich im Strom der Leute treiben. Gemächlich schlenderte er den Prachtboulevard Unter den Linden hinauf, passierte die für ihre pompösen Empfänge berühmte Russische Botschaft und kurz darauf die Humboldt-Universität, an der er schon einige Gastvorlesungen gehalten hatte. Die alte Residenz des Preußenkönigs Friedrich II., das spätklassizistische Kronprinzenpalais, ließ er links liegen und lief geradewegs auf den Berliner Dom zu. Das Rote Rathaus und der Fernsehturm auf dem Alexanderplatz leuchteten im Morgenlicht.

Er überquerte den Seitenarm der Spree und gelangte auf die Museumsinsel, wo ihn das Alte Museum mit seiner gewaltigen Säulenfront in seinen Bann schlug.

Von außen nicht erkennbar, hielt es in seinem Inneren eine bauliche Glanzleistung bereit, die auf ihn eine spürbare Anziehungskraft ausübte: die Rotunde, de-

ren Wände mit vierundzwanzig korinthischen Säulen umgeben waren und über der sich eine mehr als zwanzig Meter hohe Kuppel wölbte. Das architektonische Kleinod hatte einige dazu verleitet, vom schönsten Pantheon zu sprechen, das Schinkel je erbaut hatte.

Er näherte sich der weitläufigen Freitreppe, hinter der die Preußische Antikensammlung und vorübergehend auch die Sammlung des Ägyptischen Museums mit der weltbekannten Büste der Nofretete untergebracht waren.

Die berühmte Ägypterin ließ ihn zum zweiten Mal an diesem Morgen an Anne denken.

Vor einigen Jahren hatte er gemeinsam mit Anne der hübschen Gattin des Pharaos Tutenchamun einen Besuch in ihrem damaligen Domizil, dem Ägyptischen Museum in Charlottenburg, abgestattet.

„O Nafteta! Wann wirst du endlich zu deinem Volk zurückkehren dürfen?“, hatte Anne damals theatralisch ausgerufen und dabei die alte Aussprache des Namens mehr oder minder richtig nachgeahmt. „Wäre ich doch nur deine Anwältin!“

Ihr Gesicht hatte dabei einen wild entschlossenen Zug angenommen, und ihr dichter roter Haarschopf war wie Feuer um ihren Kopf gewirbelt. Den Mund mit den vollen Lippen hatte sie leicht geöffnet, während sie völlig verzaubert die ägyptische Herrscherin betrachtete. Die Nilkönigin schien sie magisch anzuziehen.

„Du tust ja gerade so, als ob Nofretete nach Berlin verschleppt worden wäre.“

Sie warf ihm einen spöttischen Blick zu.

„Soweit ich mich erinnere“, hob er an, „hat Ludwig Borchardt, ein zur damaligen Zeit immerhin sehr angesehener Altertumsforscher, sie mit einer einwandfreien Ausfuhrgenehmigung nach Deutschland gebracht.“

„Lupenrein“, bemerkte sie mit einem angriffslustigen Blick in den grünen Augen, „waren Borchardts Papiere zweifellos, nur daß die ägyptischen Behörden gar nicht wußten, daß es sich um Nofretete handelte, als sie die Dokumente ausgefertigt haben.“

Er machte eine abwiegelnde Handbewegung. „Sag bloß, du glaubst die alte Geschichte, daß die Büste mit Lehm unkenntlich gemacht wurde, um den wahren Wert vor den Ägyptern zu verschleiern? Hört sich gut an, läßt sich nur leider nicht beweisen.“

„Abwarten. Vor deutschen Gerichten sind schon ganz andere Dinge ans Tageslicht gekommen“, sagte sie mit einem feinen Lächeln auf den Lippen. „Und bedenke, schon damals war von einer Vermogelung die Rede.“

Parker schmunzelte. „Vielleicht hätten die Ägypter einfach besser aufpassen sollen. Ich meine, ein bißchen getrockneten Nilschlamm hätte man von der Königin ja wohl wegputzen können.“

Sie verzog schmollend den Mund, würdigte ihn keines Blicks mehr und betrachtete konzentriert den Museumsfußboden. „Was glaubst du, Ben? Warum haben die Deutschen die Büste nach der Ausgrabung 1912 noch über zehn Jahre lang versteckt gehalten?“

Er zuckte mit den Achseln. „Weil Borchardt den Grabungsfund geheim halten wollte, nehme ich an. Er fürchtete, seine Grabungslizenz zu verlieren, wenn zu viel Aufhebens um die Büste gemacht wird.“

„Das spricht doch Bände, oder?“ Sie schaute ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue an. „Die Bundesregierung weiß genau, daß damals nicht alles mit rech-

ten Dingen zuring. Und jetzt haben sie einen Riesenbammel davor, daß ihnen die Ägypter die entführte Königin wieder abnehmen.“

In gespielter Besorgnis zog er die Augenbrauen in die Höhe. „Falls das stimmt, sollte man vielleicht besser die Sicherheitsvorkehrungen im Museum verstärken, was meinst du?“

„Laß die Witze, Ben!“ Ihre rötlichen Augenbrauen bildeten ein eindrucksvolles V. „Deutschland hält die Nofretete zurück. Man ist noch nicht einmal bereit, sie den Ägyptern als vorübergehende Leihgabe auszuhändigen. Der Bundestag hat eine entsprechende Bitte rundheraus abgelehnt. Der Zustand der Büste vertrage angeblich eine mehrmonatige Verlagerung nicht.“ Empört schaute sie ihn an.

Er umarmte ihre Taille, was sie zuließ, wobei sie jedoch weiterhin auf eine gewisse körperliche Distanz achtete. „Nofretete war eine Göttin, eine Urmutter Ägyptens und die schönste Frau der Welt. Einzigartig und untrennbar mit der ägyptischen Kultur verschmolzen! Und das alles soll keine Bedeutung haben, weil vor hundert Jahren irgendein ignoranter Beamter in einer untergeordneten Behörde eine Ausfuhrgenehmigung erteilt hat?“

Wie immer, wenn sie sich in eine Sache hineinsteigerte, röteten sich zu seiner Freude ihre Wangen. Er hatte Lust, sie zu küssen und mit ihr aus dem Museum zu verschwinden.

„Ben, sei ehrlich. Die Nofretete gehört nicht nach Berlin. Geben wir sie den Ägyptern zurück!“

„Nichts gegen deine Solidarität mit dieser ägyptischen Schönheit, aber du verschweigst einen entscheidenden Umstand: Noch nicht einmal die Ägypter fechten die damalige Ausfuhrgenehmigung an. Die übrigens auch nicht von irgendeiner untergeordneten Behörde, sondern von der damals zuständigen ägyptischen Altertumsverwaltung erteilt wurde. Wie zuvor vereinbart, hat Borchardt seine Funde mit den Behörden geteilt, und zwar *à moitié exacte*. Die Ägypter haben den berühmten Klappaltar von Kairo erhalten und wir eben die Nofretete.“

„Der Klappaltar ist wahrscheinlich eine Fälschung, die Borchardt selbst hat anfertigen lassen, um sich Nofretete unter den Nagel zu reißen.“ Er spürte den Druck ihrer Hände, die sich von seinem Arm befreien wollten, tat aber so, als habe er nichts bemerkt, und fuhr ungerührt fort: „Alles reine Spekulation.“

„Aber eines ist keine Spekulation.“

„Und das wäre, Frau Rechtsanwältin?“

Sie bändigte ihren voluminösen Haarschopf mit einer goldfarbenen Spange, bevor sie weitersprach. „Ägypten war zum damaligen Zeitpunkt ein Vasall des Osmanischen Reiches, aber in Wirklichkeit herrschten die Briten über Ägypten. Sie hatten bis 1922 ein Protektorat errichtet und kontrollierten das Nilland. Die Ausfuhrgenehmigung der Nofretete wurde somit gar nicht von den Ägyptern erteilt, sondern von den Türken mit Billigung der Briten. Eine freie Entscheidung der ägyptischen Regierung oder gar des Volkes über Nofretetes Ausfuhr hat es somit nie gegeben.“ Sie blickte ihn triumphierend an.

Das war, wie er wußte, der perfekte Augenblick für einen Kuß. Doch er ließ ihn verstreichen und fragte sie stattdessen nach einer Weile so beiläufig wie möglich: „Sag mal, du Hofanwältin der Pharaonen, könntest du dir rein theoretisch auch vorstellen, die Bundesrepublik Deutschland in einem Rechtsstreit über Nofretete gegen die Ägypter zu verteidigen?“

Sie schaute ihn verblüfft an.

„Zu einem angemessenen Honorar selbstverständlich“, ergänzte er mit gespielter ernster Miene.

„Selbstverständlich, ich bin Rechtsanwältin!“

„Das ist sehr beruhigend“, sagte er und gab ihr einen Kuß auf den Mund. Dann zog er sie mit sanfter Kraft von der Nofretete weg. „Komm, du Schöne!“

Tief in diesen Erinnerungen versunken, war er die große Freitreppe des Alten Museums emporgestiegen und befand sich nun im Eingangsbereich.

Warum sollte er der schönen Ägypterin nicht einen kleinen Besuch abstatten? Zeit hatte er genug.

Er zog den Kaschmirmantel, der ihn in London ein kleines Vermögen gekostet hatte, aus und machte sich auf den Weg zur Garderobe. Nebenbei durchsuchte er vorsorglich die Taschen des Mantels nach Wertgegenständen.

Als er sein Handy aus der rechten Seitentasche fischte, bemerkte er, daß das Gerät noch immer ausgeschaltet war.

Den Wintermantel noch in der Hand, drückte er auf den grünen Knopf des Telefons und aktivierte so die Stromzufuhr. Er tippte die PIN ein, und sofort signalisierte ein Klingelton den Empfang von Kurznachrichten über vier entgangene Anrufe. Sämtliche Anrufe waren von ein und derselben Person.

Anne, war auf dem Display zu lesen. Zum ersten Mal hatte sie es um 22:35 Uhr gestern Abend versucht, zum letzten Mal kurz vor 24 Uhr.

Erstaunt starrte er auf das Telefon. Was hatte sie von ihm gewollt? Warum rief sie ihn extra aus New York an, wenn sie sich doch in wenigen Stunden ohnehin in Berlin sehen würden? War das Treffen abgesagt? Dann hätte sie ihm auch eine SMS schreiben können. Und normalerweise versuchte sie immer nur einmal, ihn zu erreichen, und wartete dann auf seinen Rückruf. Besorgt drückte er auf die Rückruf-Taste.

Er vernahm ein Freizeichen und wartete eine Weile.

„Hallo“, meldete sich dann eine weibliche Stimme, die eindeutig nicht Anne gehörte. Er stellte sich vor und fragte nach ihr.

„Frau Dr. Kreifelts ist zurzeit in einem Meeting. Kann ich etwas ausrichten, Herr Parker?“, erkundigte sich die unbekannte Frau.

„Wer sind Sie?“

„Eine Mitarbeiterin von Frau Dr. Kreifelts. Mein Name ist Müller“, erwiderte sie leicht zögerlich, so als ob sie sich für einen kurzen Augenblick konzentriert hatte, bevor sie antwortete.

Er konnte sich nicht daran entsinnen, daß Anne ihr Handy jemals einer anderen Person überlassen hätte.

„Hören Sie, Frau Dr. Kreifelts hat gestern mehrfach versucht, mich telefonisch zu erreichen. Ich gehe davon aus, daß es sich um eine dringende Angelegenheit handelt. Bitte sagen Sie ihr, daß Benjamin Parker am Apparat ist.“ Die Sache kam ihm immer seltsamer vor.

„Warten Sie bitte einen Augenblick“, sagte die Frau. Dann vernahm er Schritte, als ob jemand auf Parkettfußboden durch eine Wohnung ging. Im Hintergrund wurde leise gesprochen. Schließlich verstummte das Gespräch, und Parker vernahm ein Rascheln. Das Telefon war weitergereicht worden.

„Sind Sie Professor Dr. Benjamin Parker von der Uni Heidelberg?“ Wieder war es eine weibliche Stimme, und wieder hatte er sie noch nie zuvor gehört.

„Ja, das bin ich. Und wer sind Sie?“, antwortete er, erstaunt über die genauen Informationen, die seine Gesprächspartnerin über ihn hatte.

Die Unbekannte atmete tief aus. „Es tut mir sehr leid, Herr Parker. Ihre Kollegin, Frau Dr. Kreifelts, ist gestern Nacht verstorben. Ich bin Oberstaatsanwältin Troendle und leite die Ermittlungen über das Ableben von Frau Kreifelts.“

Die Mitteilung war einer Kanonenkugel gleich durch das Handy unmittelbar in seinen Kopf geschossen. *Ein Irrtum! Ein schrecklicher Irrtum!*, hallte es durch die zerebrale Ruine wider, die das Geschoß hinterlassen hatte. „Da muß ein Mißverständnis vorliegen“, stammelte er mehr, als daß er sprach. Er schluckte, und plötzlich schmeckte er sie: die Bitterkeit, die ihn seit dem Tod von Ian Fowler verfolgte. „Es kann nicht Frau Dr. Anne Kreifelts sein. Sie ist zurzeit in New York“, brachte er noch heraus, dann versagte ihm die Stimme.

„Leider nicht, Herr Professor.“ Eine Pause trat ein. „Frau Kreifelts hat ihren geplanten New-York-Aufenthalt kurzfristig verschoben.“ Parker verspürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Er war unfähig, etwas zu sagen. Seine Beine fühlten sich plötzlich an wie Beton und waren zugleich kaum noch in der Lage, ihn aufrechtzuhalten. „Die Frau, die Sie sprechen wollen, ist heute Nacht in Berlin gestorben. Es tut mir sehr leid.“

Er glaubte der Staatsanwältin, obwohl sich alles in ihm dagegen wehrte. Ihm wurde schwindelig, und er rang nach Luft.

Anne war tot. Und die Staatsanwaltschaft ermittelte.

„Herr Parker, ich würde gerne mit Ihnen über Frau Kreifelts sprechen. Wir müssen wissen, warum sie gestern wiederholt versucht hat, Sie telefonisch zu erreichen. Haben Sie eine Ahnung, was der Grund für die Anrufe gewesen sein könnte?“

Parker schluckte und schluckte, obwohl sein Hals sich anfühlte wie ein staubiger Buschbrand. Antworten konnte er nicht.

„Herr Parker, sind Sie noch dran? Können wir uns treffen?“

„Ja“, stieß er heiser hervor.

„Kommen Sie bitte in die Rechtsmedizin der Charité, Turmstraße 21. Sagen wir um siebzehn Uhr? Dann dürfte die Obduktion abgeschlossen sein.“

„Ja“, sagte er nochmals und beendete das Gespräch.

Die Tränen, die unvermittelt in seine Augen stiegen, unterdrückte er nicht. Taumelnd verließ er den Museumsbau und trottete langsam zurück zum Hotel Adlon.

Als er wieder auf dem Pariser Platz vor dem Brandenburger Tor angelangt war, richtete er seinen Blick nochmals hinauf zur Quadriga.

Klar und deutlich sprangen ihm nun die berüchtigten Symbole des preußischen Militarismus ins Auge, welche die Viktoria an ihrer Lanze in die eiskalte Winter-sonne hielt. Das Eiserne Kreuz und der Preußische Adler glänzten über ihm.

Kapitel 4

Kurz vor siebzehn Uhr bog Parkers Porsche langsam in die Turmstraße ein. Über Berlin war die winterliche Dunkelheit hereingebrochen, und am Nachmittag hatte der Schneefall wieder eingesetzt; weiß-graue Schneeflocken schwebten im Licht der Laternen, die wie mahnende Zeigefinger aufgereiht die Straße säumten. Eine Seite der Straße wies eine nahezu geschlossene Bebauung auf, wobei sich ältere und neue Gebäude wahllos abwechselten, auf der anderen lag in undurchdringlicher Dunkelheit der Tiergarten.

Die Rechtsmedizin der Charité befand sich innerhalb eines weitläufigen medizinischen Gebäudekomplexes. Parker stellte seinen Wagen an der Straßenseite vor dem Eingang ab und ging mit hochgeklapptem Kragen durch den kalten, nassen Schnee auf den Eingang zu. Ein Pförtner beäugte ihn mißtrauisch aus einem Wachhäuschen, das seit vielen Jahren keinen Anstrich mehr erhalten hatte.

„Zur Rechtsmedizin?“ Parker setzte einen fragenden Gesichtsausdruck auf.

Er war sich nicht sicher, ob der Mann ihn verstanden hatte, aber dann wies der Pförtner ihm mit ausgestrecktem Arm den Weg. „Immer geradeaus. Haus L.“

Er schritt im Halbdunkel des Laternenlichts durch einen sparsam begrünten Innenhof, bis er einen Wegweiser fand, der ihn zur Rechtsmedizin geleitete. Kurze Zeit später stand er vor einem imposanten Klinkerbau aus dem frühen 19. Jahrhundert.

Vor der Eingangstür, zu der eine breite Treppe aus schweren Granitplatten führte, stand eine ältere grauhaarige Frau, die ihn unverhohlen musterte. Regungslos ließ sie ihn näher kommen. Ihr Atem bildete weiße Nebelschwaden, die aufstiegen und dann im Schneegestöber verschwanden.

Sie trug ein schlichtes schwarzes Kostüm aus dicker Baumwolle, das keiner bestimmten Mode zuzuordnen war. Weder Schmuck noch Schminke machten auf ihr blasses und unscheinbares Gesicht aufmerksam. Ihre Haare hatte sie nach hinten gekämmt und streng zu einem Knoten zusammengebunden.

Obwohl der Schneefall stetig zunahm, hatte sie ihren Mantel nicht angezogen, sondern ihn sich über den Arm gelegt. Trotzdem schien sie nicht zu frieren.

„Professor Parker, nehme ich an. Mein Name ist Troendle“, begrüßte sie ihn. „Mein Beileid.“

Er schüttelte ihre Hand und glaubte ihr nicht.

Gemeinsam betraten sie eine hell beleuchtete Eingangshalle, von der rechts und links lange Flure abgingen. Alles war in gelblichen und gräulichen Farbtönen gehalten, die im Laufe der Jahre verblaßt und verschmutzt waren. Am Ende des Eingangsbereichs führten großräumige Treppen und Aufzüge weiter hinein in das Gebäude.

Das einzige Möbelstück im Empfangsbereich war eine abgenutzte schmutziggelbe Plastikbank für Besucher. Eine junge blonde Frau in einem weißen Arztkittel hatte darauf Platz genommen.

„Bitte entschuldigen Sie die Formalität“, sagte die Staatsanwältin, „aber ich muß Sie nach Ihrem Personalausweis fragen.“ Die schonungslose Beleuchtung zeigte, daß die Zeit bereits viel Farbe aus ihren grauen Augen gezogen hatte. An der Intensität ihres prüfenden Blicks änderte das jedoch nichts.

Er nahm seinen deutschen Paß aus der Brieftasche, reichte ihn der Staatsanwältin und blickte sie freundlich an. Sie nickte ihm kurz zu, als ob es sich um eine

Grenzkontrolle an einem internationalen Flughafen handelte, und gab ihm den Paß zurück.

„Sie haben einen englischen Namen“, stellte sie fest.

„Einen amerikanischen. Mein Vater ist Amerikaner. Meine Mutter war eine Deutsche“, sagte er, und wieder nickte sie.

„Sie wohnen zurzeit im Hotel Adlon?“

Jetzt war es an ihm zu nicken.

„Bitte warten Sie hier einen Augenblick. Ich benachrichtige den zuständigen Arzt. Er wird uns zu der verstorbenen Frau Kreifelts bringen.“

Er schaute ihr nach, wie sie den Gang zu seiner Linken hinunterging, wobei ihre Schuhe auf dem dunklen Steinboden klapperten. Ein wenig unschlüssig näherte er sich der Ärztin auf der Besucherbank. Die Frau hatte sich tief über ihr Handy gebeugt, ihr Gesicht war hinter langen blonden Strähnen verborgen, die nach unten fielen. Sie schien hochkonzentriert zu sein und ihn gar nicht zu bemerken.

Außer ihr war niemand auf den Fluren oder im Eingangsbereich zu sehen. Das Gebäude machte einen völlig verlassenem Eindruck. Eine sonderbare Stille erfüllte die Luft.

Er setzte sich auf die Bank neben die Ärztin, und sie schaute auf. Hellbraune Augen, umrandet von einer schwarzen Brille, trafen seinen Blick und verharrten einen flüchtigen Moment. Sie lächelte. „Hallo.“

„Hallo.“ Parker wollte noch etwas sagen, aber da hatte sie den Blick schon niedergeschlagen und befaßte sich erneut mit dem Telefon.

Aus den Augenwinkeln bemerkte er, daß die Staatsanwältin am Ende des langen Gangs stehen geblieben war und an eine Tür klopfte, um dann im Büro dahinter zu verschwinden. Als er seinen Blick wieder nach vorne richtete, hatte er das vage Gefühl, als ob die Ärztin ihn heimlich kurz gemustert hätte.

Wartend saß er auf der abgewetzten Plastikbank, und langsam kroch die Traurigkeit über Annes Tod, die er für einen kurzen Augenblick verdrängt hatte, wieder in ihm hoch. Um sich abzulenken, kramte er ebenfalls sein Handy aus der Tasche. Nach wenigen Tastendruckern erschienen im Display erneut die vergeblichen Anrufe. Sie hatte zwischen halb elf abends und Mitternacht viermal versucht, ihn zu erreichen.

Was war bloß passiert?

Er hoffte, daß ihm der Arzt und die Staatsanwältin hierauf eine Antwort geben würden. Stundenlang hatte er sich im Hotel den Kopf darüber zerbrochen, ohne eine Erklärung zu finden. Eine Frage quälte ihn dabei ununterbrochen.

Würde Anne noch leben, wenn er sein Handy nicht abgestellt hätte?

„Herr Professor. Dies ist Dr. Beltram“, unterbrach die Staatsanwältin seine seelenwunden Gedanken. „Er wird uns zu Frau Kreifelts begleiten.“

Er erblickte einen Mann mit einem erheblichen Brustkorb und muskulösen Armen, die seinen weißen Kittel deutlich zum Spannen brachten. Durch die Gläser der eckigen weißen Brille schauten teilnahmslose Augen.

„Kommen Sie“, sagte Dr. Beltram und ging mit der Staatsanwältin auf die große Freitreppe zu, die zum Keller hinunterführte.

Parker folgte ihnen in den Kellerbereich. Nachdem sie mehrere Gänge durchschritten hatten, öffnete der Arzt eine dunkelgrüne Tür, hinter der es vollkommen dunkel war. Beltram drückte einen Schalter, und kaltes grelles Licht flammte aus

den Deckenröhren auf, das einen großen, weiß gekachelten Raum zum Vorschein brachte. In der Mitte des Raums befanden sich zwei graue Seziertische. Auf dem linken zeichnete sich ein weiblicher Körper unter einem weißen Tuch ab.

Er betrat den Raum und bewegte sich wie in Trance auf den Tisch mit der Leiche zu. Ein starker Geruch nach Desinfektionsmitteln hatte sich ausgebreitet. Er versuchte zu schlucken, aber seine ausgetrocknete Kehle war wie zugeschnürt. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, und er wischte sie mit dem Ärmel seines Mantels ab. Der beige Wintermantel lag plötzlich zentnerschwer auf seinen Schultern. Er zog ihn aus, legte ihn auf den freien Tisch und merkte, wie Kälte sich über seinen Rücken ausbreitete.

Das Leichentuch bildete ein vertrautes Relief. Annes Körperbau war unverkennbar. Er stieß Luft durch seine fast geschlossenen Lippen und atmete sie sofort wieder ein. „Bitte nehmen Sie ihr das Tuch ab.“

Der Arzt stülpte sich geschickt zwei grüne Plastikhandschuhe über die Hände, nahm die beiden Kopfenden des weißen Tuchs und deckte das Laken bis zum Hals des leblosen Körpers auf.

Und dann starb die letzte irrationale Hoffnung, die er die ganze Zeit noch gehegt hatte. Sosehr er es sich auch gewünscht hatte, es war keine Verwechslung. Auf dem grauen Obduktionstisch lag die Leiche von Anne.

„Ist das Frau Dr. Anne Kreifelts, Herr Professor?“, vernahm er die Stimme der Staatsanwältin.

Man hatte ihr die Augen geschlossen, aber Parker wußte, daß sich hinter den Lidern kein strahlendes Grün mehr befand. Das Gesicht wirkte hohl und eingefallen, die Haut matt und gelblich. Totenfahl. Der Glanz, der ihren rötlichen Haaren eine besondere Schönheit verliehen hatte, existierte nur noch in seiner Erinnerung.

„Ja. Sie ist es.“ Er näherte sich dem toten Körper. Seine Hand verharrte vor dem wächsernen Gesicht, und ihm stockte der Atem. Dann streichelte er über die kühle Haut ihrer unbeweglichen Wange. Eiseskälte umschloß sein Herz.

Er verlor das Gefühl für die Zeit, stand einfach da und starrte auf den reglosen Körper.

„Hatten Sie in letzter Zeit Kontakt zu Frau Kreifelts, Herr Parker?“, brach die Staatsanwältin schließlich das Schweigen.

Er mußte sich konzentrieren, um auf die Frage zu antworten. „Nur wenig. Wir haben uns das letzte Mal im Oktober in München anlässlich irgendeines Empfangs im Rahmen der Kunstmesse gesehen.“

„Sie haben auch nicht mit ihr telefoniert, E-Mails geschrieben oder sonstwie kommuniziert?“

„Doch. Wir haben uns seit Oktober ein paar E-Mails geschrieben. Und für heute Abend waren wir verabredet.“

„Frau Kreifelts wußte also, dass Sie sich in Berlin befinden?“

Er nickte.

„Sie waren eng mit der Toten befreundet?“

„Das kann man so sagen. Wir kannten uns schon seit dem Studium.“

„Auch beruflich sind Sie gemeinsame Wege gegangen?“, hakte die Staatsanwältin weiter nach.

„Sie war Anwältin, vielleicht die erfolgreichste Kunstrechtsanwältin in Europa, jedenfalls eine der allerbesten. Und ich habe, wie Sie bestimmt wissen, die universitäre Laufbahn auf dem gleichen Gebiet eingeschlagen. So blieben wir auch beruflich die ganzen Jahre in engem Kontakt.“

„Letztes Jahr haben Sie gemeinsam mit Frau Kreifelts vor dem englischen High Court einen spektakulären Prozeß geführt und die Restitution einer Sammlung expressionistischer und impressionistischer Gemälde an die Erben der ursprünglichen Eigentümer erreicht. Die Kunstwerke wurden damals auf einen Gesamtwert von über hundert Millionen Euro geschätzt.“

„Hinsichtlich des Werts der Gemälde bin ich von meinen Auftraggebern zur Verschwiegenheit verpflichtet worden. Dazu kann ich Ihnen nichts sagen. Alles andere kann ich bestätigen.“ Seine Stimme war schwer und kam ihm fremd vor. Er schaute die Ermittlerin an. „Lassen Sie mir ein paar Augenblicke. Dann können wir reden.“

Sie nickte und trat einen Schritt zurück.

Ihm war schwindelig, und er stützte sich am Obduktionstisch ab. Die Kühle des Marmors glitt in seinen Körper und vermischte sich dort mit einem verzehrenden Feuer in seiner Brust.

Wieder hatte er einen Menschen verloren. Wieder hatte er nicht helfen können, als es darauf ankam. Er starrte auf das schneeweiße Laken, das ihren Körper fast vollständig bedeckte und auf dem seine herabfallenden Tränen winzige kreisrunde Flecken bildeten.

Tief atmete er aus und drehte sich wieder zur Staatsanwältin um. „Was wollen Sie wissen?“

Die Ermittlerin antwortete sofort. „In der Presse stand, daß Frau Kreifelts ein Honorar in Höhe von über einer Million Euro für den High-Court-Fall erhalten haben soll.“

Er zuckte mit den Achseln und schwieg. Was ging es die Staatsanwaltschaft an, daß die Zahl stimmte? Ihm selbst hatte man für seine Tätigkeit ein Honorar in gleicher Höhe überwiesen.

„In der Klatschpresse war ferner zu lesen, daß sie ein Liebesverhältnis mit dem Gutachter begonnen haben soll.“ Zum ersten Mal zeigte sich auf ihrem Gesicht eine Art Lächeln. „Mit Ihnen.“

Ihm war die Berichterstattung damals mehr als nur unangenehm gewesen. Zwar hatte ihn keiner der Kollegen an der Universität direkt darauf angesprochen, doch hinter seinem Rücken dürfte der Spott wohl umso heftiger über ihn ausgeschüttet worden sein.

Und kurze Zeit später war das Feuer der Leidenschaft bei Anne auch schon wieder erloschen—ein Umstand, der ihm nicht das erste Mal mit ihr passiert war.

Er warf der Staatsanwältin einen ernsten Blick zu. „Sie scheinen ein Faible für den seichteren, gefühlsbetonten Journalismus zu haben.“

Sie kniff die Augen zusammen. „Ich ermittle hier in einer möglichen Straftat. Vergessen Sie das bitte nicht. Und Sie sind die einzige Person, mit der die Verstorbene noch kurz vor ihrem Tod versucht hat, Kontakt aufzunehmen. Ihr Verhältnis zu Frau Kreifelts ist daher durchaus von Interesse. Warum sind Sie eigentlich gestern nicht an Ihr Telefon gegangen?“

„Ich hatte das Handy ausgeschaltet, weil ich mich in Ruhe auf ein Fernsehinterview und ein Gespräch im Bundeskanzleramt vorbereiten wollte.“ Seine eigene tonlose Stimme drang an sein Ohr, hohl und leer. „Erst heute Morgen habe ich bemerkt, daß sie angerufen hatte.“

„Haben Sie eine Ahnung, was Frau Kreifelts von Ihnen gewollt hat?“

Er schüttelte den Kopf und schaute die Ermittlerin direkt an. „Sagen Sie mir, wie Frau Dr. Kreifelts gestorben ist.“

Die Staatsanwältin zögerte und strich sich ein nicht vorhandenes Haar von ihrer Kostümjacke. „Die Staatsanwaltschaft hat am Mittag auf Grundlage einer richterlichen Anordnung durch Dr. Beltram eine Leichenöffnung durchführen lassen.“ Sie hielt inne und sah ihm in die Augen. „Das Ergebnis liegt bislang noch nicht vor. Dr. Beltram wird in Kürze seine Untersuchungen abschließen und ein rechtsmedizinisches Gutachten verfassen. Es tut mir leid, aber Sie werden verstehen, daß ich Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt keine weiteren Angaben machen kann.“

Er atmete aus. „Frau Staatsanwältin, Sie haben eine Leichenöffnung beantragt. Das heißt, Sie können ein Fremdverschulden nicht ausschließen“, stellte er fest. „Nach deutschem Recht liegt es bekanntlich nicht im freien Ermessen der Staatsanwaltschaft, die Autopsie einer Leiche anzuordnen. Das ist nur zulässig, wenn Anhaltspunkte für ein Verbrechen vorliegen und ein Richter diese Einschätzung zuvor bestätigt hat.“

Ungerührt hörte sie seinen Ausführungen zu, die Arme vor der Brust verschränkt.

Er trat auf sie zu. „Warum haben Sie die Leichenöffnung beantragt?“

Die Staatsanwältin musterte ihn lange, bevor sie erwiderte: „Es ist, wie Sie sagen. Wir sind verpflichtet, eine Obduktion vorzunehmen, wenn die Umstände des Todes Anlaß dazu geben.“ Sie wechselte einen kurzen Blick mit dem Arzt, der mit teilnahmsloser Miene neben ihr stand. „Und genau so verhielt es sich hier.“

„Was meinen Sie damit? Ist Sie umgebracht worden?“

„Herr Parker, ich sagte Ihnen bereits, daß der gerichtsmedizinische Bericht noch nicht vorliegt“, erwiderte sie und fügte hinzu: „Kann es sein, daß die Verstorbene unter großen psychischen Problemen litt?“

Parker war überrascht. „Völlig ausgeschlossen.“ Aber dann hielt er inne. „Natürlich brachte ihr Beruf als Anwältin eine Menge Stress und Druck mit sich, aber ich hatte immer den Eindruck, als ob sie dem Druck nicht nur problemlos standhielt, sondern ihn geradezu brauchte, um ihre Leistung zu erbringen.“

„Irgendwelche Anzeichen von Burnout?“

„Nein.“

„Drogen, Medikamente?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was ist mit Alkohol?“

„Sie trank fast nie welchen.“ Während er sprach, glitten seine Augen erneut über Annes reglosen Körper. Die Fragen kamen ihm vollkommen abwegig vor. Anne hatte über eine ausgeprägte Lebenslust verfügt. Irgendwelche Rauschmittel hatte sie nicht gebraucht, um diese auszuleben. Ihre Aufputzmittel waren große Prozesse oder Männer, deren Herzen sie so leicht zu brechen vermochte. So wie sein eigenes, das zudem gleich mehrere Sollbruchstellen aufgewiesen hatte.

Der Mediziner hatte dem Gespräch in einigem Abstand gelauscht. Parker hörte das Rascheln seines Kittels, als er seinen schweren Körper auf den zweiten Seziertisch hievte und dort Platz nahm.

„Herr Parker, wir haben berechtigten Grund zu der Annahme, daß Frau Kreifelts psychisch keineswegs so gefestigt war, wie Sie gesagt haben. Deshalb frage ich Sie noch einmal, ob Sie von psychischen Problemen der Verstorbenen wußten.“

„Ich kenne Frau Kreifelts seit fast zwanzig Jahren, und ich sage Ihnen nochmals, sie hatte Nerven wie Drahtseile und selbst in den größten Krisen einen sehr gesunden Schlaf. Wie kommen Sie nur auf die absurde Idee, dass Anne psychisch labil gewesen sei?“

„Ich kann Ihnen nicht viel sagen. Das Gutachten ist noch nicht fertig“, wich sie aus.

„Wenn in dem Bericht steht, daß Anne seelisch krank war, können Sie ihn auch gleich wegschmeißen.“

Die grauhaarige Frau verzog mißbilligend das Gesicht. „Es ist verständlich, daß Sie die Verstorbene verteidigen wollen.“ Ihr Blick wurde ernst, und mit einem ausgestreckten Finger zeigte sie direkt auf sein Gesicht. „Aber woher nehmen Sie eigentlich die Gewißheit, so genau über Frau Kreifelts Bescheid zu wissen? Sie haben sie doch seit längerer Zeit weder gesehen noch persönlich gesprochen. Oder irre mich da, Herr Parker? Haben Sie die Tote vielleicht doch in letzter Zeit getroffen?“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, uns die Wahrheit zu sagen!“

„Verdächtigen Sie mich, mit ihrem Tod etwas zu tun zu haben?“ Er hatte das Gefühl, die Staatsanwältin habe die Frage erwartet.

„Wir haben die Zeit genutzt, um uns über Sie zu erkundigen. Wir wissen, daß Sie ein alter Freund von Frau Kreifelts sind. Auch nach Ihrer Trennung im letzten Jahr, scheint es, haben Sie den Kontakt nicht abgebrochen“, stellte sie fest und fuhr mit ausdrucksloser Miene fort: „Sie sind gestern spätabends aus Heidelberg nach Berlin gekommen. Anscheinend auf Veranlassung des Bundeskanzleramts, das Ihnen im Hotel Adlon ein Zimmer reserviert hatte.“

„Wo ich dann die ganze Nacht mit meinen Vorbereitungen zugebracht habe.“

„Ja, für gestern Nacht haben Sie ein Alibi.“ Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Der Concierge des Adlon konnte sich noch lebhaft an Sie erinnern. Zwischen zweiundzwanzig Uhr und fünf Uhr morgens haben Sie eine Bestellung nach der anderen aufgegeben.“

„Tee“, bemerkte Parker.

Die Ermittlerin nickte. „Grüner Tee, Drachenbrunnen, nach chinesischer Art zubereitet. Sie hätten sich gestern noch nicht einmal für eine halbe Stunde unbeachtet aus Ihrem Zimmer entfernen können. Und das hätte nie gereicht, um zu Frau Kreifelts' Wohnung zu gelangen und rechtzeitig wieder zurückzukehren.“

„Ungefähr um vier Uhr habe ich noch etwas zu essen bestellt“, ergänzte er.

„Steak mit Bohnen, medium raw, auch das ist bestätigt, genauso wie Ihr längeres Gespräch mit dem Concierge über das Für und Wider trockengereiften Fleisches.“

Parker schluckte. Ja, er hatte sich schön die Zeit vertrieben, während Anne gestorben war, dachte er bitter, bevor er weitersprach. „Damit kennen Sie nun die Wahrheit. Ich war im Adlon und habe gearbeitet.“ Er seufzte leise und zwang sich, seinen Blick aus dem leeren Nichts zu lösen, in dem er sich verfangen hatte. „Was ist Anne Kreifelts zugestoßen?“

Sie zögerte und wandte sich schließlich dem Arzt zu, der ihren Blick skeptisch erwiderte. Erst ihr angedeutetes Nicken veranlaßte den Mediziner schließlich, sich vom zweiten Seziertisch zu erheben und sich ihnen zu nähern.

„Sagen Sie ihm, was er wissen will. Erzählen Sie ihm, woran die Frau gestorben ist“, forderte sie den Forensiker auf.

Parker sah gespannt den Arzt an, der sich mit verschränkten Armen vor ihm aufgebaut hatte.

„Tja, wie soll ich sagen, Herr Parker? Die Tote ist an Apnoe und Kardioplegie gestorben.“

Als Jurist freute er sich normalerweise über die Klarheit und Deutlichkeit der deutschen Sprache, dies hatte ihn allerdings nicht davon abgehalten, sich im Laufe der Jahre medizinische Grundbegriffe einzuprägen.

„Sie meinen Atemlähmung und Herzstillstand?“, vergewisserte er sich ein wenig verdutzt.

„Richtig“, sagte der Rechtsmediziner mit einer gewissen Anerkennung in der Stimme. „Hervorgerufen durch einen wilden Mix aus schnellwirksamen Barbituraten, Aufputschmitteln und vor allem Heroin. Die ganze Palette.“

Parker starrte den Mediziner verständnislos an. Sein Kopf schmerzte, als ob sich die alten Erinnerungen an Anne gegen die neuen Bilder wehrten, die drohten, alles Vergangene zu zerstören. Sein Blick ging wieder hinab zur Toten. Wächsern leuchtete ihr erstarrtes Gesicht im kalten grellen Licht der Neonröhren.

„Herr Parker, Frau Dr. Kreifelts war vollständig unbekleidet, als ihre Haushälterin sie heute Morgen tot im Bett gefunden hat“, bemerkte die Ermittlerin und schaute ihm fragend in die Augen.

Doch er ließ seinen Blick auf Annes steifem Körper ruhen und legte seine Hand auf die vom Laken bedeckte Schulter seiner Freundin.

„Die Spurensicherung konnte zudem Spermaspuren sicherstellen, die wir gerade untersuchen lassen. Kurz vor dem Eintritt des Todes hatte Frau Dr. Kreifelts Geschlechtsverkehr. Haben Sie eine Vermutung, mit wem?“

Parker streichelte Anne zärtlich über die Wange und deckte dann das weiße Laken wieder über ihr Gesicht. „Nein.“ Mit der Hand stützte er sich auf dem kalten Tisch ab.

Welchen verhängnisvollen Weg war Anne bloß gegangen, seit sie sich im Oktober zum letzten Mal gesehen hatten? Mit einem knarrenden Geräusch öffnete jemand die schwere Tür zum Obduktionssaal.

„Ist Herr Professor Parker hier anwesend?“, hallte eine Stimme durch den gekachelten Raum.

Alle drehten sich um. In der Tür erkannte Parker einen hochgewachsenen, breitschultrigen Mann mit militärischem Kurzhaarschnitt. Mit seiner rechten Hand hielt er einen Ausweis in die Höhe.

„Ich bin Parker.“

„BKA. Sicherheitsdienst des Bundeskanzleramts. Hauptkommissar Schmitt. Die Kanzlerin würde Sie gerne sprechen.“

Er war baff, und auch auf den Gesichtern seiner Begleiter mischte sich Überraschung mit Unglauben.

„Herr Parker, bitte folgen Sie mir. Wir haben nicht viel Zeit. Die Kanzlerin muß Berlin in einer Stunde verlassen und will Sie auf jeden Fall vorher sehen.“

Kapitel 5

Der schwere Mercedes-Geländewagen jagte über die enge Waldpiste und ließ rechts und links Schnee, Dreck und Gestrüpp aufspritzen. Der Wagen schaukelte von einer Seite zur anderen, doch das beunruhigte den Fahrer nicht. Entschieden trat er immer wieder das Gaspedal durch und zog tief an der Zigarette, die an seinen Lippen klebte.

Sein Aussehen—die dominante Adlernase und die messerscharf gescheitelten schlohweißen Haare—war eindrucksvoll. Ein intensiver graublauer Glanz lag in seinen Augen und verfehlte seine Wirkung auch nach weit über achtzig Lebensjahren nicht.

Grimmig dachte er an die Ereignisse der letzten Nacht. Die Operation in Berlin war katastrophal schiefgelaufen!

Er fluchte und warf die Zigarette aus dem halb geöffneten Fenster, während der Wagen über eine Bodenwelle hinwegjagte und wenige Augenblicke später krachend wieder auf dem Waldboden landete. Im Heck des Fahrzeugs ertönte das panische Jaulen des jungen grauen Jagdhunds.

Der Fahrer achtete nicht darauf. Seine Gedanken waren in Berlin, wo seine Männer nach dem Maulwurf fahndeten.

Ein Verräter in den eigenen Reihen! Noch immer konnte er es nicht fassen, obwohl der Verrat seit über sechzig Jahren sein Geschäft war.

Er drückte auf den Zigarettenzünder und holte aus seiner Jackentasche eine weitere Zigarette heraus. Nur mit viel Geschick gelang es ihm, sie in dem schlingenden Wagen anzuzünden. Der Verräter hatte nur einen Aufschub bekommen, beruhigte er sich, einen Zeitgewinn, der sein sicheres Ende noch um einige wenige Stunden hinauszögerte. Mehr war nicht passiert.

Äste schlugen gegen den Mercedes, als sich der Weg zu einem scheinbar unwegsamen Pfad verengte. Für kurze Zeit verdeckte Schnee die Sicht, heruntergefallen von einem gewaltigen Tannenzweig, unter dem der Geländewagen durchge-
rauscht war.

Dann öffnete der Wald sich unversehens wieder und gab den Blick auf eine Lichtung frei.

Er trat mit Kraft auf die Bremse und brachte den Wagen vor einer Ansammlung grün gekleideter Männer mit Gewehren zum Stehen.

Hunde bellten, als er aus dem Mercedes sprang, und er spürte, daß er wieder in seinem Element war. Seine Laune besserte sich schlagartig.

Behutsam nahm er seine Waffe aus der Halterung hinter dem Sitz und steckte routiniert das volle Magazin in den Verschuß des Gewehrs.

„Willkommen, Carl von Thalberg“, drang es an sein Ohr. Thalberg. Er lächelte unwillkürlich, denn er mochte diesen alten, schweren Namen von dem Moment an, als er ihn sich gegeben hatte, damals in den Wäldern Ostpreußens. Über sechzig Jahre des Wartens lagen nun hinter ihm. Ein schneller Zug an der Zigarette ließ sein Lächeln verschwinden, und er ging mit der Waffe in der Hand auf die Männer zu.

Die Jagd hatte endlich begonnen.

Kapitel 6

Gebannt starrte die junge Frau in die Turmstraße. Auf der gegenüberliegenden Seite erkannte sie die in schwaches Laternenlicht getauchten Umrisse mehrerer Gebäude, die im rückwärtigen Teil das rechtsmedizinische Institut der Charité beherbergten.

Vorsichtig lugte sie durch die Äste und Zweige eines ausladenden Gebüschs im Tiergarten. Ein langer, schwarzer Wintermantel bot ihr Schutz vor dem nassen Schnee, aber die Kälte konnte das Kleidungsstück nicht vollständig abhalten. Von Zeit zu Zeit lief ein Zittern durch ihren Körper.

Blonde Haare lugten unter der schwarzen Wollmütze hervor und gaben dem hübschen ovalen Gesicht einen ansehnlichen Rahmen. In ihren Augen lagen Verständnislosigkeit und Enttäuschung.

Vor wenigen Minuten war sie fast fluchtartig aus der Rechtsmedizin gelaufen. Kurz bevor sie den Ausgang der Anlage erreicht hatte, war ein schwarzer Audi mit flackerndem Blaulicht und quietschenden Reifen vor den Eingang des Gebäudekomplexes gefahren und ein Mann mit der Figur eines Preisboxers und kurzen blonden Haaren herausgesprungen. Unverkennbar ein Polizist, ging es ihr schockartig durch den Kopf. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, setzte sie ihren Weg zum rettenden Ausgang mit schnellen Schritten fort. Ihre rechte Hand hatte sie zur Faust geballt. Fest umschlossen lag darin ein blauer USB-Stick. Sie schluckte. Der Mann kam jetzt geradewegs auf sie zu. Einen Herzschlag lang befürchtete sie, er wollte sie festnehmen—aber er ging an ihr vorbei, ohne sie überhaupt zu beachten.

Dann hatte sie mit gesenktem Kopf und flachem Atem die Anlage verlassen und ihren versteckten Aussichtspunkt im verschneiten Tiergarten bezogen.

Und nun sah sie mit eigenen Augen, was sie schon die ganze Zeit befürchtet hatte. Der Mann, auf dem all ihre Hoffnungen ruhten, tauchte in Begleitung des Kurzhaarigen auf. Er trug einen Kaschmirmantel, den er trotz des Schneefalls nicht geschlossen hatte, und sein Blick war gesenkt. Sie brauchte seine Augen nicht zu sehen, um seine Niedergeschlagenheit zu spüren.

Sie erinnerte sich an das Foto, das Anne vor zwei Wochen aus ihrem edlen, mit dunkelrotem Leder bezogenen Terminkalender gefischt hatte. Ein sehr ebenmäßiges und doch männliches Gesicht. Um seine Mundwinkel hatte ein sympathisches

Lächeln mit einem kaum merkbaren skeptischen Zug gelegen, das Zoé jetzt dort auf der anderen Straßenseite aufblitzen sah, als er irgendetwas zu dem Polizisten sagte und die Wagentür eines roten Sportwagens öffnete. Sie war sich sicher: Keine zehn Meter von ihr entfernt stand Benjamin Parker, Annes ewiger Geliebter aus Heidelberg.

Er war viel größer, als sie gedacht hatte, und für einen Gelehrten schien er ziemlich athletisch zu sein. Ratlos trat sie von einem Fuß auf den anderen.

Sie hatte so sehr auf die Gelegenheit gehofft, Annes Freund anzusprechen, doch nun hatte der Polizist alles zunichtegemacht. Auf keinen Fall durfte sie sich zu erkennen geben, solange der Beamte ihn in Beschlag nahm.

Auf ein kleines Wunder hoffend, beobachtete sie die Männer durch die verschneiten Zweige. Sie kniff die Augen zusammen und stellte fest, daß Parker in natura eine verblüffende Ähnlichkeit mit Gregory Peck hatte—genau wie Anne es ihr schon damals gesagt hatte. Aber ihre Freundin war von ihm ohnehin vollkommen begeistert gewesen.

„Der einzige Mann, der mich wirklich liebt. Und der Beste von allen. Zoé, glaub mir!“, hatte sie—schon etwas beschwipst von den zwei Schlucken Rotwein, die sie aus Zoés Glas getrunken hatte—behauptet.

„Warum klappt es denn dann nicht mit euch beiden?“, wollte Zoé wissen. „Hält er dir zu viele Vorlesungen?“ Sie warf Anne ein verschmitztes Lächeln zu.

„An ihm liegt es nicht.“ Anne verzog ihren Mund und schaute sie mit leicht gesenktem Kopf an. „Ich bin das Problem. Ich verliebe mich einfach zu gerne!“ Theatralisch hielt sie die Hände in die Höhe und schaute Zoé mit der unschuldigen Miene eines Kindes an. „Egal, wie glücklich ich mit dem einen bin, nach einiger Zeit wird es mir immer ein bißchen langweilig.“ Sie seufzte. „Und wenn ich dann einen anderen treffe, der mir gefällt, ist es schon wieder geschehen“, sagte sie dann mit gespielt resignierendem Tonfall, während sie die goldene Haarnadel aus dem wilden Schopf ihrer langen roten Haare zog und den dichten Locken kopfschüttelnd ihre Freiheit zurückgab. Sie lachte hell und fröhlich auf. „Lieben tue ich aber nur Ben.“

„Tja, da kann man nichts machen. Ein armer Kerl“, stellte Zoé fest. „Genau wie deine anderen Männer.“ Die beiden Frauen schmiegt sich kichernd aneinander.

Doch dann wurden Annes Gesichtszüge unvermittelt ernst. „Falls etwas schiefgehen sollte...“ Zoé spürte ihre Hand auf dem Unterarm, „...dann triff dich mit Benjamin Parker. Du kannst ihm bedenkenlos vertrauen. Er wird dir helfen.“

Zoé bekam es ein wenig mit der Angst zu tun, denn Annes Blick wirkte auf einmal starr und bedrohlich.

„Zoé“, fuhr sie fort. „Ich habe noch mal über alles gründlich nachgedacht. Es darf ab jetzt keine, verstehst du, absolut keine offizielle Verbindung mehr zwischen uns beiden geben. Wir kennen uns nicht.“

Zoé wußte nicht recht, was sie darauf sagen sollte, und nickte. Jetzt verstand sie, warum Anne ihr heute Morgen eine Nachricht per Kanzleibote hatte zukommen lassen und sie dann im Gewühl des Feierabendverkehrs mit einem Taxi vor der Gedächtniskirche aufgelesen hatte.

„Was für ein Glück, daß wir uns bisher noch nicht per Handy angerufen haben.“ Anne schien darüber wirklich erleichtert zu sein. „Sämtliche Spuren deines Besuchs in der Kanzlei habe ich schon getilgt. Du bist nie bei uns gewesen.“ Sie

lächelte freudlos. „Aber auch für dich gilt: keine Adressen, Telefonnummern, Notizen, die Aufschluß über uns oder unsere Verbindung geben! Lösch alles. Bitte!“ Die Hand auf ihrem Arm verstärkte den Druck. „Heute Nacht noch!“

Zoé schluckte und war völlig überrascht von der ernsten Wendung des Abends, der eigentlich ganz vergnüglich begonnen hatte. Was war nur in Anne gefahren? Ihre Freundin war ihr immer als eine Frau erschienen, die die Herausforderungen des Lebens mit kühler Gelassenheit und einem sehr ausgeprägten Selbstvertrauen anging. Jetzt wirkte sie auf einmal völlig verändert.

„Warum?“ Mehr brachte Zoé nicht über die Lippen.

Anne strich sich die Haare zurück, drehte sich einen Zopf und steckte die Haarnadel wieder hinein. „Zur Sicherheit. Ich werde bereits überwacht.“ Ihr Gesicht zeigte tiefe Besorgnis.

„Von wem?“, fragte Zoé verwirrt.

„Keine Ahnung. Wahrscheinlich von der Polizei.“

„Bist du sicher?“

„Ziemlich.“ Anne strich sich angestrengt über die makellos gepflegten Augenbrauen. „Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich mit den Jungs zu tun habe. Allmählich entwickelt man einen Blick dafür.“

Zoé glaubte ihr, aber die Nachricht beunruhigte sie auch nicht sonderlich. „Wir haben doch nichts Unrechtes vor, also was soll die Polizei schon machen?“ Sie mußte lachen. „Du bist jetzt jedenfalls in Sicherheit.“

Doch ihr Lachen prallte an Annes ernstem Blick ab. „Ich hoffe, daß du recht hast, Zoé. Aber versprich mir trotzdem, dich an meine Anweisung zu halten. Offiziell kennen wir uns nicht, klar?“

„Klar.“ Die Antwort wäre ihr fast im Hals steckengeblieben.

Anne hatte sie ganz schön eingeschüchtert. Und ein bißchen lächerlich hatte sie die Heimlichtuerei auch gefunden.

Bis gestern Abend, als die Anwältin nicht zum verabredeten Treffen erschienen war. Zoé hatte die ganze Nacht auf ein Lebenszeichen von ihr gewartet und vor Sorge fast kein Auge zugetan.

Als die ersten Morgenstrahlen endlich den Berliner Himmel erhellten, hatte sie es nicht mehr ausgehalten und war mit einem Taxi zu Annes Wohnung gefahren.

Nie würde sie die unwirkliche Szenerie vergessen, die sich ihr dort geboten hatte. Das alte, liebevoll restaurierte Bürgerhaus, in dem sich Annes Wohnung befand, war von der Polizei abgeriegelt worden. Mehrere Polizeiwagen parkten auf beiden Seiten der Straße, und vor der Tür standen uniformierte Beamte mit strenger Miene neben einem Leichenwagen.

Zoé unterdrückte ihr Verlangen, einfach auf die Männer zuzugehen und zu fragen, was passiert war. Stattdessen schritt sie mit weichen Knien an ihnen vorbei, als ob sie eine der vielen Angestellten auf ihrem morgendlichen Weg zur Arbeit war. Die Männer lachten rauh und kehlig über etwas, was einer von ihnen gesagt hatte, während Zoé aus den Augenwinkeln zu Annes Wohnung hinaufblickte. Am Fenster sah sie Gestalten in den typischen weißen Overalls der Spurensicherung.

Sie zweifelte nicht mehr daran, daß etwas Schlimmes passiert war. Besorgt folgte sie der Straße bis zu einem nahen Kiosk, bestellte sich dort einen Kaffee und beobachtete mit dem dampfenden Pappbecher in der Hand die Polizisten.

Vor Anspannung konnte sie keinen Schluck trinken, aber das heiße Getränk wärmte ihr zumindest die klammen Finger.

Auf einmal traten die Polizisten an der Eingangstür zur Seite. Erschrocken sah sie, wie zwei schwarz gekleidete Männer einen grauen Plastiksack auf einer Bahre aus dem Haus trugen und in den Leichenwagen schoben. Doch irgendetwas schien nicht zu stimmen. Die Männer zogen die Bahre wieder aus dem Wagen, und sie sah, was die Leichentrger beschäftigt hatte.

Zos Hände zerdrückten unwillkürlich den Pappbecher. Der heiße Kaffee lief ihr über die Finger, aber sie spürte es nicht. Ihre Augen waren auf die lange rote Haarsträhne gerichtet, die sich im Reißverschluß des Leichensacks verklemmt hatte und herausragte.

Einer der Träger öffnete den Sack, um die unbändige Locke hineinzustopfen. Das Ratschen des Reißverschlusses ging ihr durch Mark und Bein.

Am liebsten wäre sie sofort auf die Männer zugelaufen und hätte den Leichensack aufgerissen, um sich davon zu überzeugen, daß das Unmögliche nicht wahr sein konnte. Aber es gab keinen Zweifel mehr. Zo kannte nur eine Frau, die solche wunderbaren roten Locken hatte. Ein Zufall war ausgeschlossen. In dem Plastiksack lag die Leiche von Anne Kreifelts.

Benommen von der schrecklichen Erkenntnis und zugleich der Panik nahe, war sie ziellos durch die Berliner Straßen geirrt und schließlich in einem Café auf dem Gendarmenmarkt gelandet. Vor ihr auf dem Tisch stand eine unberührte Tasse Tee mit frischer Minze. Sie beobachtete, wie sich das heiße Wasser allmählich grün verfärbte, ohne etwas zu denken oder zu fühlen. Plötzlich begann ihr Kinn zu zittern, und sie mußte weinen. Sie vergrub ihr Gesicht in den Handflächen und preßte die Lippen zusammen. Stumm saß sie so auf ihrem Stuhl und spürte die Tränen durch die Finger rinnen.

Nach einer Weile, in der sie jedes Zeitgefühl verloren hatte, hob sie den Kopf und gab dem Kellner einen Wink. Sie zog einen Geldschein aus ihrer Börse und legte ihn neben das Glas mit dem nunmehr tiefgrnen Tee. Ihr Blick war trnenverschleiert, aber ihr Geist wieder klar. Wenn sie etwas über den Tod von Anne Kreifelts herausbekommen wollte, führte sie ihr Weg unausweichlich zur Berliner Rechtsmedizin.

Und deshalb war jetzt die Zeit gekommen, ein paar Dinge zu besorgen.

Kapitel 7

Eine schneeige Windb fegte durch den Park und feuerte tausend eisige Nadelstiche auf Zos verfrorenes Gesicht. Die zugige Kälte hatte die Angst mit im Gpck, die erneut in ihr hochkroch und ihr den Magen zusammenzog. *Immerhin bin ich noch am Leben*, dachte sie.

Verkrampft hielt sie den blauen USB-Stick in der Hand, der hoffentlich ein wenig Licht in die Angelegenheit bringen würde. Sie versuchte sich vorzustellen, daß alles nur ein Mißverständnis war. Daß sie einfach zur Polizei gehen könnte und sich alles aufklären würde. Aber es gelang ihr nicht, das zu glauben.

Annes Tod war Warnung genug. Und sie wußte, daß es keine weitere geben würde. Genau wie die Kälte war jetzt auch die Furcht in jede Faser ihres Körpers eingedrungen.

Hau ab, Zoé!

Doch tief in ihrem Herzen spürte sie, daß sie Berlin jetzt nicht verlassen konnte. Jetzt zu kneifen, würde sie ein Leben lang bereuen.

Ihre Ausbildung zur Kunstjournalistin und ihre Arbeit als Kunsthändlerin in Berlin wären nichts weiter als der Zeitvertreib einer gelangweilten jungen Frau gewesen, die das wahre Leben nicht kannte. Nichts weiter als der fadenscheinige Vorwand eines verwöhnten Mädchens, um eine angenehme Zeit in Berlin zu verbringen, bevor sie in den Schoß ihrer vermögenden Familie zurückkehren würde.

Nichts weiter als ein kleines Spielchen. Eine Lüge.

Dann hätte sie auch gleich nach Madrid zurückkehren können, um ihre todlangweilige Stelle in der Presseabteilung des Museo Nacional del Prado wieder aufzunehmen, genauso wie die sinnlosen Streitgespräche mit ihrer Mutter Thérèse.

Sie stöhnte innerlich beim Gedanken an ihre Mutter, die sich nie wirklich um sie gekümmert und sie nach dem frühen Tod ihres Vaters lediglich von einem Kindermädchen zum nächsten verfrachtet hatte. Erst nachdem Zoé ihr Studium der Kunstgeschichte an der Sorbonne in Paris abgeschlossen hatte, war Thérèsès Interesse plötzlich erwacht, wenn auch aus leicht zu durchschauenden Gründen. Denn seitdem verfolgte ihre Mutter hartnäckig das Ziel, sie endlich zu verheiraten—oder meistbietend zu versteigern, wie Zoé es nannte. Wenn sie jetzt nach Madrid zurückkehrte, würde ihre Mutter triumphieren und alles daransetzen, eine eheliche Verbindung mit irgendeinem entfernten Mitglied der spanischen Königsfamilie zu erreichen.

Sie atmete lange aus und mußte unwillkürlich an die SMS denken, die ihre Mutter ihr am Tag ihrer Abschlußprüfung gesandt hatte. Sofort wallte der Ärger wieder in ihr auf, als sie sich die Zeilen in Erinnerung rief:

Du hast bestimmt bestanden.

Glückwunsch. Komm nach Madrid.

Ich muß Dir jemand vorstellen...

un beso, Thérèse

Zoé hatte die Kurzmitteilung unmittelbar nach dem Lesen gelöscht und war mit ihrer Großmutter geradewegs in ein edles Restaurant spaziert, wo sie sich ein opulentes Mahl hatten servieren lassen. Die alte Dame hatte sich am Morgen desselben Tages in der Bretagne in einen Direktzug nach Paris gesetzt und war zu ihrer Enkelin aufgebrochen—eine sorgfältig verpackte und gekühlte Flasche Champagner im Koffer. Zwar war der Champagner warm, als die Flasche am Spätnachmittag geöffnet wurde, doch Zoé würde den überraschenden Besuch ihrer Oma und die gemeinsamen Freudentränen nie im Leben vergessen.

Genauso wenig wie den verregneten Tag im Februar, als Thérèse der Großmutter die kleine Zoé im Alter von vier Jahren zur Pflege übergeben hatte. Es war ein kurzer Abschied gewesen, denn ihre Mutter wollte weiter nach Cannes und hatte

wie immer nur wenig Zeit. Seit diesem Augenblick war die Mamie, wie sie nach französischer Sitte die Großmutter nannte, ihre Mutter.

Jetzt fuhr ihr die Kälte erneut durch die Glieder. Sie zog die Schultern zusammen und drückte die Arme an ihre Brust. Noch immer wußte sie nicht, wie sie sich entscheiden sollte. Sollte sie nur wegen der Abneigung gegen ihre Mutter ihr Leben aufs Spiel setzen? Sie biß sich auf die eiskalte Unterlippe. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf, und ihre Gedanken sprangen zu Benjamin Parker.

Die unerwartete Begegnung mit dem hochgewachsenen Mann in der Rechtsmedizin war ihr wie ein Wunder und Zeichen zugleich vorgekommen. Vor Schreck wäre sie beinahe von der Bank gefallen, als er sie freundlich angelächelt hatte. Nur mit äußerster Mühe war es ihr gelungen, sich nicht anmerken zu lassen, daß sie ihn erkannt hatte.

Ein Geschenk des Himmels!

Wenn etwas schiefgeht, Zoé—triff dich mit Benjamin Parker. Du kannst ihm bedenkenlos vertrauen. Er wird dir helfen, drangen Annes Worte in ihr Bewußtsein.

Sie glaube nicht an die Vorsehung, aber dennoch hatte ihr das überraschende Zusammentreffen Auftrieb gegeben. Eine vage Hoffnung war in ihr aufgekeimt. Bevor sie nicht mit Parker gesprochen hatte, würde sie Berlin nicht verlassen, entschied sie.

Danach könnte sie immer noch überlegen, ob es besser war, weiterzumachen oder sich in Sicherheit zu bringen. Die spanische Königsfamilie war sehr verzweigt, da ließ sich auch morgen noch ein geeigneter Heiratskandidat finden.

Erleichtert, eine erste Entscheidung getroffen zu haben, preßte sie beide Handschuhe an ihr Gesicht und massierte die durchgefrorene Haut, ohne den Datenträger dabei loszulassen. Sie schloß ihre Augen für einen kurzen Moment und vernahm nun den lauten Wind, der den Schnee durch die raschelnden Bäume blies.

Das metallene Geräusch, das das Geraschel plötzlich wie ein scharfes Messer durchfuhr, ließ sie vor Schreck erstarren.

Ganz langsam nahm sie die Hände vom Gesicht und drehte sich in Richtung der Straße, aus der sie den metallenen Klang vernommen hatte. Kein Mensch war zu sehen. Einige Autos parkten am Straßenrand, und die schienen leer zu sein. Nur ein weißer Lieferwagen gestattete keinen Blick ins Innere seines Rückraums.

Zoé stand wie angewurzelt da und wagte kaum zu atmen, aber außer dem unruhigen Rauschen des Windes in den Bäumen war nichts zu hören.

Hatte sie sich das Geräusch nur eingebildet? Unbewußt umschloß sie mit aller Kraft den kleinen Datenträger, und regungslos wartete sie auf das nächste metallene Klacken, das jedoch nicht kam.

Langsam werde ich wahnsinnig!

Und dann fuhr sie vor Schreck zusammen, als das ohrenbetäubende Geheul eines Martinshorns sie aus ihrer Lähmung riß und blaues Licht sie umgab. Es ging von der schweren Polizei-Limousine aus, die gekommen war, um Parker abzuholen, und verwandelte die Umgebung in eine gespenstische, bedrohliche Szenerie.

Rasch trat sie hinter das Gebüsch zurück, um nicht im flackernden Licht gesehen zu werden. Umgeben von dem durch Mark und Bein gehenden Lärm der Sirene, beobachtete sie enttäuscht, wie Benjamin Parker in seinen Sportwagen stieg

und, der dunklen Limousine folgend, an ihr vorbeifuhr. Die beiden Fahrzeuge stoppten für einen Augenblick mit rot aufleuchtenden Bremslichtern am Ende der Straße und bogen dann nach rechts ab.

Dann waren sie verschwunden, und alles war wieder still und erfüllt vom dämmerigen Halbdunkel des Laternenlichts, in dem unaufhörlich die Schneeflocken tanzten.

Fast unheimlich lagen die Gebäude jetzt vor ihr. Wieder jagte ihr ein Kälteschauer über den Rücken, und sie schüttelte sich.

Ich muß hier weg!

Hinter dem Komplex der Rechtsmedizin befand sich ein Taxistand, den sie auf der Hinfahrt erblickt hatte. Sie beschloß, sich erst mal ein Taxi zu nehmen und dann in Ruhe zu überlegen, was zu tun war. Während sie noch einen letzten prüfenden Blick durch die Gegend schweifen ließ, stampfte sie gleichmäßig mit ihren Winterstiefeln auf den schneebedeckten Boden, um ihren Blutkreislauf anzuregen.

Die Straße lag verlassen vor ihr und glänzte nass im trüben Licht. Zoé betrachtete den weißen Lieferwagen und lauschte. Kein Laut drang an ihre Ohren.

Zoé, es ist alles in Ordnung. Geh die Straße runter und nimm ein Taxi.

Aber die Furcht war größer. Statt über die Straße zu gehen, kroch sie Schritt für Schritt rückwärts, weiter in die Büsche hinein. Auf jedes unnatürliche Geräusch achtend, lief sie dann im Schutz der Bäume und Sträucher bis zu der Kreuzung, an der kurz zuvor die beiden Wagen aus ihrem Blickfeld verschwunden waren.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erkannte sie erleichtert den Taxistand. Und sie hatte Glück: Ein einsames Taxi schien nur auf sie zu warten.

Die Entfernung betrug etwa zwanzig Meter. Sie warf noch einmal einen Blick zurück zu dem weißen Lieferwagen, der unverändert an der Straße parkte. Die stetig wachsende Paranoia hatte ihr offensichtlich einen Streich gespielt. Sie lief los.

Kapitel 8

Die Schneeflocken hatten sich in Sekundenschnelle in eine Wand aus flimmernden Punkten verwandelt, die vom kalten Blaulicht der vorausfahrenden Limousine angestrahlt wurden. Das Martinshorn des gepanzerten Wagens verbreitete einen dröhnenden Lärm und bahnte ihnen den Weg durch den Feierabendverkehr der Hauptstadt.

Parker blinzelte in das blendende Licht und ließ den Porsche an der Stoßstange des vorausfahrenden Wagens kleben. Mit einer erstaunlichen Gewandtheit bewegte sich die schwere Limousine durch die vollen Straßen. Parker bremste, schaltete, beschleunigte den Porsche, um nur winzige Augenblicke später erneut heftig aufs Bremspedal zu treten und abermals Gas zu geben. All das passierte mechanisch, einzig und allein gesteuert von seinem Unterbewußtsein. Denn mit seinen Gedanken war er bei Anne.

Das Bild ihres wächsernen, maskenartigen Gesichts durchdrang jede Zelle seines Gehirns. Anne ist tot, hämmerte es durch seinen Schädel. Er konnte das we-

der glauben noch verstehen. Gedanken quollen nach oben wie heiße Magmablasen, platzten und spuckten ihr feuriges Inneres aus.

Anne war nicht drogenabhängig gewesen, doch nach dem Autopsieergebnis war sie ohne jeden Zweifel an einer Überdosis Drogen gestorben.

Und das war noch lange nicht alles, was sein Verstand nicht in den Griff bekam. Wer war der Mann, mit dem sie ihre letzte Nacht verbracht hatte? Anne hatte sich in Berlin nie über eine mangelnde Auswahl an Verehrern beklagen können. Und einer dieser Männer hatte sich einfach davongemacht, als sie mit dem Tode gerungen hatte. Er spürte einen Stich im Herzen, wie mit einer kalten Stahlklinge geführt. Dennoch zwang er sich dazu, sich die Situation vorzustellen. Sie hatte mit dem Mann geschlafen, vorher oder nachher hatten sie die Drogen genommen.

Aber Anne war nicht drogenabhängig!, schrie jemand mit seiner Stimme in seinem Kopf. Er verdrängte den Einwand. Etwas war schiefgelaufen, das war das Einzige, was feststand. Er versuchte es sich vorzustellen. Anne wurde plötzlich übel, nachdem sie die Drogen eingenommen hatte, sie fing an zu röcheln, rang nach Atem, eine Schweißschicht bedeckte ihren Körper, sie verlor immer wieder das Bewußtsein, sie wand sich im Bett, zuckte am ganzen Körper, und ihre Pupillen rutschten unter ihre Oberlider. Der Mann stand hilflos daneben. Er wußte nicht, was er tun sollte angesichts ihres sich immer weiter verschlimmernden Zustands. Panik stieg in ihm auf. Wenn er mit einer Drogenparty in Verbindung gebracht würde, wäre seine Karriere beendet, seine Familie zerstört. Schließlich raffte er Hals über Kopf seine Sachen zusammen und haute ab.

„Verdammt!“, brüllte Parker und schlug mit aller Macht auf das Lenkrad. Links und rechts wichen die Autos wie von Geisterhand gelenkt zur Seite. Die Limousine vor ihm beschleunigte, und Parker trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

Aber warum hatte der Mann nicht wenigstens den Versuch unternommen, Hilfe zu holen? Ein anonymes Anruf bei der Polizei oder dem ärztlichen Notdienst hätte ihr wahrscheinlich das Leben retten können. Hatte er befürchtet, sie würde nach ihrer Rettung seinen Namen preisgeben?

Parker biß die Zähne zusammen, bis es weh tat. Ein neuer Gedanke drängte nach oben: Hatte der Unbekannte Anne schon verlassen, als sie die Drogen nahm? Hatte sie das Zeug etwa ganz allein geschluckt? Hatte sie überhaupt gewußt, daß es Drogen waren? Hatte man ihr eine Falle gestellt?

Nichts von alledem ergab einen Sinn. Anne paßte einfach nicht zu den Umständen ihres eigenen Todes.

Oder hatte es doch Hinweise auf die Tragödie gegeben, die er übersehen hatte? Ihm war nichts Ungewöhnliches an ihr aufgefallen, als er sie im Oktober des vergangenen Jahres in München getroffen hatte. Es war ein Empfang auf der Kunstmesse gewesen. Erinnerungen stiegen in ihm auf. In dem knapp geschnittenen, hautengen Seidenkleid hatte sie die verstohlenen Blicke der männlichen Gäste auf sich gezogen. Jede ihrer Bewegungen brachte die vollen Brüste unter dem zarten Stoff zum Wippen—und einige der anwesenden Männer aus der Fassung. Kaum war er auf dem Empfang angekommen, hatte sie ihn gleich entdeckt und war freudestrahlend auf ihn zugerauscht, um sich vor allen Gästen in seine Arme zu werfen und ihn lange und fest an sich zu drücken. Ihr großer Busen lag warm und weich an seinem Oberkörper.

Nach einer Weile trat sie einen Schritt zurück, ließ dabei ihre roten Locken durch die Luft wirbeln und gewährte ihm einen langen, großzügigen Blick auf ihr kurzes Cocktailkleid.

Die ungewollte Aufmerksamkeit der umherstehenden Gäste war ihm ein wenig unangenehm, verhinderte aber, daß seine Hände von ihrem Rücken zu den einladenden Wölbungen ihres Pos herabglitten, die sich unter der feinen, dünnen Seide abzeichneten.

Als Parker am nächsten Morgen in dem großen Hotelbett aufwachte, war Anne bereits verschwunden. Auf dem Spiegel stand mit dickem, rotem Lippenstift schwungvoll geschrieben:

*Liebe Dich
Für immer Deine!*

Krampfhaft umfaßte er das Lenkrad und hielt seine Tränen zurück. München war das letzte Mal gewesen, daß er sie lebend gesehen hatte.

Schuldgefühle übermannten ihn. Sie hätte noch leben können, wenn sie ihn erreicht hätte. Davon war er fest überzeugt.

In trüben Gedanken versunken, jagte er mit seinem Wagen hinter der Staatslimousine über eine rote Ampel. Bremslichter flammten vor ihm auf, erst viel zu spät trat er auf die Bremse, doch die Zuffenhausener Technik brachte den Wagen gerade noch rechtzeitig zum Stehen. Vor ihm gab der Fahrer des Sicherheitsfahrzeugs schon wieder Gas, und Parker folgte ihm. Kurze Zeit später erblickte er die zerklüftete Silhouette des Bundeskanzleramts, die hell erleuchtet in den dunklen Berliner Abendhimmel ragte.

Sie wurden offensichtlich bereits erwartet. Die Sicherheitszäune aus Stahl waren im Boden versenkt worden, und die Schranke stand offen, als sie auf den Eingang zufuhren. Ohne zu stoppen, steuerte er den Porsche hinter der Limousine an zwei bewaffneten Sicherheitsposten vorbei in die Tiefgarage der deutschen Regierungszentrale.

Was hat das alles bloß zu bedeuten?, ging es ihm durch den Kopf, als er den Wagen vor dem unterirdischen Eingang des Kanzleramts zum Halten brachte.

Kapitel 9

Der Mercedes in der typischen Eierschalenfarbe deutscher Taxis schlängelte sich durch den Berliner Abendverkehr. Zoé machte es sich auf seiner Rückbank gemütlich, umhüllt von einer wohligen Wärme, die ihr Selbstvertrauen wieder zurückbrachte. Für einen Augenblick fühlte sie sich auf dem abgewetzten Leder der Rückbank geborgen wie in Abrahams Schoß.

Nach einer Weile tauchte in der Ferne die Siegestsäule auf, die sich leuchtend in den Abendhimmel erhob. Auf der aus rotem poliertem Granit gefertigten Säule thronte die andere Viktoria Berlins, welche die Preußen am Sedanstag 1873 als Nationaldenkmal für die Einigung Deutschlands eingeweiht hatten.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester auf dem Brandenburger Tor war der Zweite Weltkrieg nahezu spurlos an ihr vorübergegangen. Und auch das terroristische Attentat der Revolutionären Zellen, die sich 1991 vergeblich darum bemüht hatten, den massiven Turm mit nur zwei Kilo Sprengstoff in die Luft zu jagen, war erwartungsgemäß recht glimpflich verlaufen. Im Vergleich zu den verheerenden Zerstörungen, die die deutsche Hauptstadt im Zweiten Weltkrieg erlitten hatte, war dieser Schaden nicht mehr als ein Kratzer.

Welch eine Ironie, sinnierte Zoé, daß die geflügelte preußische Dame, die immerhin acht Meter dreißig hoch und fünfunddreißig Tonnen schwer war, jahrelang das Symbol für die größte Parade tanzender junger Frauen und Männer auf der ganzen Welt gewesen war. Zumal die ausgelassenen Tänzer der Love Parade mehrheitlich weit weniger bekleidet waren als die ihnen Schutz spendende, eher züchtige Göttin.

Das Taxi bog in den Kreisverkehr des Großen Sterns ein, den die vollständig vergoldete Viktoria mit ihrem Glanz beherrschte. Nur wenige wußten, daß die Säule ursprünglich auf dem Platz der Republik vor dem damals noch nicht erbauten Reichstagsgebäude gestanden hatte. Erst die Nazis hatten sie 1939 abbauen und auf dem Großen Stern neu errichten lassen. Die Siegesgöttin, welche die Berliner wegen ihrer Vergoldung auch gerne *Goldelse* nannten, hielt wie ihre Kameradin am Brandenburger Tor das Eiserne Kreuz der Preußen in den dunklen, schnee-verwehten Himmel über Berlin.

Der Taxifahrer umrundete die Viktoria zur Hälfte und verließ dann den Kreisverkehr in Richtung Brandenburger Tor. Zoé hatte bereits mehrmals am Berlin-Marathon teilgenommen und es immer sehr genossen, entlang der vielen die Straße säumenden Menschen von der Siegessäule bis zum Brandenburger Tor zu laufen. Nie fand sie die Berliner, die für ihren rauen Charme bekannt waren, liebenswerter als bei diesem Lauf durch die begeisterte Menge.

Die vielen Jahre, die das Taxi auf den Berliner Straßen verbracht hatte, merkte man dem Wagen deutlich an, aber Zoé erfreute sich an dem verbrauchten Ambiente. Sie streckte ihre Glieder aus und öffnete wegen der bulligen Hitze im Auto ihren schwarzen Wintermantel. Darunter kam der weiße Arztkittel zum Vorschein, den sie heute Morgen in einem Fachgeschäft erstanden hatte. Sie fühlte, wie ihre Kräfte zurückkamen und die Anspannung von ihr wich. Vorerst war sie in Sicherheit.

Mit leichtem Druck ihrer Finger massierte sie sich die Stirn. Wie sollte sie jetzt weiter vorgehen? Bisher hatte sie dem Taxifahrer noch nicht einmal sagen können, wohin er sie eigentlich bringen sollte. „Mitte“, hatte sie knapp geantwortet, als er nach dem Ziel gefragt hatte. Sie überlegte, ob sie die Adresse ihrer Wohnung angeben sollte, doch schon allein bei dem Gedanken zog sich ihr der Magen zusammen. Die Rückkehr zur Wohnung war vollkommen ausgeschlossen, Verfolgungswahn hin oder her.

Instinktiv drehte sie sich um, warf einen Blick durch das Rückfenster, und ihre entspannten Gesichtszüge verwandelten sich schlagartig in einen Ausdruck des Entsetzens.

„No!“, stieß sie einen Schrei auf Spanisch aus. Ohne zu atmen, starrte sie auf den weißen Lieferwagen, der dem Taxi in einem Abstand von weniger als fünfzig Metern folgte.

Die Angst packte sie, und benommen ließ sie sich wieder auf die Rückbank fallen. Sie biß sich auf die Unterlippe und verfluchte sich innerlich selbst. Wie hatte sie nur so naiv sein können? Ihre Verfolger hatten sich gar nicht erst die Mühe machen müssen, nach ihr zu suchen. Wie auf einem silbernen Tablett hatte sie sich ihnen selbst serviert!

Wie ein dummes Schaaf war sie einfach in die Charité spaziert, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, daß Annes engster Freund und einziger Vertrauter womöglich auch dort war—und natürlich mittlerweile observiert wurde. Das Blut schoß ihr in den Kopf, und rote Flecken breiteten sich auf ihrem schlanken Hals aus wie die Abdrücke von großen Händen.

Wäre sie doch nur heute Morgen gleich in das nächste Flugzeug nach Madrid gestiegen!

Sie schloß für einen Moment die Augen und versuchte, die aufkommende Panik zu unterdrücken. *Hör auf zu jammern, Zoé! Tu was!* Sie mußte sich jetzt zusammenreißen und alle Kraft darauf konzentrieren, ihren Verfolgern zu entkommen. *Wenn sie dich erwischen, kannst du Anne im Leichenkeller Gesellschaft leisten.*

„Fahren Sie schneller“, wies sie den Fahrer an. Die Geschwindigkeit des alten Wagens veränderte sich kaum merklich. Zoé zog einen Fünfzig-Euro-Schein aus ihrer Brieftasche und hielt ihn dem Fahrer vor die Nase.

„Fahren Sie schneller, bitte!“ Die Schärfe in ihrem Tonfall war nicht mehr zu überhören.

Der Fahrer war augenscheinlich nicht älter als dreißig Jahre und hatte einen dunklen Teint. Seine braunen Augen waren undurchdringlich, als er sich zu ihr umdrehte und den Schein entgegennahm. Ruckartig schaltete er zurück in den zweiten Gang, was der Wagen mit einem Jaulen quittierte. „Das ist ein Mercedes 350 mit fast zweihundert PS“, erläuterte er und gab endlich Gas.

„Können Sie den weißen Lieferwagen hinter uns abhängen?“, fragte Zoé bangend. Die Augen des Fahrers blickten in den Rückspiegel, dann nickte er ihr zu. „Mal sehen.“

Vorsichtig lugte sie über die Rückbank. Das Taxi überholte einige Autos von links und rechts, so daß sich der Abstand zu dem weißen Fahrzeug stetig vergrößerte. Doch der Lieferwagen versuchte, an ihnen dranzubleiben. Sie hatte jetzt nicht mehr den geringsten Zweifel daran, daß sie wirklich verfolgt wurde.

Je länger sie fuhren, desto mehr verdichtete sich der Verkehr auf der Straße. Vor ihnen flammten fortwährend rote Bremsleuchten auf, verschwanden und erschienen erneut. Angestrengt blickte der Fahrer auf das Lichtermeer, welches das Taxi unaufhaltsam umschlang. Sosehr er sich auch bemühte, es gelang ihm einfach nicht, den Verfolger abzuschütteln. Jedes Mal, wenn das Taxi aufgrund des Verkehrs fast zum Stehen kam, stockte Zoé der Atem, und sie sah vor ihrem inneren Auge, wie sich die Türen des Lieferwagens öffneten und Männer heraussprangen, um sie zu holen.

Ein Gedanke ging ihr plötzlich durch den Kopf, eher eine vage Hoffnung. „Fahren Sie zum KaDeWe!“

Für die Berliner war das KaDeWe, wie sie das weltbekannte *Kaufhaus des Westens* kurz und bündig getauft hatten, eine Oase des Luxus, für Zoé stellte das Gebäude an der Tauentzienstraße die letzte Chance dar.

Sie rechnete sich einen kleinen Vorteil gegenüber ihren Verfolgern aus, falls sie die zweite Ebene des Einkaufstempels lebend erreichen sollte. Unzählige Male war sie dort auf der Suche nach etwas Besonderem durch die riesige Auswahl exquisiter Outfits gestreift. Manchmal hatte sie, ohne zu zögern, viel Geld ausgegeben, ohne es je zu bereuen. Sie freute sich wie ein kleines Mädchen über die herrlichen Stoffe und Farben an ihrem Körper, wenn sie die teure Kleidung mit den eleganten Schnitten trug.

Verbissen schaute der Fahrer abwechselnd in den Rückspiegel und nach vorne auf die Straße. Es machte ihm sichtbar zu schaffen, daß er den weißen Lieferwagen nicht loswurde. Mehrfach bremste er abrupt und versuchte, durch ein gewagtes Manöver zu entkommen. Zoé hielt sich im Fond am Griff der Wagentür fest, um nicht hin und her geschleudert zu werden. Mit quietschenden Reifen bog das Taxi kurz darauf in die Tauentzienstraße ein, wo das Kaufhaus des Westens hell erleuchtet seinen Ruf als erstes Haus am Platz verteidigte.

„Stoppen Sie genau vor dem KaDeWe mitten auf der Straße, so daß er keine Gelegenheit hat anzuhalten“, rief sie dem Fahrer zu, in der Hoffnung, daß ihr Verfolger allein war und ihr nicht folgen konnte. Der junge Fahrer nickte und reichte ihr wortlos den Fünfzig-Euro-Schein nach hinten zurück. Sie kümmerte sich nicht darum, sondern holte stattdessen eilig mehrere Fünfhundert-Euro-Noten aus ihrer Brieftasche und schmiß sie nach vorne auf den Beifahrersitz.

„Verstecken Sie sich für eine Weile! Die Männer hinter uns sind sehr gefährlich und werden nach Ihnen suchen.“

Der Fahrer warf einen verdutzten Blick auf die vielen Geldscheine und stieß ein lautes, herzliches Lachen aus. „Keine Sorge. In Kreuzberg findet mich keiner.“

Zoé knöpfte ihren Mantel zu und schaute sich nochmals um. Der weiße Wagen bog mit hoher Geschwindigkeit hinter ihnen in die Tauentzienstraße. „Bremsen, jetzt!“, brüllte sie und riß die Tür auf.

Der Taxifahrer legte eine Vollbremsung hin, und der Wagen kam genau auf Höhe des Kaufhauses zum Stehen. Hinter ihnen ertönte im selben Augenblick ein ohrenbetäubendes Hupkonzert der anderen Fahrer, die nur mit Mühe und Glück einen Auffahrunfall hatten vermeiden können.

Zoé stürmte aus dem Wagen und hechtete über die stark befahrene Straße. Der weiße Lieferwagen war nicht weit entfernt ebenfalls zum Stehen gekommen. Deutlich zeichneten sich in dem Fahrzeug die Konturen zweier Männer ab, was Zoés Hoffnung auf eine leichte Flucht zunichtemachte.

Sie wich mehreren Autos aus, die hupend an ihr vorbeifuhren, und setzte dann ihre Flucht über die Straße fort. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie ein muskulöser Mann mit blondem Zopf quer über die Straße auf sie zulief. Sie sprang über den Rinnstein und rannte weiter auf den Eingang des großen Kaufhauses zu, aus dem ihr verheißungsvoll helles Licht entgegenflutete.

Drinnen lief sie durch die gewaltige Parfümerieabteilung bis zu den Rolltreppen. Mit viel Geschick und fortwährenden Entschuldigungen schlängelte sie sich durch die Menge auf der Treppe nach oben.

Der Mann mit dem Zopf hatte sie anscheinend aus den Augen verloren. Unschlüssig stand er zwischen riesigen Werbeplakaten und schaute sich hektisch nach rechts und links um. In seinem rechten Ohr glitzerte ein silberner Ohrring,

sein grobes Gesicht wirkte zwischen den eleganten Frauen auf den Werbepostern noch bedrohlicher.

Plötzlich wandte er sich zu den Rolltreppen um, und ihre Blicke trafen sich für einen Sekundenbruchteil, bevor Zoé den Kopf einziehen konnte.

Als sie Sekunden später die zweite Ebene des KaDeWe und die zahllosen Stores der großen Modemarken erreichte, lächelte ihr Audrey Hepburn ermutigend mit großen Augen entgegen. Zoé rauschte über den gepflegten Parkettboden und die schweren beige Teppiche, und ohne sich umzudrehen, lief sie in den westlichen Teil der zweiten Ebene. Zwei ältere Besucherinnen kamen schwatzend mit riesigen bunten Einkaufstüten in den Händen direkt auf sie zu und versperrten ihr den Weg. Sie versuchte auszuweichen, stieß aber bei diesem Manöver gegen einen Ständer mit Abendkleidern aus fester grüner Seide, und in ihrem Schwung riß sie den gesamten Ständer zu Boden. Sie rannte einfach weiter.

Endlich erschien vor ihr der Zugang zu den Umkleidekabinen. Sie spürte, daß der Verfolger ihr dicht auf den Fersen war. Zoé schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Sie hatte ihr Ziel lebend erreicht, doch jetzt mußte sie alles auf eine Karte setzen.

Kapitel 10

Im Gewirr des großen, unübersichtlichen Kaufhauses wäre ihm die blonde Frau beinahe entwischt. Welcher Teufel hatte die Kleine bloß geritten, ausgerechnet ins KaDeWe zu flüchten?

Er sah, daß sie das obere Ende der Rolltreppe erreicht hatte, und grunzte etwas Unverständliches, als er die Treppe enterte. Mit seinen kräftigen Armen drückte er die Menschen beiseite, als ob sie aus Pappe wären.

Als er endlich die zweite Etage erreichte, ließ er den Blick von einer Seite der Verkaufsebene zur anderen schweifen. Wo hatte sie sich versteckt?

Weit konnte sie nicht gekommen sein. Er war sich sicher, dass sie sich ganz in seiner Nähe befand. Plötzlich blieben seine Augen an zwei Verkäuferinnen hängen, die einen umgestürzten Ständer mit grünen Abendkleidern wieder aufrichteten. Ein Lächeln lief über sein Gesicht. Schnell steuerte er auf die Verkäuferinnen zu, die sich erschrocken von ihm entfernen wollten. „Wo ist die Frau?“

Verängstigt zuckte die jüngere der beiden mit den Achseln und machte eine vage Handbewegung, die auf den rückwärtigen Bereich deutete. Zorn wallte in ihm auf, aber dann erblickte er die nahe gelegenen Umkleidekabinen für die Damen. Im Zugangsbereich sortierte eine junge Frau mit schwarzen schulterlangen Haaren einen Kleiderhaufen, den die Kundinnen offensichtlich zurückgelassen hatten. Sie trug ein rosa T-Shirt mit großen schwarzen Chanel-Initialen.

Schnell ging er auf die Frau zu, die in ihre Arbeit vertieft war und ihn nicht zu bemerken schien.

„Ich suche eine blonde Frau mit einem schwarzen Mantel!“

Die Angestellte fuhr vor Schreck sichtlich zusammen, und eingeschüchtert zeigte sie auf die Umkleidekabinen. Er nickte ihr zu und betrat den abgetrennten Bereich für die Anprobe.

Die Damen-Umkleide bestand aus acht Kabinen, die in zwei gegenüberliegenden Reihen angeordnet waren. Er war nur ein Eingang beziehungsweise Ausgang vorhanden.

Eine perfekte Falle. Aber er mußte sich beeilen, denn die Verkäuferin mit dem rosa T-Shirt würde bestimmt melden, daß ein Mann die Damenanprobe betreten hatte.

Die meisten Kabinen waren besetzt und mit dicken roten Vorhängen verschlossen. Nacheinander riß er die Vorhänge beiseite. Entsetzt schrien die Frauen in den Kabinen auf, bedeckten ihre halbnackten Körper, so gut es ging, und starrten ihn furchtsam an.

Keine versuchte zu fliehen.

Dann erreichte er die letzte Kabine. Hinter dem geschlossenen Vorhang war es auffällig still.

Sie saß in der Falle, und sie wußte es. Eine Amateurin, die versucht hatte, sich vor der Rechtsmedizin hinter Zweigen und Blättern zu verbergen, und ihnen ahnungslos in die Falle gegangen war. Der Lieferwagen hatte genau in ihrem Rücken gestanden, und für seine lichtempfindlichen Kameras war es selbst bei dem schlechten Wetter überhaupt kein Problem gewesen, ihre Gestalt zu erfassen.

Auf den schwarzweißen Bildern, die im Wageninneren über die Monitore glimmert waren, hatten sie ihre langen blonden Haare auf dem schwarzen Mantel gut erkennen können. Nur das Gesicht der Frau, die da die Rechtsmedizin heimlich beobachtete, hatten die Kameras nur schemenhaft eingefangen.

Doch das spielte jetzt keine Rolle mehr, es war nur noch eine Frage von Sekundenbruchteilen, bis er seiner Beute von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Die Jagd war zu Ende.

Er lächelte grimmig, als seine Hand nach der Beretta im Schulterholster griff und er zugleich den Vorhang zur Seite riß.

Vor ihm hing ein großer Spiegel, der die gesamte Kabinenrückwand umfasste, und statt der Frau erblickte er nur sein eigenes völlig perplexes Gesicht. Fassungslos senkte sich sein Blick auf eine Kleiderbank. Dort lag ein weißer Arztkittel auf einem schwarzen Mantel, daneben ein schwarzer Rollkragenpullover. Darunter standen zwei dunkelbraune Winterstiefel. Über einen der Stiefel hatte jemand eine blonde Langhaar-Perücke gestülpt.

Von der jungen Frau hingegen war nichts zu sehen. Sie war spurlos verschwunden.

Er dachte an die Verkäuferin mit dem rosa T-Shirt und stieß einen wüsten Fluch aus. Plötzlich erschienen zwei Sicherheitsleute des KaDeWe im Spiegelbild. Der Mann fuhr herum und richtete die Beretta auf die erschrockenen Wachleute. Die beiden würden ihn nicht aufhalten.

Aber das Mädchen war ihm entkommen.

Kapitel 11

Der Aufzug setzte sich leise surrend in Bewegung. Parker und der BKA-Beamte wechselten einen kurzen Blick und schwiegen, während der Lift sie von der Tiefgarage auf die siebte Etage der deutschen Regierungszentrale beförderte. Die Türen glitten auf, und Parker fand sich an einem hallenartigen Versammlungsort wieder. Kreisrunde Sitzreihen fielen mehrere Meter bis zu einer bühnenähnlichen Fläche ab.

„Das ist die Sky Lobby“, erläuterte der Polizist.

Der lichtdurchflutete Raum war menschenleer.

„Finden hier wirklich Treffen statt?“

Der Sicherheitsmann verzog das Gesicht zu einem angedeuteten Lächeln. „Natürlich nicht.“

Ohne weitere Kommentare geleitete der Beamte Parker bis ins Vorzimmer der Kanzlerin. Die Sekretärin nickte ihm zu und bat ihn, noch einen Augenblick zu warten. Der Polizist klopfte ihm leicht auf die Schulter, als ob er dringend einer freundschaftlichen Ermutigung bedurfte, und verabschiedete sich. Langsam atmete Parker aus und stand gespannt vor der verschlossenen holzvertäfelten Tür, hinter der sich die Macht- und Schaltzentrale Deutschlands verbarg.

Was wollte die Kanzlerin bloß von ihm? Sein heutiger Termin hier hatte sich nur auf eine abendliche Vorbesprechung des Russlandbesuchs mit dem zuständigen Staatssekretär und dessen Abteilungsleitern bezogen. Von einem persönlichen Treffen mit der Regierungschefin war nie die Rede gewesen. Was hatte diesen Sinneswandel bewirkt?

Auf ein unsichtbares Zeichen hin erhob sich die Sekretärin vom Stuhl hinter ihrem Schreibtisch und öffnete ihm die Tür.

Im Inneren des Kanzlerbüros nahm er zunächst das Gemälde von Altkanzler Konrad Adenauer wahr, in eindringlicher Pose von Oskar Kokoschka erschaffen. Amüsiert erinnerte er sich an die Geschichte, die man sich über die seltsame Zusammenarbeit des Künstlers mit dem alten Regierungschef erzählte. Während Kokoschka, nachdem er den Preis auf zweihunderttausend Deutsche Mark hochgetrieben hatte, den Altkanzler mit Muße zu porträtieren gedachte, schritt Adenauer—anstatt für den Meister geduldig stillzusitzen—unruhig im Zimmer umher und diktierte aus dem Kopf einer Sekretärin seine Memoiren.

Aber trotz Adenauers Zappeligkeit hatte Kokoschka die Würde des ersten Kanzlers auf wunderbar intensive Weise getroffen, fand Parker.

Unter Adenauer stand der massive Arbeitstisch der Kanzlerin, ein schwarzes Ungetüm, auf dem lediglich ein ihm abgewandter Bilderrahmen, ein silberfarbener Laptop und drei säuberlich gestapelte schwarze Unterschriftenmappen lagen. Neben dem Schreibtisch hing kraftlos eine schwarzrotgoldene Fahne an einem metallenen Ständer.

Davor war eine Sitzgruppe aus bequemen weißen Stoffmöbeln um ein Tischchen mit Getränken angeordnet. Im hinteren Bereich entdeckte Parker drei überdimensionierte weiße Schachfiguren, eine weiße Dame, umringt von zwei Bauern.

Die Kanzlerin hatte ihm den Rücken zugekehrt und schaute durch die großflächige Fensterfront nach draußen.

Parker näherte sich der kleinen, gedrungenen Gestalt, die die Aussicht auf den Reichstag und das Brandenburger Tor teilweise verdeckte. Mit ernster Miene drehte sie sich um und reichte ihm die Hand. „Der Tod von Frau Kreifelts tut mir sehr leid.“

Verblüfft ergriff er die Hand der Regierungschefin. Woher wußte sie von Annes Tod? Er verzichtete auf eine Nachfrage und sagte nur: „Ja.“

Sie wirkte müde—tiefe Falten lagen um ihre Mundwinkel—aber unter dem Dunst ihrer blassen Augen schimmerte ein hellwacher Blick. „Bitte verzeihen Sie das überstürzte Treffen, aber angesichts meiner engen Terminlage ging es leider nicht anders. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

„Gerne“, antwortete Parker. Und tatsächlich war er froh, daß der Ruf der Kanzlerin ihn aus dem grausigen Leichenkeller befreit hatte. „Warum wollten Sie mich sprechen?“

Ihr ernster Gesichtsausdruck löste sich restlos auf und machte einem Lächeln Platz. „Na, ich wollte endlich den Leiter meiner Rußlandreise persönlich kennenlernen!“

Mit einer Geste lud sie ihn dazu ein, sich in die großen weißen Sessel zu setzen. Doch er blieb stehen.

„Sie werden mich doch nach Rußland begleiten, Herr Parker?“

„Selbstverständlich“, erwiderte er. „Wenn Sie mir verraten, wie Sie ausgerechnet auf mich gekommen sind.“

„Nicht so bescheiden. Sie sind eine anerkannte Kapazität auf dem Gebiet des Kunstrechts—weit über die Grenzen hinaus bekannt. Und außerdem sind Sie es gewohnt, im Rampenlicht zu stehen. Genau aus diesem Grund haben wir uns für Sie entschieden.“

Ihn beschlich das vage Gefühl, daß dies nicht die ganze Wahrheit war. Ohne weiteres fielen ihm die Namen von zwei oder drei älteren Kollegen ein, deren Renommee das seine bei weitem überstieg. Experten, die schon auf dem Gebiet des Kunstrechts geforscht hatten, als er noch mit der Schultüte in der Hand herumgelaufen war. Warum die Kanzlerin ihn diesen Koryphäen vorzog, war ihm schleierhaft.

„Wie ich im Fernsehen sehen konnte, haben Sie sich bereits eine Verhandlungstaktik zurechtgelegt.“ Sie schaute ihn abwartend an.

„Eher ein paar Eröffnungszüge, die uns die Initiative bringen sollen.“ Mit seiner rechten Hand deutete er lächelnd auf das Ensemble der großen Schachfiguren. „Spielen Sie gerne?“

„Ich bin im Osten Deutschlands aufgewachsen, wie Sie natürlich wissen—da hat man zwangsläufig nicht nur die Russen, sondern auch Schach kennengelernt. Für die Russen ist es allerdings weit mehr als nur ein Spiel.“

„Und für Sie?“

„Ich akzeptiere die Regeln, so wie sie sind, Herr Parker.“ Ihre Augen musterten ihn mehrere Sekunden. „Glauben Sie mir, ich kenne die Russen besser als Sie. Mit Ihrer Taktik von Verständnis und Zuneigung werden wir in Moskau scheitern. Im Übrigen bitte ich Sie, künftig mir als der Kanzlerin die Verhandlungsführung zu überlassen.“ Unter ihren Schlupflidern wurde der Blick stahlhart. „Rußland hat

mit dem Duma-Gesetz von 1998 die gesamte in Deutschland erbeutete Kunst zum Staatseigentum erklärt und damit die Rückgabe der deutschen Kunstwerke für immer ausgeschlossen. Damit hat der Kreml unsere Kulturgüter endgültig vereinahmt.“

Parker sah sie regungslos an, obwohl er überrascht war von der Energie, die plötzlich von der kleinen Frau ausging und die er bei ihren Fernsehauftritten noch nie bemerkt hatte.

„Für die Russen stellen die Kunstwerke eine gerechtfertigte Kompensation der schrecklichen Leiden des Krieges dar“, warf er ein.

„Das weiß ich sehr wohl.“ Sie verschränkte die Arme vor der Brust. „Und ganz unter uns gesagt, halte ich das russische Begehren nach einem Ausgleich auch für verständlich. Aber das darf nicht zu einer Legalisierung von Kunstraub führen. Die Beutekunst ist und bleibt deutsche Kunst—und die gehört nun mal zurück, oder sehen Sie das anders?“

Er seufzte. „Die Kultur gehört zu einem Volk wie die Seele zum Leib. Und jedes Volk hat ein Recht darauf.“ Wie oft hatte er für diesen Grundsatz juristisch gekämpft, aber Recht haben und Recht bekommen waren eben zwei unterschiedliche Dinge. „Deutschland wird nicht ein einziges Gemälde restituiert bekommen, wenn wir nur stur auf unserem Recht beharren. Zunächst muß Vertrauen geschaffen und die Spirale der wechselseitigen Vorhaltungen und Anschuldigungen durchbrochen werden.“

„Sie reden wie meine Diplomaten.“ Ihr Blick fiel auf die Spitzen ihrer flachen Schuhe, verharrte dort eine Weile und kam zu Parker zurück. „Nur gebracht haben diese weisen Ratschläge bisher nicht sonderlich viel.“

„Weil es nie ehrlich gemeint war.“

„Stellen Sie die Dinge nicht ein wenig auf den Kopf? Bislang waren es doch die Russen, die uns erst in dem Glauben gelassen haben, daß es zu einer baldigen Rückgabe der Kunstwerke kommt—nur um dann die gesamte Raubkunst aus Deutschland zu enteignen.“ Die Regierungschefin wandte sich von ihm ab und widmete sich abermals dem Fenster aus massivem Panzerglas, über das der Wind den schmelzenden Schneeregen trieb und die Sicht verzerrte.

Parker blickte über die Regierungschefin hinweg in die Berliner Dunkelheit. „Moskau wird nicht zulassen, daß die Deutschen die Museen und Archive wieder leer räumen, nur weil der Krieg seit sechs Jahrzehnten vorbei ist.“ Er fragte sich ernsthaft, welchen Sinn die Moskaureise hatte, wenn beide Seiten nur planten, längst bekannte Rechtspositionen auszutauschen. „Was halten Sie vom russischen Präsidenten?“

Die Kanzlerin schnaubte leicht. „Wollen Sie das wirklich wissen?“

„Bedanken Sie sich bei ihm.“

Überrascht fuhr sie herum. Luft entwich aus ihrem Mund, langsam und zischend. „Bedanken? Dafür, daß die Sowjets Deutschland nach dem Krieg generalstabsmäßig ausgeplündert haben?“

„Bedanken Sie sich für das großzügige Geschenk, welches das russische Volk dem deutschen Volk 1959 gemacht hat und das bis heute Millionen von Besuchern begeistert.“

Der Kanzlerin fiel sichtbar der Unterkiefer herab. Er war sich sicher, daß ihm soeben das Kunststück gelungen war, seine Karriere als Delegationsleiter zu beenden, noch bevor die Reise überhaupt begonnen hatte.

„Der Pergamonaltar?“ Sie schaute ihn verständnislos an. „Ich soll mich für ein Gastgeschenk Stalins an den Genossen und ersten Staatsratsvorsitzenden Ulbricht bedanken?“

Er nickte und machte es sich in einem der weißen Sessel bequem. Es war fast in Vergessenheit geraten, daß die Rote Armee das hellenistische Großkunstwerk nach Kriegsende in einem Berliner Bunker geborgen und nach Rußland verschleppt hatte. „Stalin konnte nichts verschenken, was ihm nicht gehört“, antwortete er der Kanzlerin. „Und Ulbricht nichts annehmen, was nicht für ihn bestimmt war—der Pergamonaltar ist den Deutschen zurückgegeben worden. Wenn überhaupt, können nur die Türken dagegen etwas einwenden.“ Er nahm sich eine Flasche Mineralwasser und ein Glas von dem silbernen Tablett auf dem Tischchen. Er dachte an die Forderung des türkischen Kulturministers auf Rückgabe des Großen Altars, die bisher jedoch verhallt war, ohne das deutsch-türkische Verhältnis ernsthaft zu belasten. Dies hatte nicht unerheblich mit der gültigen Ausführungsgenehmigung zu tun, die das Osmanische Reich damals für den Altar erteilt hatte. Wahrscheinlich waren die Reliefplatten des Altars von den deutschen Ausgräbern zudem vor der völligen Vernichtung bewahrt worden, denn die Fundstätte hatte der Landbevölkerung bereits als frei zugänglicher und viel genutzter Steinbruch gedient.

Die Miene der Regierungschefin verbarg ihre Mißbilligung in keiner Weise. „Haben Sie noch mehr solche Vorschläge?“

Ungerührt öffnete er die Wasserflasche. „Ja, ich empfehle Ihnen, die deutsche Hilfe beim Kulturgüterschutz in Rußland nachdrücklich zu intensivieren. Die Unterstützung bei der Rekonstruktion des Bernsteinzimmers in Sankt Petersburg oder die Hilfe beim Wiederaufbau der Marienkirche in Nowgorod weisen hier den richtigen Weg—sind aber nur ein paar Tropfen auf den heißen Stein.“

Die Kanzlerin schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, so kommen wir nicht weiter, Herr Parker.“

„Es ist unsere einzige Chance.“

Mit leicht zur Seite geneigtem Haupt schaute sie ihn skeptisch an, stumm und reglos.

Langsam füllte er das Glas mit dem Wasser und führte es zu seinen Lippen. Er trank und lauschte der gespannten Stille im Raum, bis er sie selbst durchbrach. „Erinnern Sie sich an die graphischen Blätter und Zeichnungen, unter anderem von Dürer, die 2001 zurück nach Bremen kamen? Die damalige Bundesregierung hatte kurz zuvor, und natürlich rein zufällig, das Florentiner Steinmosaik aus dem Königsberger Bernsteinzimmer an die Russen übergeben.“

Tatsächlich hatte ein Zufall das Florentiner Mosaik vor wenigen Jahren der Bundesregierung in die Hände gespielt. Das Kunstwerk war eines von vier Steinmosaikern aus verschiedenfarbigem Marmor, die der Kaiser von Österreich der Zarenfamilie geschenkt hatte. Ein Schmuckstück des sagenumwobenen Königsberger Bernsteinzimmers aus dem Katharinenpalast bei St. Petersburg, der Sommerresidenz der Zaren. Mutmaßlich war das Mosaik 1941 während der Besetzung von deutschen Landsern aus dem Palast geklaut worden. Auf verschlungenen Pfaden

gelangte es später in den Besitz eines deutschen Notars, und beim Versuch, das kostbare Gut zu verkaufen, hatte die Polizei zugegriffen.

Sie verzog den Mund. „Ein kultureller Kuhhandel also.“

„Stimmt.“ Mit dem Hinweis auf das Mosaik schnitt das Gespräch ein Thema an, das Parker seit langem keine Ruhe ließ. „Ich bin mir sicher, daß sich noch viele hochkarätige Kunstwerke in Deutschland befinden, die die Nazis in Russland erbeutet haben.“ Er stellte das Glas auf den Couchtisch. „Es ist ein offenes Geheimnis, daß das Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen sowie das Kunstdepot des Bundes noch Tausende von Kunstgegenständen in ihren Beständen halten, deren Herkunft offen ist. Um es ganz vorsichtig auszudrücken.“ Er sah die Zweifel im Gesicht der Kanzlerin. „Man müßte allerdings alles einmal gründlich durchforsten. Und das betrifft nicht zuletzt die deutschen Museen.“

„Inwiefern?“

„In vielen Museen lagern noch eine Unmenge Kulturgegenstände, deren Provenienz ungeklärt ist. Die Forschung hat zwar mittlerweile einen recht genauen Überblick über die deutschen Kunstwerke in den russischen Museen und Archiven, was unsere eigenen Depots angeht, fehlt jedoch bis heute eine verlässliche Übersicht.“ Er schätzte, daß ein Team von nur dreihundert Kunsthistorikern in wenigen Monaten gewaltige kulturelle Schätze aus den Tiefen der Akten- und Kunstbestände heben konnte.

Die Regierungschefin hatte ein paar Schritte in Richtung ihres Schreibtischs gemacht und war aus seinem Blickfeld verschwunden, als er weitersprach. „Lassen Sie uns nach Beutekunstwerken in unseren eigenen Depots suchen—und ich verspreche Ihnen: Sie werden in kürzester Zeit über hinreichend viele russische Kunstobjekte verfügen. Es würde mich sehr wundern, wenn der Kreml sich dafür nicht mit deutscher Kunst erkenntlich zeigen würde.“

Er spürte, wie die Regierungschefin von hinten an seinen Sessel herantrat. „Ich teile Ihren Enthusiasmus leider nicht, was die angeblich in deutschen Museumskellern schlummernde russische Kunst angeht. Stalins Trophäenjäger haben nach dem Krieg alles mitgenommen, was wertvoll aussah. Ich glaube, ich habe da einen besseren Vorschlag.“

Bevor Parker noch etwas erwidern konnte, spürte er einen leichten Druck auf seinen Schultern. Und darauf war er in keiner Weise vorbereitet gewesen. Er schluckte. Hatte die Kanzlerin gerade ihre Hände auf seine Schultern gelegt? Sein Körper verkrampfte sich, und sein Erstaunen über ihre geheimnisvolle Anspielung konnte er nur mühsam verbergen. „Was schlagen Sie vor?“

„Wir haben Grund zu der Annahme, daß sich ein berühmtes russisches Kunstwerk auf deutschem Boden befindet. Für die Rückgabe dieses Kleinods würde Moskau uns die geheimsten Kunstarchive öffnen, glauben Sie mir.“

Er blickte fragend von unten zu ihr hinauf, wozu er sich in seinem Sessel ziemlich verrenken musste. Ein triumphierendes Lächeln fiel auf ihn herab.

„Von welchem Kunstwerk sprechen Sie?“

Ihre blassen Augen nagelten ihn in seiner ungemütlichen Position fest. „Bevor ich Ihnen mehr Informationen geben kann, müssen Sie mir etwas versprechen.“ Ein messerscharfer Blick.

Im Sessel wurde ihm immer unbehaglicher zumute. Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr, daß die Kanzlerin ihm nicht die volle Wahrheit über seine Berufung zum

Delegationsleiter mitgeteilt hatte. Angespannt hielt er ihrem Blick stand. „Um was geht es?“

„Ich bitte Sie zu finden, was die Russen schon seit langem vermissen.“

Er hatte keine Ahnung, wohin das führen würde. Ihm schwante nichts Gutes. Doch einer Kanzlerin, die ihre Hände vertraulich auf seine Schultern legte und ihn um Hilfe bat, konnte er kaum etwas abschlagen.

Ein bißchen Gegenwehr zu leisten, dazu war er noch imstande. Er mußte unwillkürlich an Anne denken und versuchte, das Bild heraufzubeschwören, wie er sie zuletzt lebend gesehen hatte—lachend, mit Haaren wie Feuer und Augen wie eine Sommerwiese—aber es gelang ihm nicht recht.

„Nur unter gewissen Bedingungen“, hörte er sich selbst sagen.

Die Kanzlerin zögerte, und er bemerkte eine leichte Irritation auf ihrem Gesicht. „Was für Bedingungen?“

Ob ihm wegen Anne dieser Gedanke durch den Kopf gegangen war, konnte er selbst nicht sagen. In seinem Innersten spürte er eine Empfindung, die ihn dazu trieb, für ihre Ideale Partei zu ergreifen. Es war sein Abschiedsgeschenk.

„Falls ich den verschollenen Schatz finde, bitte ich Sie, dies zum Anlaß eines grundsätzlichen Neuanfangs der Beutekunstverhandlungen zu nehmen.“

Die Regierungschefin runzelte die Stirn. „Was meinen Sie konkret damit?“

„Sie stocken das Personal an Kunstfahndern ganz erheblich auf und suchen systematisch nach Raubkunst in unseren eigenen Beständen. Deutschland beginnt nachhaltig in den Erhalt der Kulturgüter in Russland zu investieren. Das kann durchaus bedeuten, daß ein berühmtes Bild, eine wertvolle Münzsammlung oder sonstige Kunstwerke als Dauerleihgabe oder sogar Geschenk für immer in einem russischen Museum verbleiben.“ Die Gesichtszüge der Kanzlerin waren angespannt, als er fortfuhr. „In der russischen Provinz erhält ein Kunstwerk unter Umständen mehr Aufmerksamkeit und Pflege als in einem deutschen Museum, wo es nur eines unter vielen ist. Und schließlich meine letzte Bedingung: Der Schatz, den ich für Sie finden soll, kommt an seinen alten Platz zurück, und Deutschland wird auch Sorge tragen, daß dort ein angemessenes kulturelles Umfeld entsteht.“

Ernst betrachtete Parker die Kanzlerin. Ihr Gesicht zeigte keine Reaktion. Die Sekunden verstrichen.

„Die Politik wird in Deutschland noch immer von Parlament und Regierung bestimmt. Ich kann Ihnen nichts versprechen.“

Er erwiderte wortlos ihren Blick.

„Wir werden die Provenienzforschung verstärken.“

Er lächelte.

„Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich dafür einsetze, daß das gesuchte Werk nicht nur zurückgegeben wird, sondern die Restitution darüber hinaus auch durch den Aufbau und die Finanzierung eines Museums unterstützt wird. Und zwar dort, wo das Werk vor Jahrhunderten geschaffen wurde.“ Aufmerksam betrachtete sie ihn. Er glaubte, den Hauch eines Lächelns zu erkennen, das ihre Mundwinkel umspielte. „Einverstanden?“

Tonnenschwer lasteten ihre Hände auf ihm. Von unten sah er in ihr ungeduldiges, fragendes Gesicht. Er war sich mittlerweile sicher, daß sie ein Lächeln unterdrückte. Doch jetzt gab es kein Zurück mehr.

„Einverstanden“, besiegelte er den Pakt. „Was kann ich für Sie tun?“

Mit einem Klaps auf seine Schultern befreite sie ihn aus seiner unbequemen Lage und schritt zu ihrem Schreibtisch.

Ein erlöstes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus, als sie sich auf den großen ledernen Bürostuhl setzte. Sie zückte einen goldfarbenen Füllfederhalter und schlug die erste der drei Unterschriftenmappen auf. Für einen kurzen Augenblick hob sie noch einmal den Kopf, richtete den Blick auf ihn und sagte: „Finden Sie bitte das Bernsteinzimmer!“

Kapitel 12

Steil erhob sich der alte Wehrturm über dem herrschaftlichen Jagdhaus. Die Spitze des Turms war in dem Schneegestöber nahezu verschwunden, nur die starken Flutlichter zeichneten vage Umrisse in den Himmel.

Thalberg lehnte mit dem Rücken am dicken Mauerwerk der Ställe und betrachtete zufrieden die Anlage, die erstmals 1578 urkundlich erwähnt worden war. Er hatte die Anlage nach dem Krieg entdeckt. Die heruntergekommenen Stallungen, das verwahrloste Haupthaus und der baufällige Turm hatten seine Augen zum Glänzen gebracht; vom ersten Moment hatte ihn der verwunschene Ort in seinen Bann gezogen—nicht zuletzt wegen des einzigartigen, märchenhaften Bestandes von über tausendjährigen Eichen, gelegen inmitten der sanften Hügel und weiten Täler eines der berühmtesten Jagdgebiete Deutschlands.

Er schüttelte sich den Schnee vom Lodenmantel und zog den dunkelgrünen Hut tiefer ins Gesicht. Wenn der Schneefall nicht nachließ, würde er am nächsten Morgen jemanden auf die Dächer schicken müssen, um die alten Balken und Ziegel von der Last zu befreien. Im ganzen Land fielen die Flocken seit Stunden vom Himmel, und die Wettervorhersage vermochte kein baldiges Ende auszumachen. Seine Gedanken wanderten nach Berlin, und ihn überkam der Drang nach einer Zigarette. Grübelnd zündete er sich eine an. Seit heute Morgen wartete er auf den erlösenden Anruf. Heftig zog er an der Zigarette, die genau in dem Augenblick tiefrot aufleuchtete, als sich ein warmer, weicher Körper an seine rechte Wade schmiegte. Er senkte den Blick und sah den Hund mit dem kurzen, grau glänzenden Fell, der hechelnd neben ihm stand. Die Weimaraner genannte Hunderasse war für ihre Schärfe auf der Jagd bekannt, doch das schmale, elegante Tier hatte ihn auf der Treibjagd abermals enttäuscht und vor seinen Jagdgenossen blamiert.

Als seine feine Nase die Rote Wildschweine in der Dichtung gewittert hatte, war es sofort mit eingezogenem Schwanz zu ihm zurückgelaufen und hatte sich vor Angst zitternd auf den Boden gekauert. Ein armseliges Häufchen, das ihn mit traurigen, um Hilfe flehenden Augen anschaute. Thalberg hatte diese offene Feigheit als erbärmlich und seiner Rasse unwürdig empfunden. Seine Entscheidung war unwiderruflich: Es war der dritte und letzte Jagdeinsatz des Hundes gewesen.

Er schnippte die Zigarette in hohem Bogen weg und stapfte mit dem Hund im Schlepptau durch den Schnee, erst an den vormaligen Ställen entlang, wo heute seine Männer untergebracht waren, und dann den kleinen Hügel hoch zum nahen

Waldrand. Ein guter Ort für einen Hund, ging ihm durch den Kopf, als plötzlich das Handy in der Manteltasche vibrierte.

Berlin. Endlich.

Rasch zog er das Telefon hervor und nahm den Anruf an. Er lauschte, und sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich.

Die Stimme aus Berlin brachte keine Erlösung. Aber es gab wenigstens eine Spur. Ein junges Mädchen, das es mit Glück und Köpfchen geschafft hatte zu entkommen. Thalberg hielt das Handy ans Ohr gepreßt und schüttelte den weißhaarigen Kopf angesichts der Einzelheiten ihrer Flucht. Unglaublich.

„Sie ist eine Amateurin, eine blutige Anfängerin. Wir haben sie innerhalb der nächsten zwölf Stunden“, sagte die Stimme am anderen Ende.

„Sarrow!“ Thalberg machte sich nicht die Mühe, die üble Laune vor seinem Adjutanten zu verbergen. „Überwachen Sie vor allem das Hotel Adlon. Das Mädels wird an den Professor rangehen!“

„Möglich. Ich hab schon ein paar Männer da.“

Thalberg seufzte. Er spürte untrüglich, daß die Sache sich im Adlon entscheiden würde. Das Mädchen war höchstwahrscheinlich die Auftraggeberin der Kreifelts. Sie hatte zwar noch keinen Namen und trotz der Aufnahmen, die sie von ihr vor der Charité gemacht hatten, auch kein Gesicht, aber ein klares Profil: weiblich, um die zwanzig, zierlich, dunkelhaarig, flink, fintenreich—und Parker war ihr Schwachpunkt.

Eindringlich sprach er ins Telefon: „Sie wird versuchen, mit Parker Kontakt aufzunehmen. Sie vertraut ihm, weil die Kreifelts ihm vertraut hat. Sie fühlt sich verfolgt, hat Angst, vielleicht sogar Panik, und sie braucht Hilfe. Deshalb wird sie früher oder später in das Hotel kommen.“

„Wir haben die Eingänge und die Lobby unter Kontrolle“, meldete Sarrow pflichtschuldigst.

„Das reicht doch nicht!“, fuhr Thalberg ihn schroff an. „Nehmt euch jemand vom Personal vor. Überprüft alle Gäste. Und vor allem bringt eine Wanze in Parkers Zimmer an. Ich erwarte ab jetzt stündlichen Bericht!“

„Verstanden“, kam es knapp aus Berlin zurück.

„Und vergeßt die Tiefgarage nicht!“ Gereizt beendete Thalberg das Gespräch.

Der Weimaraner saß brav zu seinen Füßen und starrte regungslos auf das undurchdringliche Dickicht der nahen Buchenschonung. Die Nase des Tiers bebte. Witterungen. Der Hund las in den Gerüchen des Waldes wie in einem Buch.

Vergebens, dachte Thalberg.

Er ließ das Handy in die Manteltasche rutschen und zündete sich mißlaunig eine neue Zigarette an. Dann zog er die alte Walther P38 aus dem Holster an seinem Gürtel, lud die Waffe durch und richtete den grauen Lauf auf das Genick des Hundes.

Das Tier war über die vermeintliche körperliche Zuneigung seines Herrn erfreut und rieb sich an der Mündung der Waffe.

Thalberg blies den Rauch der Zigarette durch die Nase aus. Als er den rechten Zeigefinger krümmen wollte, spürte er erneut das Vibrieren des Mobiltelefons.

Er machte keine Bewegung. Der Lauf der Pistole lag unverändert am Genick des Tiers und sein Finger am Abzug. Er ließ die Zeit verstreichen und wartete, doch das Vibrieren dauerte an.

Schließlich nahm er fluchend die Waffe hoch und fingerte mit der anderen Hand das Telefon aus der Manteltasche. Ohne zu schauen, woher der Anruf kam, nahm er ihn an und hielt sich das Handy ans Ohr.

„Papa, störe ich dich?“, fragte aus weiter Ferne die Stimme seiner Tochter Beate.

„Nein, mein Kind“, antwortete er sanft, die Zigarette zwischen den Lippen. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter war Beate das einzige Lebewesen auf der Erde, für das er eine tiefe Zuneigung empfand. Seine Tochter war bereits zweiundsechzig, verheiratet und wieder geschieden, hatte selbst drei erwachsene Kinder—blieb aber unverändert sein „kleines Mädchen“.

Er hörte, daß sie etwas trank und dann das Geräusch eines Glases, das abgestellt wurde.

„Wein?“, fragte er.

„Nein. Holundersaft. Was machst du gerade, Papa?“

Er schaute auf die mattschwarze Pistole in seiner Hand, auf der sich still und leise Schneeflocken sammelten, und überlegte, was er antworten sollte.

„Geht es dir gut, Papa?“

„Mir geht es ausgezeichnet.“ Er hielt kurz inne, hörte ihren Atem. „Ich bin mit dem neuen Jagdhund draußen.“

„Oh, wie schön, Papa!“

Mechanisch glitt sein Daumen über den Sicherungshebel der Waffe. Jetzt konnte sich kein Schuß mehr lösen. „Kommst du mich besuchen, Beate?“

Kapitel 13

Parker lag quer auf dem großen Hotelbett. Seine Lider lasteten schwer auf den Augen. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, sein dunkelblaues Sakko auszuziehen, genauso wie die graue Flanellhose. Auch die Füße steckten noch in den schwarzen, rahmengenähten Budapestern, die über den Rand des Betts ragten. Die Hände ruhten auf seinem Oberkörper. Er fühlte sich ausgelaugt und erschöpft—und war doch weit davon entfernt, in einen erholsamen Schlaf zu finden.

Wie wirre Spiegelungen rasten die Ereignisse des Tages durch seinen Kopf, immer wieder sah er die erstarrte, wachsfarbene Anne vor sich, aufgebahrt auf dem kahlen Seziertisch—ein Anblick, der jeden anderen Gedanken zerbrach und außer Trümmern nur Trauer übrig ließ. In der Finsternis seiner selbst vernahm er deutlich seinen Herzschlag. Ein dumpfer Hammer, der seinen reglosen Körper von innen bearbeitete und dabei den Rhythmus stetig steigerte, bis die Schläge laut in seinen Ohren dröhnten und in ein schrilles Pfeifen übergingen. Nie würde er dieses Pfeifen vergessen können. Er hatte es zuletzt in den Wäldern des Kosovo gehört. Vor seinem inneren Auge sah er sich im Fond des Toyota-Geländewagens sitzen, der im Schrittempo über eine Bergpiste kroch. Neben ihm hatte eine junge Übersetzerin Platz genommen. Sie stammte aus Pristina, der Hauptstadt des Kosovo, und hatte in den Vereinigten Staaten studiert. Jetzt war sie als OSZE-Beobachterin wieder in ihr Land zurückgekehrt.

Vorne beim Fahrer hatte sich Ian Fowler, der schwergewichtige, fast siebzigjährige Leiter ihrer Mission, niedergelassen und rauchte mit grimmiger Miene, aber vor Abenteuerlust funkelnden Augen eine Zigarette nach der anderen. Bei jedem anderen hätte Parker irgendwann gegen den beißenden Qualm protestiert, doch gegen Fowlers walisischen Charme kamen selbst Parkers brennende Augen nicht an.

Dem weiß lackierten Toyota folgte schon seit Stunden ein Transportpanzer der serbischen Armee mit leichter Bewaffnung. Solch eine unverhohlene Überwachung war zu diesen Zeiten nichts Ungewöhnliches, und Parker hatte nicht das Gefühl, den aufdringlichen Beobachtern besondere Bedeutung schenken zu müssen.

Bis das Pfeifen erscholl und die von einem Heckenschützen abgefeuerte Panzerfaustgranate mit einem ohrenbetäubenden Knall in den vorderen Teil des Wagens einschlug. Der Toyota hob sich in die Luft, bevor er wie in Zeitlupe nach links umkippte und den Abhang hinunterstürzte.

Der Wagen überschlug sich immer wieder, bis er durch zwei Bäume abrupt gestoppt wurde. Parker war durch den Innenraum geschleudert worden, aber bei Bewußtsein geblieben. Er registrierte, daß das Fahrzeug auf der Seite lag. Er hatte zahlreiche Prellungen erlitten, und sein rechter Arm schmerzte höllisch, aber ansonsten schien er unverletzt zu sein. Die Übersetzerin lag reglos mit dem Kopf nach unten neben ihm. Er fühlte den schwachen Puls der jungen Frau. Sie lebte.

Dann hörte er ein Geräusch und schaute nach vorne. Der Fahrer war verschwunden. Wahrscheinlich war er bei einem der Überschläge aus dem Wagen geschleudert worden. Aber Fowler war im Wagen geblieben. Er hatte sich an dem oben liegenden Rahmen der aufgeschlagenen Beifahrertür hochgezogen und steckte gerade den Kopf aus der Öffnung. Offensichtlich stand er vollkommen unter Schock. Parker kroch schreiend zu ihm nach vorne.

Als er ihn schon an den Beinen zu packen bekommen hatte, fielen die ersten Schüsse. Ein Zucken durchlief Fowlers Körper, und der schwere Mann sank röchelnd zurück in das Fahrzeuginnere. Plötzlich breitete sich überall Blut aus.

Weitere Schüsse waren zu hören. Parker sah durch das zerbrochene Wagenfenster, daß mehrere serbische Soldaten in geduckter Haltung den Abhang heruntergelaufen kamen. Andere hatten sich hinter Bäumen verschanzt und feuerten aus ihren Kalaschnikows auf einen unsichtbaren Gegner.

Parker schrie nach Hilfe, aber seine Worte drangen durch den Krach der Kalaschnikows nicht durch. Verzweifelt winkte er den Serben zu und zeigte auf seinen schwerverletzten Begleiter, doch die Soldaten reagierten nicht. Fowlers Hemd war bereits tiefrot verfärbt, und Parker wurde gewahr, daß er in einer dunkelroten Blutlache kniete. Ihm war klar, daß der Waliser sofort ärztliche Hilfe brauchte. Verzweifelt stürzte er zur Hintertür des Toyotas. Sie klemmte. Mit aller Kraft trat er dagegen, und die Tür sprang auf. Ungeachtet der wilden Schießerei kletterte er heraus und rief um Hilfe. Wild gestikulierend und schreiend kam ein Soldat auf ihn zugelaufen: „*Danger, danger—stay in the car!*“

Bevor Parker etwas sagen konnte, traf ihn ein Stoß mit dem Schaft der Kalaschnikow am Kopf. Ihm wurde schwarz vor Augen, und er kippte zurück in den Wagen. Dann verlor er das Bewußtsein. Wie lange er so in dem Wagen gelegen hatte, wußte er nicht, aber als er wieder erwachte, war Fowler tot.

Die Obduktion in der darauffolgenden Nacht ergab, daß der rechte Lungenflügel und mehrere Arterien durch die Geschoße aus einer Kalaschnikow zerfetzt worden waren. Mit Kalaschnikows war in den neunziger Jahren jede reguläre oder irreguläre Armee auf dem Balkan ausgerüstet. Wer die Schüsse abgegeben hatte, konnte nie geklärt werden.

Obwohl Parker genau wußte, dass Ian Fowler aufgrund der schweren Verletzungen nicht die geringste Überlebenschance gehabt hatte und selbst bei sofortiger Hilfe nicht mehr hätte gerettet werden können, fühlte er seitdem eine schwere Schuld. Die Schuld, einen Freund verloren zu haben.

Fowlers Antlitz verschwand vor Parkers innerem Auge, und stattdessen erblickte er Anne. Sie beugte sich über ihn und schob ihre Hand unter sein geöffnetes Hemd—genau auf sein Herz.

Er riß die Augen auf und starrte schweißgebadet an die Decke, die im indirekten beigen Licht sanft über ihm schwebte. Langsam atmete er aus und rieb sich die Augen. Wie lange hatte er geschlafen?

Mühsam erhob er sich vom Bett und ging ins Badezimmer. Mit gesenktem Kopf setzte er sich auf die Kante der Wanne und ließ das Wasser einlaufen. Er fing etwas davon auf und spritzte es sich ins Gesicht. Allmählich wurde er wach und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

Unschlüssig überlegte er, was er vom seltsamen Auftrag der Kanzlerin zu halten hatte. „Das Bernsteinzimmer befindet sich in Deutschland, davon können Sie bei Ihrer Suche ausgehen“, erinnerte er sich an ihre Worte. Er schüttelte den Kopf und fragte sich, warum er sich bloß dazu hatte überreden lassen, den Bernsteinpaneelen, diesem aus der Ostsee entsprungenen Phantom, nachzujagen. „Ein so kostbares und berühmtes Werk wird früher oder später auf dem Markt auftauchen“, hatte die Kanzlerin mit ernster Miene verkündet—eine gewagte Theorie, wie er fand. Schließlich wurden bedeutende Kunstwerke auf dem schwarzen Markt oft verkauft, ohne daß die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr. Und entgegen einer weitverbreiteten Meinung steckte hinter diesen dunklen Geschäften kein schwerreicher und kauziger texanischer Kunstliebhaber, sondern die straff organisierte Drogenmafia. Auf die Gangster übten Kunstwerke einen ganz besonderen Reiz aus: Sie waren ein Faustpfand gegenüber der Staatsanwaltschaft im Falle der Verhaftung, das sich für eine Strafmilderung einsetzen ließ, und ein ideales Sicherungsmittel in einem Geschäftsgebiet, in dem Bankbürgschaften nur schwer zu bekommen waren. „Eine Ladung Kokain geht erst auf den Weg nach Europa, wenn gezahlt worden ist—und als Sicherheit für die unversehrte und mängelfreie Lieferung erhält der Käufer bei Bezahlung einen Picasso“, hatte er der Kanzlerin erläutert. Außerdem hatte er keinen Hehl aus seiner Skepsis gegenüber der Existenz des sagenumwobenen Zimmers gemacht.

Das Bernsteinzimmer galt seit dem Fall von Königsberg im April 1945 als verschollen. Für viele waren die wertvollen Wandtäfelungen spätestens beim Sturmangriff der Roten Armee im Königsberger Schloß verbrannt. Obwohl die abenteuerlichen Theorien über den Fortbestand des Lieblingsraums der Zarin nicht mehr gezählt werden konnten, hatte es seit 1945 keinen einzigen belastbaren Hinweis auf den Verbleib der berühmten Wandtäfelungen gegeben. Doch die Kanzlerin schien unerschütterlich an die Existenz des alten Zarenschatzes zu glauben.

„Können Sie sich die Nummer merken?“, hatte sie ihn gefragt und eine Handynummer auf einen Zettel geschrieben.

Er hatte die Zahlen überflogen und genickt.

„Wenn Sie etwas über den Verbleib des Bernsteinzimmers erfahren, reden Sie mit niemandem darüber, sondern rufen Sie mich sofort an.“

In Gedanken versunken, bemerkte er plötzlich ein Klopfen an der Zimmertür. Er rührte sich nicht, in der Hoffnung, das Geräusch würde von allein wieder verschwinden.

„Herr Parker, entschuldigen Sie die Störung“, schallte es durch die verschlossene Tür. „Hier ist ein Kurier mit einer persönlichen Nachricht für Sie. Wollen Sie bitte öffnen?“

Er wollte überhaupt nicht. Die Ereignisse des Tages hatten ihm schon gereicht. Das Klopfen kam wieder und verriet eine gewisse Hartnäckigkeit des Hotelangestellten. Nochmals versuchte Parker es mit Taubstellen.

„Herr Parker, bitte, hören Sie mich?“

Es half nichts. Er hörte ausgezeichnet. Schwerfällig raffte er sich auf. *Egal, was passiert, in fünf Minuten liege ich in der Badewanne*, nahm er sich fest vor, als er die Tür öffnete.

Wie erwartet, erblickte er den Concierge des Hotels neben einem Fahrradkurier, der ein wild bemustertes schwarz-grün-rotes Trikot trug und ein weißes Kuvert in seiner rechten Hand hielt.

„Dies ist eine anonyme Lieferung. Wollen Sie sie annehmen?“

Parker runzelte sie Stirn. „Sie stellen anonym zu?“

Der Kurier zuckte mit den Achseln. „Ja.“

„Geben Sie mir den Umschlag. Was schulde ich Ihnen?“

„Die Sendung ist bereits bezahlt“, sagte der Fahrradkurier lächelnd, „sonst hätte ich sie Ihnen ja nicht überbracht.“

Eine Unterschrift und wenige Augenblicke später stand Parker in dem kleinen Flur des Zimmers und las mit Verwunderung die Nachricht des unbekannten Absenders, die in einer hektischen, weiblichen Schrift verfaßt war.

*Lieber Herr Parker,
genau wie Sie trauere ich um Anne Kreifelts und drücke Ihnen hiermit mein tief empfundenes Beileid aus.*

Anne hatte mir geraten, mich an Sie zu wenden, falls ihr etwas zustoßen sollte. Ich habe dies nicht ernst genommen, bis Anne gestern Nacht umgebracht worden ist. Ihre Mörder sind auch hinter mir her, und Sie sind jetzt der einzige Mensch in Berlin, dem ich vertrauen kann. Ich bitte Sie inständig, sich mit mir zu treffen und sich anzuhören, was ich Ihnen zu sagen habe.

Bitte kommen Sie innerhalb der nächsten dreißig Minuten in den SPA-Bereich des Hotels und nehmen Sie dort ein Dampfbad.

Herzlichen Dank!

xxx

PS: Vernichten Sie dieses Schreiben.

PPS: Wir sind uns heute schon in der Rechtsmedizin begegnet. Erinnern Sie sich an die blonde Ärztin, die neben Ihnen auf der Bank gesessen hat?

Parker strich sich nachdenklich übers Kinn und ließ sich in einen der beiden Sessel fallen, die das Hotelzimmer schmückten. Dann las er den Brief noch einmal. Mehr und mehr kamen ihm Annes zahlreiche überdrehte Freundinnen in den Sinn. Die meisten der Damen verfügten über eine rege Phantasie und eine gehörige Portion Egozentrik. Die unbekannte Verfasserin der eindringlichen Zeilen konnte zum harten Kern dieser Gruppe gehören. Grübelnd tippte er mit dem weißen Zettel auf sein Knie. Was wusste die mysteriöse Frau über Anne? Ob sie wirklich eine Freundin von ihr gewesen war? Was hat sie in der Charité gewollt, und warum hatte sie sich ihm dort nicht schon zu erkennen gegeben? Und warum glaubte sie, dass ein Mord geschehen war? Hatte sie Informationen, die die Staatsanwaltschaft nicht kannte?

Mit dem Zettel in der Hand erhob er sich aus dem Sessel, ging ins Badezimmer. Seufzend stellte er das Badewasser ab, öffnete den geräumigen Wandschrank und nahm den weißen Hotelbademantel und die Hausschuhe mit dem goldenen Schriftzug des Adlon heraus.

Nachdem er sich umgezogen hatte, schaute er in den Spiegel. Er sah die dunklen Schatten unter seinen Augen, aber auch ein Blitzen in denselben. *Ich werde herausfinden, was gestern Nacht in Annes Wohnung wirklich geschehen ist.*

Auf dem Weg zum Dampfbad begann er zu frieren.

Kapitel 14

In den Bademantel des Hotels gehüllt, betrat Parker den Wellness-Bereich und schaute sich um. Alles war in einem Stil gehalten, der die Gäste an die Antike erinnern sollte und der Vorstellung von dem entsprach, was gemeinhin als altertümliche Therme galt. Auf einer der spärlich besetzten Liegen neben dem rechteckigen Pool döste ein Herr, und eine Dame blätterte in bunten Zeitschriften. Niemand schwamm. Vereinzelt sah er Hotelangestellte, die Handtücher oder Tablettts mit Getränken trugen. Eine junge Frau fiel ihm nicht auf.

Parker schlenderte zum Dampfbad und schaute durch die Fenster der verschiedenen Saunen. Die im Halbdunkel verborgenen Gestalten, die in den heißen Holzräumen saßen und schwitzten, kümmerten sich nicht um seine unverhohlenen, ergebnislosen Blicke.

Gespannt, ob die Frau im Dampfbad auf ihn wartete, hängte er den Frotteemantel an einen Haken, nahm sich ein Handtuch vom Stapel vor dem Bad und drückte die Glastür auf. Warmer Nebel schlug ihm entgegen. Ein runder und sehr geräumiger Raum mit einer kuppelartigen Decke tat sich vor ihm auf, den er nicht in einem Hotel erwartet hätte. Wie in einem türkischen Bad waren der Boden und die Wände vollständig mit hellem Marmor ausgekleidet, der wohltuende Wärme abstrahlte.

Vier zellenartige Ausbuchtungen, in denen marmorne Bänke standen, zweigten vom zentralen Mittelraum ab—die Hitzekammern des *Hamam*. Parker setzte sich in eine der winzigen Zellen und genoß die hohe Temperatur, die ihm die Kälte aus den Knochen trieb.

Nach einer Viertelstunde hatte er genug und legte sich auf die warme Marmorplatte, die den Mittelpunkt des Bades bildete.

Langsam kehrte die Müdigkeit zurück, aber diesmal ging sie einher mit einer alle Knochen und Muskeln erfassenden Entspannung. Kurz bevor er einschlief, kam ihn in den benebelten Sinn, daß der geheimnisvolle Brief von Annes Freundin noch in der Tasche des Bademantels steckte.

Als er aufwachte, war über eine Stunde vergangen. Er stützte sich auf den Marmor und stellte fest, daß von der jungen Frau nach wie vor jede Spur fehlte—das Rendezvous war offenkundig geplatzt.

Eine kalte Dusche brachte seine Sinne wieder ins Leben zurück. Kaum abgetrocknet, zog er sich den Bademantel über, wobei seine rechte Hand im Ärmel auf ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier stieß. Verblüfft zog er es hervor und faltete die Botschaft auseinander:

*Lieber Herr Parker,
vielen Dank, daß Sie gekommen sind! Verzeihen Sie mir die ungewöhnliche und etwas umständliche Kontaktaufnahme. Es geschieht alles nur zu Ihrer und meiner Sicherheit. Ich warte in der Präsidentensuite auf Sie. Bitte kehren Sie auf keinen Fall zurück in Ihr Zimmer, sondern kommen Sie sofort zu mir!
Ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen.
xxx*

Beeindruckt piff Parker durch die Zähne. Offensichtlich verfügte die geheimnisvolle Absenderin über genügend Kleingeld, um sich die teuerste und exquisiteste Suite in Berlin leisten zu können.

Keine fünf Minuten später stand er vor der großen Tür mit dem goldenen Schild *Präsidentensuite—Adlon*, hinter der die sündhaft teuren und höchst luxuriösen Räume lagen, und strich seinen weißen Frotteemantel glatt.

Er erinnerte sich daran, daß Anne ihm von der legendären Suite erzählt hatte. Sie hatte für einen schwerreichen libanesischen Geschäftsmann gearbeitet, den eine qualvolle Sorge um sein Leben plagte, die mehr oder minder begründet gewesen war.

Anne hatte ihn in der Präsidentensuite des Adlon untergebracht, dem sichersten Ort, den man in Berlin für Geld mieten konnte. Die Hotelleitung hatte schon vor Jahren Handwerker und das Bundeskriminalamt beauftragt, einen aufwendigen Umbau der Suite vorzunehmen, was Staatschefs aus aller Herren Länder, arabische Ölscheichs und russische Oligarchen zu schätzen wußten. Zentimeterdickes Panzerglas schützte die gut betuchten Gäste ebenso vor Anschlägen wie die verstärkten Innenwände und die gepanzerte Eingangstür. Für einen unbemerkten Zugang sorgte ein Lift, der die Suite unmittelbar mit der Tiefgarage verband. Lachend hatte Anne ihm von den beiden Besuchern erzählt, die bei einer der Hotelführungen in der weitläufigen Hochsicherheitssuite vergessen worden waren: Gefangene in einem goldenen Käfig, aus dem der Hoteldirektor sie erst nach Stunden befreite.

Parker schaute lächelnd in die Kamera, die den Flur von oberhalb der Eingangstür beäugte. Dann drückte er auf den goldenen Knopf, der als Klingel diente. Nach

einem kurzen Augenblick ertönte ein Summen, und die schwere, holzverkleidete Stahltür schwenkte nach innen auf.

Bewundernd betrachtete er das von Hand bemalte chinesische Lackpaneel aus dem 18. Jahrhundert, das den Eingangsbereich der Luxussuite ausfüllte. Die *Chinoiserien* erinnerten ihn an die preußischen Könige, die ganz versessen auf asiatische Kunstgegenstände gewesen waren. Behutsam setzte er die schwarzen Hausschuhe des Adlon auf das edle *Parquette de Versailles*. Hinter ihm glitt die Tür nahezu lautlos wieder ins schwere Schloß.

Inns neben dem tiefroten Lackpaneel öffnete sich der Eingangsbereich zum Wohnzimmer. Parker erkannte voluminöse Sofas aus dicken, rötlichen Stoffen, die um einen kleinen rechteckigen Tisch aus schwarzem Carrara-Marmor gruppiert waren. Auf dem Tisch stand ein silberfarbener Laptop, und im Hintergrund, unter einem Gemälde Friedrich des Großen, loderte knisternd ein Feuer in einem offenen Kamin. Das Wohnzimmer schien menschenleer zu sein.

Ihn beschlich ein beklemmendes Gefühl hier in der streng abgeschotteten Luxussuite. In dem noch feuchten Bademantel fühlte er sich plötzlich wie der schiffbrüchige Professor Arronax auf der NAUTILUS, und ehrfurchtsvoll flüsterte er die Begrüßungsworte Kapitän Nemos: „Wer die NAUTILUS betreten hat, darf sie nicht wieder verlassen.“

Kapitel 15

Durch die Pracht der Suite drang eine weibliche Stimme an sein Ohr, die er heute schon einmal in der Rechtsmedizin vernommen hatte: „Kommen Sie doch näher, Herr Parker.“

Als er das Wohnzimmer betrat, erblickte er eine zierliche Frau. Sie saß in einem Sessel und trug Blue Jeans, dazu weiße Turnschuhe und ein rosafarbenes Coco-Chanel-T-Shirt. Das leicht gelockte schwarze Haar fiel ihr auf die Schultern. Sie erhob sich und blickte ihm mit strahlend blauen Augen freundlich ins Gesicht. Zur Begrüßung hielt sie ihm ihre zarte Hand hin—die Parker ergriff, wobei er ihren Blick überrascht erwiderte.

„Falls Sie hier die blonde Ärztin aus der Charité erwartet hatten, muß ich Sie leider enttäuschen. Ich mußte mein Aussehen für die etwas verändern.“

„Das ist Ihnen gelungen.“

„Tja, es ist erstaunlich, wie einfach es war. Eine blonde Perücke, Kontaktlinsen und eine schwarze Brille—und schon erkennt einen keiner mehr.“ Sie lächelte. „Ich hoffe, Sie kommen damit zurecht?“

„Ja.“ Parker schluckte. Unabhängig von der jeweiligen Aufmachung, von Haar- und Augenfarbe, war die junge Frau eine wahre Augenweide. Ihre aufrechte Haltung erinnerte ihn an eine Tänzerin. Die fast unmerklich betonten Wangenknochen gaben dem ovalen Gesicht eine intensive und zugleich höchst attraktive Note. Die Natur hatte ihre Nase fein gezeichnet, und die sanft geschwungenen Lippen zauberten eine Sinnlichkeit in ihr Lächeln.

Sie streckte ihre Handflächen aus. „Herr Parker, darf ich Sie berühren?“

„Bitte?“

„Es tut ganz bestimmt nicht weh.“

Ungläubig schaute er sie an. Ihr Lächeln war hinreißend. Und noch bevor er antworten konnte, öffnete sie seinen Bademantel, und ihre Finger glitten über seinen Körper, am Stoff des Mantels entlang.

Parker hielt still. „Suchen Sie etwas Bestimmtes?“

Sie warf ihm einen belustigten Blick zu. „Ein Mikro, das man Ihnen untergejubelt hat—was haben Sie denn gedacht?“ Dann untersuchte sie die Manteltaschen, fand ihre Nachricht und steckte sie ein. Ohne Vorwarnung löste sie den Knoten des Gürtels vollständig und zog den Mantel weit auf. Ihr Blick wanderte über seinen Körper, und er war heilfroh, daß er seine Shorts anhatte. „Könnten Sie sie vielleicht kurz ausziehen?“

„Hmm?“ Ihm versagte die Stimme.

„Die Schuhe, meine ich.“

Sofort schlüpfte er aus den Hotel-Pantoffeln. Prüfend trat sie mit der Spitze ihrer Turnschuhe darauf.

„Danke.“ Sie trat einen Schritt zurück. „Vor allem dafür, daß Sie hierhergekommen sind.“

Sorgfältig zog er den Bademantel wieder zu und steckte die nackten Füße zurück in die Schuhe. „Ich habe Sie im SPA gar nicht bemerkt.“

„Das konnten Sie auch nicht. Ich war nicht dort. Der Butler der Präsidentensuite hat Ihnen den Zettel zugesteckt.“

„Woher wußten Sie eigentlich von meinem Aufenthalt im Adlon? Hat Anne Ihnen davon erzählt?“

„Nein, die Staatsanwältin hat Sie in der Rechtsmedizin danach gefragt.“ Sie zuckte lächelnd mit den Achseln. „Ich hab es mutwillig mitgehört.“

„Okay, jetzt bin ich hier. Erzählen Sie mir mal, woher Sie Anne kannten und was Sie mit ihr zu tun hatten.“

Die Frau strich sich zwei Locken aus dem Gesicht, das wie aus Bernstein modelliert war. „Ich habe Anne ungefähr vor einem halben Jahr kennengelernt. Ich bin Journalistin und nebenbei Kunsthändlerin, müssen Sie wissen. Eine Galeristin hatte sie mir vorgestellt, da ich Ärger mit einem Händler hatte. Anne hat ihn am nächsten Tag zur Vernunft gebracht. Seitdem waren wir befreundet.“

Ihr Blick hatte einen traurigen Glanz angenommen, und Parker glaubte ihr. „Darf ich fragen, wie Sie heißen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Später.“

„Vielleicht hat Anne mir von Ihnen erzählt.“

„Bestimmt nicht.“

Die kategorische Antwort erstaunte ihn. Ein zaghaftes Lächeln flog über ihr Gesicht. „Anne und ich haben ein gemeinsames Projekt verfolgt.“

„Und davon durfte niemand erfahren?“ Er fragte sich, was er sich unter der geheimnisvollen Zusammenarbeit der beiden Frauen vorzustellen hatte.

„Anne wollte, daß alles geheim bleibt. Wir haben mit niemandem über uns oder unser Projekt gesprochen.“

„Um was ging es denn?“

Eine Pause entstand, bevor sie weiterredete. „Na ja, um was schon: ein sehr teures Kunstwerk. Es war nichts Illegales, aber wir hätten es nicht tun sollen.“ Sie

rieb sich mit den Fingern übers Gesicht und fuhr sich durch die Haare. „Wir waren naiv.“

Parker verstand nicht recht, was sie damit andeuten wollte. „Wollen Sie etwa sagen, daß Annes Tod etwas mit Ihrem Projekt zu tun hat?“

Sie nickte.

Verblüfft schaute er sie an. „Davon ist der Polizei nichts bekannt.“

Ein skeptischer Blick. „Was hat man Ihnen denn über Annes Tod erzählt?“

„Die Staatsanwältin geht davon aus, daß sie an einer Überdosis Drogen gestorben ist. Der Obduktionsbericht liegt aber noch nicht vor“, hörte er sich selbst sagen—so als ob er über den Tod einer vollkommen Fremden sprach. „Ein bisher noch nicht identifizierter Bekannter—Freund, was weiß ich—spielt möglicherweise eine Rolle. Die Polizei sucht nach ihm. Es gibt allerdings noch keine heiße Spur. Ich glaube, daß die Beamten noch unschlüssig sind, ob überhaupt ein Verbrechen oder nur ein tragischer Unfall vorliegt.“

„Und was halten Sie von den Todesumständen?“ Sie blickte ihn forschend an.

Er vergrub seine Hände in den Taschen des Bademantels. „Sie meinen die Überdosis Drogen?“

„Ja.“

„Anne hat keine Drogen genommen.“

„Genau.“ Ihre blauen Augen fixierten ihn. „Es war Mord.“ Das hatte sie leise, kaum hörbar ausgesprochen.

Er trat dicht an sie heran. „Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie mir sagen, was Sie wissen!“

Tiefschwarze Augen, dezent betont durch Kajal, betrachteten ihn schweigend, zunächst mit Skepsis, die sich dann allmählich in Mitgefühl verwandelte.

Parker wurde es mulmig zumute.

Zoé musterte den großen Mann mit den braunen Haaren, der sich vor ihr auf das Sofa gesetzt hatte. Er war tatsächlich ihrer Bitte gefolgt und im Bademantel zu dem blind date erschienen. Unter normalen Umständen hätte sie sich das Lachen angesichts der Komik der Situation nicht verbeißen können, aber jetzt sah sie darin nichts Belustigendes. Sie blickte ihn an. Sollte sie ihm alles erzählen? Konnte sie ihm wirklich vertrauen?

„Hören Sie“, sagte er. „Ich weiß nicht, was für Geschäften Sie und Anne nachgegangen sind, aber Anne ist tot. Ich finde, Sie sollten zur Polizei gehen.“ Er schaute sie ernst an. „Wenn Sie wollen, spreche ich vorher mit der Staatsanwältin und begleite Sie als Rechtsbeistand.“

Sie schüttelte den Kopf und bohrte ihren Blick in seine Augen. „Ich werde auf keinen Fall mit der Polizei reden.“

Nun schüttelte er den Kopf. „Mit der ganzen Geheimnistuerei machen Sie doch alles nur noch schlimmer. Lassen Sie doch die albernen Versteckspiele und sagen Sie mir endlich, was Sie wissen! Wovor haben Sie denn Angst?“ Parker hatte sich zu ihr vorgebeugt. „Glauben Sie, daß man Sie verhaftet, nur weil Sie ein paar riskante Kunstgeschäfte betreiben?“

„Und Sie?“, schoß es aus ihr heraus. „Was glauben Sie? Glauben Sie alles, was man Ihnen erzählt?“

Sie stand mit ausgestreckten Armen und geöffneten Handflächen vor ihm und war drauf und dran, ihn zu packen und wachzurütteln. „Verstehen Sie doch! Ihre Freundin ist ermordet worden.“

Parkers Augen wurden zu kleinen Schlitzern. „Woher wissen Sie das? Waren Sie dabei?“

„Nein!“, schrie sie ihn an. „Ich war nicht dabei, aber ich weiß es!“

„Wenn Anne wirklich ermordet wurde, wird das rechtsmedizinische Gutachten das klären“, sagte er mit ernster Stimme und erhob sich ruckartig vom Sofa.

Sie schluckte schwer, und in ihrem Kopf schwirrten Fragen und Zweifel herum. Sie dachte an die Nachtmaschine nach Madrid. Das hektische Gewühl in den vielen Restaurants und Bars unterhalb des Plaza Santa Anna, nicht weit entfernt von ihrer Wohnung, erfüllte sie mit Sehnsucht. Vielleicht war abhauen doch das einzig Richtige.

Aber sie spürte auch diesen Drang in sich, der sie entgegen aller Vernunft zwang weiterzumachen. Solange noch eine Chance bestand, es zu finden, Annes Mörder zu stellen und die Geschichte zu schreiben, konnte sie Deutschland nicht verlassen. Und noch bestand diese Chance, auch wenn sie verschwindend gering war.

Zweifelnd blickte sie ihn an, umgeben von einer gespannten Stille. Sie wußte, wenn sie nicht bald den Mund aufmachte, würde er gehen.

Er nickte ihr kurz zu und wandte sich zur Tür.

Sie starrte ihn an. „Warten Sie, bitte.“

Er hob den Kopf und blickte zurück. Da gab sie sich einen Ruck. „Als Sie heute mit der Staatsanwältin und dem Arzt im Leichenkeller waren...“, sie hielt kurz inne, „...habe ich mich in das Büro des Arztes geschlichen.“

„Und?“ Erstaunt führte er seine linke Hand zum Kinn.

Ihr Körper befand sich in voller Spannung, als sie sprach: „Die Staatsanwältin hat Sie angelogen. Der Obduktionsbericht ist bereits fertig. Sie können ihn sich hier auf dem Laptop anschauen.“

„Sie haben den Obduktionsbericht geklaut?“

„Si.“

Kapitel 16

Zoé sah die Verblüffung auf seinem Gesicht. „Eigentlich muß ich mich bei Ihnen für Ihre Hilfe bedanken“, sagte sie, um ihn aus seiner Erstarrung zu lösen. „Als Sie mit dem Mediziner und der Staatsanwältin im Keller verschwunden sind, hatte ich freie Bahn. Ohne nachzudenken, bin ich zum Büro am Ende des Gangs spazierte. Die Tür war nur angelehnt. Ich habe leise geklopft, und als sich niemand gemeldet hat, bin ich einfach reingegangen.“

Auf Parkers Stirn zeigten sich Falten. Skeptisch verschränkte er die Arme vor der Brust, voller Zweifel, ob er ihr die abenteuerliche Geschichte abnehmen sollte. Zoé setzte sich auf die Lehne des schön geschwungenen Sessels vor dem kleinen Tisch und schlug ihre Beine übereinander, ohne dabei seinem Blick auszuwei-

chen. Ungerührt sprach sie weiter: „Alles Weitere war ein Kinderspiel. Auf dem Bildschirm des Computers war ein Text zu sehen. Schon nachdem ich ein paar Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß es sich um das gerichtsmedizinische Gutachten über Anne handelte. Ich habe es überflogen und zugleich den Schreibtisch durchsucht. Glücklicherweise fand ich in einer Schublade einen USB-Stick, auf den ich den Bericht kopiert habe. Das Ganze hat keine fünf Minuten gedauert. Dann war ich schon wieder draußen.“

Parker betrachtete sie weiterhin skeptisch. *Wahrscheinlich hält er mich für verrückt*, dachte sie.

„Was steht in dem Bericht?“

Voller Mitleid sah sie ihn an, denn in den nächsten Minuten stand ihm Schreckliches bevor. Sie machte sich keine Illusionen darüber, welche Wirkung die Informationen auf ihn haben würden. Sie drückte auf eine Taste des Laptops und schob das Gerät zu ihm herüber. Behutsam drehte sie dabei den Bildschirm so, daß er ihn gut sehen konnte.

Wie von ihr vorausgeahnt, weiteten sich seine Augen in schierem Entsetzen. Er schnellte nach vorne und starrte gebannt auf das Foto, das den gesamten Bildschirm einnahm. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, das sich zu einer maskenartigen Miene verzogen hatte. Seine Finger hatten sich fest ineinander verschränkt, als ob er betete.

„Das wußte ich nicht“, unterbrach er nach einer quälend langen Zeit die Stille. „In der Rechtsmedizin war ihr Körper bis zu den Schultern mit einem Laken bedeckt. Sie haben mir die Verletzungen nicht gezeigt.“

„Das habe ich mir schon gedacht.“ Zoé hatte den Eindruck, daß er sie gar nicht gehört hatte. Kaum waren ihre Worte verklungen, schien die Zeit wieder stillzustehen. Er saß vor ihr wie eine Mumie, aschfahl und einbalsamiert in einen weißen Mantel—vollkommen erstarrt.

„Wenn Sie herunterscrollen, sehen Sie noch mehr. Nach den Aufnahmen folgt der eigentliche Bericht“, sagte sie leise.

Seine linke Hand löste sich von der rechten und drückte widerstrebend auf eine Taste. Dann füllten sich seine Augen mit Tränen. Er stützte das Kinn auf seine Hände und kämpfte sichtbar damit, die Fassung zu bewahren. Nach einer Weile hob er den Kopf und drückte wieder auf die Taste. Neue Bilder erschienen, aber sie war sich nicht sicher, ob er die Fotos überhaupt noch wahrnahm—so verloren und leer war sein Gesichtsausdruck.

Die Zeit verging. Schließlich schüttelte er den Kopf und schob den Laptop wieder zu ihr zurück. Seine Gesichtszüge waren angespannt, wie sie es bei Boxern kurz vor dem Kampf gesehen hatte.

„Erzählen Sie mir in Kurzform, was in dem Gutachten steht“, verlangte er mit fester Stimme.

Sie vermied es, ihren Blick auf den Bildschirm zu lenken, aber die Bilder hatten sich schon längst in ihr Gedächtnis eingebrannt. Sie sah die grausamen Aufnahmen selbst mit geschlossenen Augen. Annes Leichnam war am ganzen Körper mit Blutergüssen, Abschürfungen und verkrusteten Wunden übersät. Ihre Schamlippen waren monströs angeschwollen und mit geronnenem Blut überzogen. Die tiefroten und dunkelblauen Verfärbungen, die die zahllosen Schläge ihrer Peiniger hinterlassen hatten, endeten jeweils an Knien und Ellenbogen, die in makellosem

Weiß schimmerten. Auch die Brüste waren brutal malträtiert worden, die Spuren von Quetschungen und Schlägen unübersehbar. Aber oberhalb des Busens war die Haut vollkommen unverletzt.

Die Grausamkeit schockierte Zoé. Wie konnten Menschen nur zu so etwas fähig sein?

Mit leicht zitterigen Fingern drückte sie die Aufnahmen weg. Stattdessen erschien der Textteil des Gutachtens auf dem Screen.

„Die Täter sind gezielt vorgegangen. Anne wurde brutal verprügelt und mehrfach vergewaltigt.“ Sie stockte. „Die Aufzählung der Gegenstände, die hierbei benutzt worden sind, erspare ich uns.“ So fest sie konnte, biß sie die Zähne zusammen. Ihr Kiefer schmerzte, und doch gelang es ihr nur mit äußerster Anstrengung, die Tränen zurückzuhalten, als sie fortfuhr: „Anne hat sich nicht gewehrt. Sie muß in der Wohnung von den Tätern überrascht worden sein oder hat sie sogar freiwillig hereingelassen. Einen Kampf hat es nicht gegeben.“ Wieder schluckte sie mit zusammengepreßten Lippen gegen die Tränen an.

Parker saß mit grimmiger Miene vor ihr, die Hände tief den Taschen des Bademantels vergraben. Nur sein finsterer, entschlossener Blick forderte sie unmißverständlich auf, weiterzureden.

„Eine Sache ist seltsam und wird im Bericht besonders hervorgehoben“, fuhr sie fort. „Annes Verletzungen waren nicht lebensgefährlich. Der Bericht schließt sogar mit der Vermutung, daß die Täter sehr genau darauf geachtet haben, sie nicht gravierend zu verletzen. Sie hat keine Knochenbrüche erlitten, und wichtige Organe sind von Schlägen verschont geblieben. Gestorben ist sie einzig und allein an den Drogen.“

Fragend schaute Parker sie an.

„Es handelt sich um Natrium-Thiopental und das aus Bernsteinsäure gewonnene GBH. Alles Barbiturate, die sofort wirken. Kombiniert man das mit Opiaten, wie beispielsweise Heroin, erhält man ein echtes Teufelszeug. Es wirkt zunächst euphorisierend, dann stark willensbeeinflussend. Am Ende ist das Opfer völlig willfährig“, erklärte sie ihm tonlos. Sie merkte, wie ihr das Wasser in die Augen schoß. „Vielleicht hat sie durch die vielen Drogen irgendwann nichts mehr von alledem mitbekommen.“

Sie schloß die Augen, aus denen nun Tränen über ihr Gesicht rollten. Kerzengerade saß sie auf der Armlehne des Sessels, mit feuchten Wangen und zitternden Lippen, die ihr nicht mehr gehorchten. Keiner sprach, und die Zeit verstrich, bis sie sich zusammenriß, ihre Finger um die Sessellehne krallte, auf der sie saß, und den Bericht fortsetzte. „Anne war aufgrund der Drogen nicht in der Lage, Gegenwehr zu leisten. Sie konnte nur darauf warten, daß ihr Herz und ihr Atem endgültig versagten und der Tod sie erlöste.“

Was für ein grausames Martyrium, dachte Parker entsetzt. Er vermochte sich die unermeßlichen Leiden, die Anne erlitten hatte, nicht vorzustellen.

Eine wilde Wut, die sein Leben lang in seinem Innersten verborgen gelegen hatte, stieg in ihm auf. Wut auf die Männer, die Anne bestialisch umgebracht und ihm das Wichtigste in seinem Leben geraubt hatten. Wie eine heiße Welle breitete sich dieses bisher unbekannte Gefühl in seinem Körper aus und begrub alle anderen Gefühle unter sich—selbst die Trauer.

Die Erschöpfung, die er noch vor kurzer Zeit empfunden hatte, verschwand von einer Sekunde auf die andere. An ihre Stelle war der fest entschlossene Wille getreten, Annes Mörder zu finden.

Er schaute kurz zu Zoé herüber und streifte dabei ihren verheulten, aber selbstbewußten Blick. Mehr und mehr beschlich ihn das ungute Gefühl, daß die zierliche Frau Berlin besser schnellstmöglich verlassen sollte. Stattdessen saß sie vor ihm auf der Sessellehne und betrachtete ihn mit fragenden Augen. Er spürte, daß sie sich von seinen nächsten Worten viel versprach—aber er wußte nicht, wie er anfangen sollte.

„Mein Name ist übrigens Zoé Velázquez de Bezancourt“, kam sie ihm zuvor.

„Frau Velázquez de Bezancourt“, begann er und bereute die viel zu förmliche Anrede sogleich.

„Nennen Sie mich Zoé. Bitte.“

Er nickte. „Zoé, Sie hatten recht.“

„Die Staatsanwältin hat Ihnen nicht die Wahrheit gesagt“, bestätigte sie leise und strich sich eine schwarze Strähne aus dem Gesicht.

Er nickte. „Anne ist umgebracht worden.“

„Und die Mörder sind auch hinter Ihnen her.“

Unwillkürlich piffte er durch die Zähne. Ihr Verdacht war nicht ganz abwegig, aber er konnte seine Zweifel nicht verbergen. „Wenn mich jemand hätte umbringen wollen, hätte er das heute problemlos erledigen können.“

„Ich glaube nicht, dass man Sie töten will. Vorerst reicht es, Sie zu überwachen.“

„Sie meinen, ich werde beschattet?“

„Ja, vor dem Eingang zur Charité stand heute Abend ein weißer Lieferwagen mit mindestens zwei Männern, der Ihnen dorthin gefolgt ist.“

Parker versuchte zu verstehen, was er gerade gehört hatte. Er selbst sollte von Annes Mördern beschattet worden sein? Das konnte er nicht glauben. Er dachte an die geheime Telefonnummer der Kanzlerin. Vielleicht könnte er Zoés Angaben überprüfen lassen.

„Konnten Sie sich das Kennzeichen des Wagens merken?“

„Nein“, sagte sie mit einem leisen Seufzen. „Ich bin kein Profi in solchen Sachen. Aber ich kann Ihnen sagen, daß Anne höchstwahrscheinlich von einem grobschlächtigen Totschläger mit einem blonden Zopf umgebracht worden ist. Der gleiche Mann, der Ihnen zur Rechtsmedizin gefolgt ist. Und der mich danach quer durch Berlin gejagt hat.“

Ihre angespannte Miene zeigte ihm, daß sie das alles völlig ernst meinte. Er beugte sich zu ihr vor. „Vielleicht erzählen Sie mir die ganze Geschichte einfach von Anfang an.“

In den folgenden Minuten hörte Parker ihr gespannt zu, wie sie die Ereignisse des Nachmittags schilderte. Die Worte sprudelten nur so hervor. Daß sie sich, zwischen Angst und Neugier gefangen, als Ärztin verkleidet in die Rechtsmedizin getraut und kurz entschlossen das Gutachten geklaut hatte, war bereits ein Husarenstück—obwohl ihm die Haare zu Berge standen bei der Überlegung, wie viele Straftaten sie dabei begangen hatte. Als er nun auch noch von ihrer wilden Flucht durch Berlin bis ins KaDeWe erfuhr, war er sprachlos.

Als sie geendet hatte, entstand eine seltsame Stille zwischen ihnen, die sie wie ein unsichtbares Band umgab, gewoben aus der bedrohlichen Situation, in der sie sich befanden, und der Trauer um ihre gemeinsame Freundin.

Doch Parkers Gehirn lief gleichzeitig auf Hochtouren. Die Mörder suchten Zoé und hatten ihn im Visier. Nichts lag näher, als das Hotel zu überwachen. *Die Mörder waren im Adlon.* Zoé und er saßen in der Falle!

Ihre Blicke trafen sich, und Parker betete, daß Zoé niemals in die Hände dieser Verbrecher fallen würde. Immerhin beruhigte ihn der Schutz, den die hochgesicherte Präsidentensuite zu bieten hatte.

Kapitel 17

Der Direktor des Adlon drückte behutsam mit Daumen und Zeigefinger die kurze, aber voluminöse Zigarre, die er sich soeben aus dem hoteleigenen Humidor genommen hatte. Zufrieden sah er, wie der Tabak weich und geschmeidig nachgab. Eine *Robusto* von ausgezeichneter kubanischer Qualität.

Über die Zigarre hinweg schweifte sein Blick zum Fenster, in dem er seine eigene Spiegelung erkannte. Theodor Stadler, ein Mann Anfang sechzig, der sich gut gehalten hatte—was er ausgiebigen Radtouren im Brandenburger Land zuschrieb—blickte ihn durch eine randlose Brille an. Die Haarpracht hatte ihn schon lange verlassen, und sein kahler Schädel wurde durch die buschigen weißen Augenbrauen und den sorgfältig gestutzten Oberlippenbart in der gleichen Farbe noch betont.

Mit geradezu diebischer Freude holte Stadler ein kleines rotes Einwegfeuerzeug aus der Tasche, biß kurzerhand das runde Zigarrenende ab, entsorgte die Tabakspitze im Papierkorb und zündete sich die Havanna ohne viel Federlesens an. Um das strikte Rauchverbot in allen Verwaltungsräumen des Hotels kümmerte er sich nicht.

Ein kleines Lächeln umspielte seine Lippen, während er beobachtete, wie sich der bläuliche Rauch in seinem Büro ausbreitete. Er lehnte sich vor und betrachtete durch das Fenster die Wilhelmstraße, die vom Reichstagsufer bis nach Kreuzberg führte. Genüßlich zog er an der *Robusto*, und beinahe war ihm, als ob er die geballte politische Macht spürte, die über zweihundert Jahre lang von dieser Straße ausgegangen war. Zahlreiche Ministerien und Regierungsbehörden waren hier angesiedelt, und im Dritten Reich auch hochrangige Stäbe des gefürchteten Reichssicherheitshauptamtes—und die Neue Reichskanzlei, die Hitler sich hatte errichten lassen, lag auch nicht weit vom Adlon entfernt.

Ein langgestreckter Signalton unterbrach abrupt die Ruhe. Stadler setzte sich das Headset auf, welches mit dem Laptop verbunden war, dem einzigen Gegenstand auf seinem Schreibtisch. Er nahm die Zigarre aus dem Mund und drückte mit dem kleinen Finger auf eine Taste des Computers.

„Ja?“

„Guten Tag, Herr Direktor“, meldete sich der Empfang. „Ein Herr Manfred Kaspar wünscht Sie zu sprechen.“

Der eigentümliche Name ließ eine leise Klingel in seinem Gedächtnis läuten, aber er kam nicht gleich darauf, mit wem er es zu tun hatte.

„Der Herr ist vom Bundeskriminalamt“, half die Empfangsdame aus.

Stadler erinnerte sich. Kaspar, ein kleiner, stämmiger Typ mit nervösem Blick. Der Kriminaler hatte ihm bei der Erneuerung der Präsidentensuite beratend zur Seite gestanden. Sämtliche Sicherheitsmaßnahmen waren in enger Abstimmung mit den Experten des BKA vorgenommen worden. Kaspar hatte damals das dreiköpfige Beratungsteam geleitet und war ihm mit seiner technikverliebten Art gehörig auf die Nerven gegangen. Bestimmt war dem Technikfreak ein neues Spielzeug eingefallen, das nicht unbedingt die Sicherheit der Gäste, jedoch gewiss die Kosten der Suite erhöhen würde. Stadler fügte sich in das Unvermeidliche und ließ sich den Polizeibeamten durchstellen.

Nach einer knappen Begrüßung kam der Anrufer sofort zur Sache: „Offen gesagt, Herr Direktor, ist mir der Anruf etwas peinlich.“

Stadler runzelte die Stirn. Diese Seite des Polizisten kannte er noch gar nicht. „Um was geht es denn?“

„Ich, äh, ich meine wir, das heißt, das BKA...“ Kaspar schluckte verlegen und hielt einen Augenblick inne, um sich zu sammeln, bevor er erneut ansetzte. „Also, wir haben damals bei der Renovierung der Suite ein, äh...“, wieder räusperte er sich, „...und das auch nur zu Ihrer Sicherheit selbstverständlich, also wir haben ein Sicherheits-Backup des Generalcodes vorgenommen.“

Stadler fiel fast die Zigarre aus der Hand.

Hatte er richtig gehört? Der Generalcode war kopiert worden? Das BKA hatte sich heimlich die streng geheime Codierung des Adlon überspielt?

Bisher war er fest davon überzeugt gewesen, daß der Generalcode einzig und allein auf der Chipkarte gespeichert war, die im Tresorraum unterhalb der Lobby lagerte und nur vom wachhabenden Sicherheitsbeamten zusammen mit ihm als Direktor oder seinem Stellvertreter benutzt werden durfte. Die Chipkarte stellte eine Art universelles *Sesam-öffne-dich* für sämtliche Einrichtungen und Räume des Hotels dar. So war es in Notfällen möglich, jede Tür des Adlon zu öffnen. Die Karte war eigens mit einer winzigen batteriebetriebenen Stromquelle ausgerüstet, damit die elektronischen Schlösser auch bei Stromausfall aktiviert werden konnten. Stadler nannte den Chip daher nur die „Katastrophenkarte“ und war heilfroh, daß er sie nie hatte benutzen müssen. Ihn packte die Wut. Wie konnte er bloß so naiv gewesen sein, dem BKA zu vertrauen? „Was fällt Ihnen eigentlich ein, einfach so unsere Daten auszuspionieren!“ schrie er ins Telefon.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Direktor. Es geschah nur zu Ihrer Sicherheit, für den Fall eines Brands oder Erdbebens.“

„Wenn es brennt, ruft man gewöhnlich die Feuerwehr und nicht das BKA. Und Erdbeben gibt es nicht in Berlin. Sie haben unseren Sicherheitscode geklaut!“

Stadler war außer sich, er würde noch in der nächsten halben Stunde den Code ändern lassen. Und dann käme das BKA an die Reihe! Morgen würde ganz Deutschland von dem Skandal wissen, das schwor er sich!

„Das Bundeskriminalamt ist keine Diebesbande“, bemerkte der Beamte ungehalten.

„Ich will die sofortige und vollständige Löschung sämtlicher bei Ihnen gespeicherter Daten über das Adlon, und zwar unter Aufsicht eines EDV-Teams und eines Notars. Haben Sie mich verstanden?“

„Das werden wir selbstverständlich umgehend arrangieren. Aber es gibt noch ein kleines Problem.“

Stadler merkte, wie sich ihm der Magen zusammenzog. Was hatten die Wahnsinnigen aus Wiesbaden noch mit seinem Hotel angestellt?

„Reden Sie, Mann!“

„Es gab heute Abend eine Direktabfrage beim BKA-Zentralcomputer.“ Kaspar hielt inne.

Stadler legte die brennende Havanna auf die Glasplatte des Schreibtischs und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ja, und was ist passiert? Nun sagen Sie es schon!“

„Der Generalcode war durch ein extrem hohes Sicherheitslevel geschützt. Nur die allerhöchste Führungsebene des Bundeskriminalamts hat hierfür eine Zugangsberechtigung.“

„Trotzdem hat ihn jemand geklaut,“ mutmaßte Stadler, wissend, daß das Adlon damit in die größte Krise seit der Neueröffnung 1997 gestürzt wurde.

„Ja.“ Der Polizist schluckte. „Wir können es uns nicht erklären“, gab er kleinlaut zu. „Der Hacker hat sämtliche Sicherheitsbarrieren überwunden. Eigentlich ist das völlig ausgeschlossen. Glücklicherweise sind wahrscheinlich keine anderen Daten kopiert worden.“

Langsam dämmerte Stadler das ganze Ausmaß der Katastrophe. Nicht nur, daß jemand den BKA-Computer, ein Heiligtum der deutschen Sicherheitsdienste, geknackt hatte. Nein, er hatte dies ausschließlich mit dem Ziel getan, in den Besitz des Zugangscodes zur Präsidentensuite des Adlon zu gelangen. Stadler brach erneut der Schweiß aus, als die zerknirschte Stimme des Beamten an sein Ohr drang. „Befindet sich zurzeit jemand in der Suite?“

„Was glauben Sie denn!“, rief Stadler.

„Ein Streifenwagen ist bereits auf dem Weg zu Ihnen. Ich schicke noch ein Sondereinsatzkommando hinterher, wenn Sie wollen, aber lassen Sie die Suite vorsorglich von Ihren Wachleuten evakuieren.“ Kaspar atmete tief aus. „Machen Sie sich keine Sorgen, in einer Viertelstunde haben wir alles unter Kontrolle.“

Stadler hatte verstanden. Bis zur Ankunft der Polizei war er auf sich allein gestellt. Erneut bediente er den Laptop und hörte die vertraute Stimme des wachhabenden Sicherheitsmannes. „Guten Abend, Herr Direktor. Gibt es ein Problem?“

Kapitel 18

Parker schwenkte das Kristallglas und betrachtete die trägen Bewegungen des dickflüssigen, golden schimmernden spanischen Brandys, den er im Barschrank gefunden hatte. Der Lepanto schmeckte bitter. Er schaute auf seine Hand, die das Glas hielt, die Hand, die weder den Tod von Ian Fowler noch den von Anne hatte verhindern können. Mechanisch führte er das Glas zu den Lippen und trank einen

Schluck. Das Brennen des Alkohols überdeckte die Bitterkeit, ohne sie jedoch vertreiben zu können.

Zoé schaute ihn mit nachdenklicher Miene an, strich dann mit ihren Händen über die Jeans und erhob sich von der Sessellehne. „Verzeihen Sie mir. Ich konnte Ihnen die Bilder nicht ersparen—Sie hätten mir sonst nicht geglaubt.“

Er nickte. „Warum mußte Anne sterben?“

Sie sah ihn nur an und schwieg.

Parker löste sich von ihrem Blick und schüttelte ratlos den Kopf. Das Vorgehen der Täter war widersprüchlich. Warum hatten sie so sorgsam darauf geachtet, Annes Gesicht und ihre lebenswichtigen Organe nicht zu verletzen? Er hatte keinen Zweifel daran, daß es dafür eine Erklärung gab. „Vielleicht wollten die Täter sie zunächst gar nicht töten“, dachte er laut.

Zoé blickte ihn traurig an.

„Möglicherweise sollte es eine Warnung sein“, fuhr er widerstrebend fort.

„Aber warum haben die Mörder dann nicht rechtzeitig aufgehört?“ Ihre Stimme war ganz leise. „Warum haben sie Anne schließlich doch umgebracht?“

Parker senkte den Kopf und atmete tief aus. „Vielleicht ist irgendetwas schiefgelaufen. Die Mörder haben die Kontrolle verloren und sind in Panik geraten. Ich weiß es nicht.“

Sie machte einen Schritt auf ihn zu und legte für einen Moment die Hand auf seinen Arm. Schweigend erwiderte er ihren Blick, bis ein Piepton von der an der Wand angebrachten Telefonanlage die Stille vertrieb.

„Der Butler“, murmelte Zoé und drückte kurzerhand auf die *Do-not-disturb*-Taste, woraufhin der Ton verstummte.

Parker fuhr sich durchs Haar. Er brauchte Luft zum Atmen und Denken und schaute sich um, doch die kugelsicheren Fenster der Luxussuite waren fest in die Wand eingelassen und nicht zu öffnen. Verloren stand er inmitten all der Pracht und wußte nicht, was er sagen oder tun sollte. Er sprach nur, um die Leere in sich zu füllen. „Warum die vielen Drogen? Anne konnte sich doch schon nach der ersten Dosis nicht mehr wehren.“

Da durchfuhr ihn ein Gedanke, der im Verborgenen geschlummert hatte und den erst seine eigenen Worte zutage förderten. „Die Drogen sollten sie nicht wehrlos, sondern gefügig machen. Verstehen Sie?“

Zoé nickte mit leerem Blick.

„Anne konnte ihnen keine effektive körperliche Gegenwehr leisten. Darum ging es auch gar nicht. Die Mörder wollten nicht ihre Gegenwehr, sondern ihren Willen brechen.“ Er machte eine Pause, gefangen in seinen Überlegungen. „Sie sollte den Verbrechern...“

„...etwas verraten“, vollendete Zoé den Satz. Das Flackern der Flammen unterteilte ihr ovales Gesicht in helle und dunkle Flächen, die ständig ihre Form veränderten. Im Spiel des Lichts sah er das Entsetzen in ihren Augen. Sie stand wie erstarrt vor ihm, als sie weitersprach. „Die Mörder haben sie geschlagen und vergewaltigt, aber sie haben nicht erfahren, was sie wissen wollten.“ Ihre Stimme war leise. „Sie konnten ihren Willen nicht brechen.“

„Ja“, sagte Parker, „und deshalb haben sie fortlaufend die Dosis der Drogen erhöht, bis es zu spät war—bis sie gemerkt haben, daß Anne starb.“ Parker nahm den letzten Schluck Brandy. Das spanische Elixier lief glühend seine Kehle hinun-

ter. Behutsam stellte er das leere Glas auf den Tisch und näherte sich ihr. „Um was geht es hier? Was wollten die Mörder wissen? Sagen Sie es mir.“

Zoé wandte sich von ihm ab, schritt auf den Kamin zu und schaute eine Weile wie in Trance in die lodernden Flammen. Das brennende Holz knisterte laut, als sie sich wieder umwandte. Dicke Tränen zogen feucht glitzernde Bahnen über ihre Wangen. „Anne hat für mich gearbeitet. Sie hatte den Auftrag, mir bei der Suche nach einem verloren geglaubten Kunstwerk von unschätzbarem Wert zu helfen. Sie wollte, daß ich im Hintergrund bleibe. Niemand wußte, daß ich ihre Auftraggeberin war. Die Killer wollten erfahren, für wen sie arbeitet.“ Ihr Kinn zitterte, und sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. „Anne ist für mich gestorben.“

Parker schluckte. Er kannte Anne gut genug, um zu wissen, daß der Anwaltsberuf ihr Sein bestimmte—und das jeweilige Mandat ihr Leben. Niemals hätte sie vertrauliche Informationen ihres Mandanten offenbart, niemals ihren Mandanten verraten. Die Killer hatten sie völlig unterschätzt und angenommen, daß sie unter Folter und Drogen Zoés Identität preisgeben würde. Wahrscheinlich hatten sie geplant, Anne zunächst am Leben zu lassen, um Zoé eine Falle zu stellen. Deshalb hatten sie sie anfangs nur gezielt gefoltert. Die Mörder brauchten sie lebend und noch halbwegs vorzeigbar. Aber der Plan war mißlungen. Die Killer hatten nicht damit gerechnet, daß Anne eher sterben würde, als zu reden. Zu reden über ihre geheimnisvolle Mandantin und über ein sagenumwobenes Kunstwerk. Er hatte sofort gewußt, um was es ging—so unglaublich ihm dieser Gedanke auch erschien. Bevor er jedoch Zoé darauf ansprechen konnte, ließ ein dumpfes Geräusch sie beide erschreckt aufhorchen.

Der Laut kam von der Eingangstür und breitete sich unheilvoll im Wohnzimmer aus, bis die seidenbespannten Tapeten ihn schließlich verschluckten. Etwas Schweres war gegen die Eingangstür geprallt. Zoé und Parker standen reglos am Kamin und schauten gebannt in Richtung Tür. Nur Sekunden später kam das Geräusch mit der gleichen stumpfen Intensität wieder. Parker lief es kalt den Rücken herunter. Unwillkürlich nahm er Zoé in den Arm, und sie drückte sich an ihn.

Kapitel 19

Unruhig drückte Stadler immer wieder Tasten auf dem Laptop. Nacheinander erschienen auf dem Screen die Bilder verschiedener Überwachungskameras. Angespannt verfolgte er den Weg der zwei Sicherheitsleute des Adlon zur Präsidentensuite. Beide trugen Headsets, genau wie er selbst. Er konnte den Atem der Männer hören, der schnell und flach ging.

„Nach wie vor nichts Auffälliges vor der Suite“, sprach Stadler in das Mikrofon.

„Wir sind gleich da“, antwortete der Sicherheitsmann, dem Stadler vor wenigen Minuten die ungewöhnliche Situation am Telefon erklärt hatte. Die gewaltige Körpergröße des Mannes beruhigte ihn genauso wie die schweren Revolver, die die Wachleute an den Gürteln trugen.

Er zog an der Zigarre, bis sie hell aufglühte, und blies den Rauch stoßweise aus dem trockenen Mund. Er fragte sich, wer wohl die Frau war, die die Präsidenten-

suite für drei Tage unter dem Namen Reggie Lampert gebucht und fast zwanzigtausend Euro in bar bezahlt hatte. Eine Kopie ihres Ausweises lag nicht vor, der sollte angeblich erst mit ihrem restlichen Gepäck im Laufe des Abends eintreffen. Nochmals wählte er die Nummer der Präsidentensuite, und wieder nahm niemand ab. *Warum geht die Dame nicht ans Telefon?*

Eine Veränderung auf den Bildern der Überwachungskameras riß ihn aus seinen Gedanken. Erleichtert ballte er die rechte Hand zur Faust, als er sah, daß seine Männer den Flur vor der Suite erreicht hatten. Der kleinere Wachmann stand vor der Eingangstür, drückte auf die Klingel—und blickte dann kopfschüttelnd zur Kamera hoch.

Er deutete auf die Lampe über der Tür, und Stadler verstand. Die Frau in der Suite wollte nicht gestört werden und hatte die Klingel abgeschaltet. Mit seinen Fäusten hämmerte der kleinere Wachmann jetzt gegen die Tür, bis ihn der größere zur Seite nahm. „Das hört man drinnen nicht. Dafür ist die Tür zu stark gepanzert.“ Langsam trat er einen Schritt zurück und warf sich dann selbst mit seinem ganzen Körper gegen die Stahltür. Stadler hörte das dumpfe Geräusch deutlich durch seinen Kopfhörer. Doch nichts geschah. Grübelnd strich er sich über den Schnauzbart. Am Ende würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als einen Feueralarm im Hotel auszulösen, um den geheimnisvollen Gast aus der Suite zu locken.

Plötzlich veränderte sich die Szene, und Stadlers Miene erstarrte. Blinkende Leuchten oberhalb der Aufzugtür signalisierten einen ankommenden Lift.

Sofort reagierten die Sicherheitsleute. Während der größere sich dicht an die Wand links neben den Aufzug stellte, kniete sich der kleinere Mann mit gezückter Waffe hin und zielte genau auf die noch verschlossene Aufzugtür. Stadlers Nerven waren zum Zerreißen gespannt, als der Lift die Etage erreichte und stoppte. Die beiden holzvertäfelten Aufzugtüren glitten auseinander und gaben den Blick auf das Innere frei.

„Nein!“, schrie Stadler auf, nachdem sein Verstand begriffen hatte, was seine Augen ihm da übermittelten.

Auf dem Bildschirm des Laptops sah er einen elegant gekleideten Herrn, etwa dreißig Jahre alt, um dessen Hals sich der muskulöse Arm eines extrem kräftig wirkenden Mannes gelegt hatte. Der bullige Verbrecher drückte den schalldämpften Lauf einer schwarzen Pistole an die Schläfe des Hotelgastes. Verängstigt hatte die Geisel beide Arme erhoben.

„Waffe fallen lassen!“, hörte Stadler den Befehl des Geiselnehmers über die Mikrofone der Sicherheitsleute.

Doch die Männer verharrten in ihren Positionen. Ruhig zielte der kleinere auf den Kopf des Verbrechers.

„Waffe runter!“

Stadler rutschte aufgewühlt auf seinem Stuhl hin und her. Widersprüchliche Gedanken jagten ihm durch den Kopf, und ihm war schmerzhaft bewußt, daß er eine schreckliche Entscheidung treffen mußte.

Die Geisel befand sich in größter Lebensgefahr—genau wie die Frau in der Präsidentensuite. Wen sollte er vorziehen, wen beschützen und wen seinem Schicksal überlassen? Die Männer warteten auf seine Befehle. Selbst wenn er einfach schwieg, lag darin eine unwiderrufliche Entscheidung über Leben und Tod. Stad-

ler stöhnte. Schweiß rann ihm über die Stirn, als er flüsternd in das Mikro sprach: „Zeit gewinnen. Die Polizei ist gleich im Hotel.“

Der Gangster fluchte laut, als er registrierte, daß der Wachmann sich nicht rührte. „In drei Sekunden schieße ich ihm das rechte Ohr weg, dann das linke, dann die Nase und so weiter—eins!“

Resignierend sah Stadler, daß der Sicherheitsmann seinen Revolver langsam senkte, bis er ihn schließlich auf dem Boden ablegte und beide Hände vorsichtig von der Waffe wegbewegte. Und dann wurde Stadlers Blick starr. Der hünenhafte Wachhabende stand weiter eng an die Wand gepreßt, mit der gezückten Waffe in der Hand. Wie eine Echse an einem Felsen lauerte er dort—unsichtbar für den Geiselnnehmer im Inneren des Aufzugs. Stadler verschlug es die Sprache, und das Blut raste in seinen Adern. Es war ein Hinterhalt. Seine Männer wollten die Geisel befreien!

Unbewußt nahm er die Havanna aus dem Mund und legte die Zigarre wieder auf die Glasplatte, auf der sich bereits ein kohlschwarzer Brandfleck gebildet hatte. Ihm stockte der Atem. Der Angriff auf den Geiselnnehmer würde in einem Blutbad enden, schoß ihm durch den Kopf. Doch er war unfähig, die steinerne Lähmung, die ihn befallen hatte, abzuschütteln und einzugreifen. Der schwarze Lauf der Pistole klebte weiterhin an der Schläfe der Geisel. Vorsichtig und überaus mißtrauisch schob der Gangster sein Opfer Zentimeter für Zentimeter aus der Aufzugskabine heraus.

Stadler hielt den Atem an.

Die Geisel bewegte sich in Trippelschritten langsam in den Flur hinein. Wie unter Hypnose beobachtete Stadler das Geschehen. Die in die Höhe gestreckten Hände der Geisel zitterten, als der Mann nach einer quälend langen Zeitspanne vollständig aus dem Aufzug trat. Sein Gesicht war ungewöhnlich hübsch und weiblich. Der tailliert geschnittene, perfekt sitzende Anzug mit dem übertrieben breiten Revers unterstrich die feminine Wirkung noch. Stadler wunderte sich, daß ihm dieser dandyhafte Gast bisher noch nicht aufgefallen war.

Die Augen der Geisel flackerten der Hysterie nahe hin und her, und Stadler betete, daß der Dandy den Wachmann nicht durch eine unbedachte Reaktion verriet. Doch er schien den Sicherheitsmann noch gar nicht wahrgenommen zu haben. Ein Zucken lief durch die zitternde rechte Hand der Geisel—und ein gräßlicher Schrecken befiel Stadler.

Im gleichen Sekundenbruchteil riß der bullige Gangster die Waffe in einer blitzschnellen Bewegung herum. Zwei Schüsse fielen in kurzer Folge, die jedoch aufgrund des Schalldämpfers keinen Lärm verursachten, sondern nur als bösesartiges Spucken durch das Headset drangen. Die gewaltige Gestalt des Wachmanns taumelte schwerverletzt und fiel dann krachend auf den Boden, wo sich sofort eine weite Blutlache bildete. In Panik streckte der zweite Wachmann den Arm nach seiner Waffe aus, die nur zwei oder drei Handbreit von ihm entfernt auf dem Boden lag—und von dem Dandy mit dem linken Schuh zur Seite getreten wurde. Die vermeintliche Geisel hielt plötzlich einen kleinen Revolver in der Hand.

Niemand sagte ein Wort; nur das heftige Atmen des zweiten Wachmanns drang über das Mikro an Stadlers Ohr. Die beiden Männer schauten sich für einen Augenblick direkt an. Dann blitzten die strahlend weißen Zähne des Gangsters auf, und er drückte ab.

Stadler ging in die Knie. Ihm wurde schwarz vor Augen, und mit aller Kraft hielt er sich an der massiven Glasplatte seines Schreibtischs fest. Unter keinen Umständen durfte er jetzt ohnmächtig werden! Der Direktor sah verschwommen, wie der bullige Verbrecher über die Leiche des Wachmanns trat und sich dem goldenen Klingelschild der Suite näherte. In der Hand hielt er einen starken Schraubenzieher, den er mit einer geschickten Bewegung ansetzte. Die Platte gab im gleichen Moment nach und löste sich von der Wand.

Nun erschien eine Tastatur nebst Schlitz zur Eingabe einer Chipkarte. Stadler wußte, daß der Weg in die Suite jetzt frei war für die Mörder.

Das dumpfe Pochen hatte aufgehört, und Zoés Blick fiel auf die Telefonanlage. Ihre Augen weiteten sich. Ein grünes Lämpchen signalisierte einen eingehenden Anruf. Irgendjemand versuchte erneut, sie zu erreichen. Sie löste sich von Parker und riß aufgeregt fast den gesamten Apparat von der Wand, als sie nach dem Hörer griff. „Ja?“

„Endlich“, schallte eine gehetzte, krächzende Stimme aus dem Lautsprecher. „Sie sind in Lebensgefahr. Schauen Sie auf den Monitor!“ Die Panik des Anrufers übertrug sich unmittelbar auf Zoé.

Hektisch drückte sie auf die Monitortaste der Wandstation, und der kleine Bildschirm hellte sich auf. Der Anblick des grobschlächtigen Verfolgers aus dem KaDeWe traf sie wie ein Schlag in den Magen. Kreidebleich erkannte sie die regungslosen Körper zweier Männer, die in Blutlachen vor dem Aufzug lagen. Sie schrie laut auf, als sie sah, dass der Verbrecher sich an der Tür der Suite zu schaffen machte.

„Die sind gleich drin!“, brüllte der Anrufer.

Ungläubig sah sie zu Parker herüber, der das Gespräch wortlos mitverfolgt hatte. Mit grimmiger Miene griff er nach dem schweren, gußeisernen Schürhaken im vergoldeten Kaminständer und blickte entschlossen zum Eingangsbereich.

„Sind Sie wahnsinnig?“, schrie sie ihn an.

Kapitel 20

Zoé war fassungslos. Mit dem Schürhaken in der Hand stürmte Parker in den Eingangsbereich der Suite und blieb abrupt vor dem chinesischen Lackpaneel stehen. Schnell schob er den massiven Tisch beiseite, der vor der asiatischen Wandvertäfelung stand. „Späte Ming-Dynastie, die alten Kaiser mögen mir verzeihen“, rief er, holte mit dem Eisen aus und schlug es dann mit aller Kraft in das lackierte Holz. Der Haken zertrümmerte die Befestigung des Lackpaneels an der Wand, und es entstand ein kleiner Spalt zwischen Wand und Holz. Parker ramnte das Eisen hinein und benutzte es jetzt wie einen Hebel. Kraftvoll drückte er dagegen, und Zoé hörte, wie sich die Vertäfelung krachend von der Wand löste. Offensichtlich hatten die Handwerker nicht gewagt, ein so kostbares Stück fest mit der Wand zu verschrauben, stattdessen hatte man es nur an einigen wenigen Stellen angeklebt. Parker wandte sich jetzt der anderen Seite des Paneels zu, und wieder grub sich der Schürhaken ins Holz. Er war so in sein zerstörerisches Werk vertieft,

daß er sich nicht mehr zur Tür umgedreht hatte—aber Zoé sah klar und deutlich, daß sie sich langsam öffnete. Der Panik nahe schrie sie: „Vorsicht! Sie kommen rein!“

Ohne sich weiter darum zu kümmern, rammte Parker den Schürhaken mit Schwung in die Ritze, die zwischen dem Paneel und der Wand entstanden war. Das Eisen verkeilte sich, und er zog mit dem ganzen Gewicht seines Körpers daran. Währenddessen öffnete sich die Eingangstür immer weiter und stand bereits einen Spaltbreit offen.

Zoé krampfte sich der Magen zusammen, und ohne weiter zu überlegen, warf sie sich gegen die Tür. Da brachen die Wandbefestigungen des Paneels mit einem lauten ratschenden Geräusch. Sie wirbelte herum, und das Kunstwerk kippte auf sie herunter. In diesem Moment wurde sie von hinten gepackt und zur Seite gerissen. Die massive Holzwand flog nur wenige Zentimeter an ihrem Kopf vorbei und krachte mit einem Donnerschlag auf den Boden, wo sie nun wie ein Bollwerk die Tür versperrte. Nur ein schmaler Spalt war offen geblieben. Sofort lief Parker zum gußeisernen Tisch und verkeilte ihn zwischen der Wand und dem China-Paneel. Sie starrte auf die Eingangstür, die zwar leicht offen stand, jetzt aber blockiert war. *Er hat es geschafft*, dachte sie, und noch in derselben Sekunde schlug die aufkommende Erleichterung wieder in Horror um. Eine schwarze, schallgedämpfte Pistole schob sich durch den offenen Türspalt—geistesgegenwärtig stürmte sie schreiend auf Parker zu, und beide stolperten und fielen zurück ins Wohnzimmer, während um sie herum Putz und Holz von den Wänden spritzte, verbunden mit dem jaulenden Pfeifen von Querschlägern.

Sie robbte neben Parker an die Wand des Wohnzimmers, am ganzen Körper behebend. Die Schüsse fielen jetzt gleichmäßiger. Eine unheilvolle Ahnung beschlich sie, und vorsichtig lugte sie um die Ecke. Der Killer schoß systematisch auf das vordere Ende des Lackpaneels und zerfetzte es. „Sie zerschießen die Barriere!“

Parker zog sie unsanft zurück hinter die schützende Wand. „Ich weiß.“

Er atmete tief ein und wieder aus. Ihm war klar, daß seine Blockade nicht lange standhalten würde. Bald würde sich die Verkeilung lockern, dann würde die Tür sich unweigerlich öffnen und die Killer hereinlassen.

Zoé hielt es nicht mehr auf dem Boden. In Panik erhob sie sich und stieß dabei mit dem Kopf an die Telefonanlage. Sofort riß sie den Hörer von der Gabel und drückte auf die rote X-Taste. „Hilfe! Die bringen uns um!“, schrie sie in dem Krach des hinter ihnen zersplitternden Holzes ins Telefon. Eine krächzende Stimme drang aus dem Lautsprecher, und als er hörte, was der Mann da vorschlug, traute Parker seinen Ohren nicht. Mit wem auch immer Zoé da telefonierte, er hatte offensichtlich den Verstand verloren.

Kapitel 21

Der bullige Gangster mit dem blonden Zopf bewegte sich in der Präsidentensuite, als ob er die Räume schon seit langem kannte. Ungerührt registrierte er, daß in den Luxuszimmern niemand zu finden war.

Verblüfft schaute sein Komplize ihn an. „Wo ist sie?“

„Komm!“ Geübt steckte er die Pistole wieder in das Holster unter seinem linken Arm und schlenderte in das erste der zwei Arbeitszimmer. Sein Komplize folgte ihm sichtlich verblüfft. Als die Männer den Raum betraten, erblickten sie eine drei Meter lange und fast zwei Meter hohe Schrankwand aus massivem, dunklem Eichenholz, Reihe für Reihe gefüllt mit Notenmappen in braunen, ledernden Einbänden.

Langsam strich er mit seinem Zeigefinger über den Rücken der Musikbände. Wahllos ließ er den Finger auf einem der Bände ruhen und schob ihn dann über den oberen ledernen Rand. Ganz leicht zog er an der ausgewählten Notensammlung, aber die Mappe rührte sich nicht—sie war fest mit dem Schrank verbunden.

Ein kehliges Geräusch, das einem Lachen nur entfernt ähnelte, quoll aus seinem Mund. Auf dem ebenmäßigen Gesicht seines hübschen Kameraden sah er den Ausdruck plötzlich einsetzenden Begreifens.

Wortlos strich er weiter über die braunen Lederbände, bis er den letzten in der Reihe erreichte. Wieder zog er vorsichtig an der Notensammlung. Diesmal gab der Band sofort nach, so daß er ihn vollends herauszog und das Buch auf den Boden fiel, wo es geöffnet liegen blieb—die angebliche Notensammlung war leer.

Tastend schob er seine linke Hand in den freigewordenen Spalt. Nach etwa vierzig Zentimetern spürte er auf der rechten Seite einen länglichen Griff aus Metall, der waagrecht angebracht war. Mit einer einzigen schnellen Bewegung drehte er ihn im Uhrzeigersinn um neunzig Grad, bis er merkte, daß der Haltemechanismus einrastete. Dann zog er kräftig an der Halterung. Unmittelbar darauf begann sich ein Teil der Schrankwand in Bewegung zu setzen und brachte ihn damit fast aus dem Gleichgewicht. Auf einer Länge von circa einem Meter ließ sich die Schrankwand wie eine Tür nach vorne aufschwenken.

Sein Komplize pfiß bewundernd durch die Zähne, als er erkannte, was dahinter zum Vorschein kam. Eine Zelle aus Stahl, fensterlos und mit einer mannshohen Tür verschlossen. Der panic room der Suite. Der bullige Gangster grinste breit und schlug seine linke Hand anerkennend auf den grauen Stahl der Eingangstür, als begrüße er einen alten Kumpel, der es im Leben zu etwas gebracht hatte. Schließlich zog er die Beretta und klopfte mit dem Lauf gegen die Tür, ein kaltes, metallenes Geräusch. Dann öffnete er eine kleine graue Abdeckung, die rechts oben an der Tür angebracht war. Es erschien ein Steuerungselement mit Tastatur und Eingabeschlitz, ähnlich wie jenes an der Eingangstür der Präsidentensuite. Er holte einen Zettel aus seiner Tasche und begann, eine zwanzigstellige Zahlenkombination einzugeben.

Die massiven Schlösser der Panzertür schnappten hörbar auf, dann herrschte wieder Stille. Der bullige Mann umfaßte mit seiner linken Hand den vorstehenden Türgriff und mit der rechten seine Halbautomatik. Tief atmete er aus und riß die Tür auf—die er sofort wieder laut fluchend zuschlug.

Leer. Der Fluchtraum der Präsidentensuite war leer!

Mit hochrotem Kopf trat er gegen die Schrankwand. Das Mädchen hatte ihn zum zweiten Mal gelinkt. Er konnte es nicht fassen. Die Luxussuite war eine Falle, aus der niemand entkommen konnte, und sie hatten die Räume gründlich durchsucht. Er wußte, daß sie nicht mehr hier war, aber er verstand es nicht. Die Suite hatte nur einen Zugang, und den hatte er mit dem umgestürzten chinesischen

Lackpaneel wieder blockiert. Die gepanzerten Fenster ließen sich nicht öffnen, und der Aufzug führte geradewegs zu seinen Männern in der Tiefgarage. Sie hätten sich über Funk gemeldet, wenn sie auf diesem Weg geflohen wäre.

Die Frau war wie vom Erdboden verschluckt.

Kapitel 22

Parkers Finger glitten über den brüchigen Mörtel der Wand, bis sie auf eine metallene Konstruktion stießen. Erleichtert atmete er aus. Die Taschenlampe befand sich genau an der Stelle, die die Stimme aus dem Telefon beschrieben hatte. Seine Hand schloß sich um die stabförmige Lampe aus Plastik und zog sie aus der Halterung. Dämmriges Licht, geschuldet den schwachen Batterien, breitete sich aus, als er die Leuchte einschaltete. Er schaute nach oben. Eine Wendeltreppe aus grauem Stahl führte schier endlos in die Höhe. Dann ließ er die Taschenlampe in dem kleinen Raum kreisen, der fast vollständig von der Wendeltreppe eingenommen wurde. An einer Seite erhellte das Licht eine grün gestrichene Stahltür, die nur angelehnt war. Wieder hob er den Kopf und lauschte auf die verräterischen Geräusche näher kommender Schritte auf der Treppe. Doch niemand schien ihnen zu folgen.

Unwillkürlich mußte er lächeln. Er war noch immer verblüfft über ihre wunderbare Rettung. Die krächzende Stimme aus dem Telefon hatte Wort gehalten und Zoé und ihn wohlbehalten aus der Suite gelotst. „Im Aufzug, der die Suite mit der Tiefgarage verbindet, ist eine Tastatur an der Kabinenwand. Wenn Sie das Paßwort *Wilhelm* eingeben, läßt sich die Rückseite der Aufzugskabine öffnen.“ Nachdem sie weiteren Anweisungen der Stimme gelauscht hatten, waren Zoé und Parker zum Aufzug der Suite gestürzt. Schnell hatte Zoé die Buchstaben eingetippt, woraufhin sich die Türen öffneten. „Gehen Sie dann in die Aufzugskabine. Die Verriegelung der Kabinenrückwand ist jetzt aufgehoben. Drücken Sie einfach gegen die hintere Wand des Lifts“, hatte die Stimme befohlen, und tatsächlich hatte Parker die Rückwand ohne weiteres nach hinten aufklappen können. Sofort stiegen sie durch den frei gewordenen Durchlaß. Sie gelangten in einen engen Raum, kaum größer als zwei Quadratmeter. Ein dämmriges Notlicht erhellte die Zelle hinter dem Aufzug. Zu ihren Füßen sahen sie eine massive Stahlluke mit einem runden Griff, der vermutlich zum Öffnen und Schließen diente. Zoé klappte die Aufzugswand wieder zu, und ein elektrisches Summen ertönte. Parker vermutete, daß die geheime Tür an der Rückwand des Lifts nun wieder elektronisch verriegelt war. Jetzt gab es kein Zurück mehr—der einzige Weg nach draußen führte durch die Bodenluke. Er ging in die Hocke und umfaßte die Halterung, die sich leicht aufdrehen ließ. Dann klappte er den schweren Lukendeckel auf. Er hatte auf einen Lichtschein gehofft, doch unter ihm tat sich ein kohlschwarzer Schlund auf, in den eine stählerne Wendeltreppe hinabführte. Mit einem Arm hielt er Zoé zurück, um zu verhindern, daß sie durch die offene Luke fiel.

Behutsam setzte er seinen Fuß auf die erste Stufe der Treppe und stieg dann hinab.

„Kommen Sie“, sagte er und reichte Zoé die Hand. Die Treppe führte in endlosen Windungen nach unten, schon nach wenigen Schritten drang kein Lichtschimmer mehr zu ihnen herab. Parker verließ sich blind darauf, daß die Treppenstufen in gleichmäßigen Abständen folgten, und hastete die Treppe hinunter. Zoé folgte dicht hinter ihm, was ihm ihre Hand verriet, die auf seiner Schulter ruhte. Während des spiralförmigen Abstiegs konnte er sich ein Lächeln nicht verkneifen. Ihr plötzliches Verschwinden aus der streng gesicherten Präsidentensuite hätte selbst Houdini Respekt, wenn nicht gar Bewunderung abverlangt. Als Kind war Parker stolzer Besitzer eines Zauberkoffers mit doppeltem Boden gewesen, und das Adlon erschien ihm als überdimensionierte Variante desselben. Wie durch Zauberei lösten sich die Personen in der Aufzugskabine in Luft auf—dank der versteckten Kammer hinter der Aufzugswand, die den Weg zu einem verborgenen zweiten Treppenschacht hinter dem eigentlichen Schacht eröffnete. Allerdings führte die Wendeltreppe im Zwillingsschacht nicht direkt in die Freiheit, sondern nur bis zu einer Tür, über deren abblätternde Farbe jetzt der Lichtkreis der Taschenlampe glitt.

„Lassen Sie uns hier verschwinden“, sagte Zoé. Parker leuchtete zu ihr herüber. Bei der überstürzten Flucht hatte sie hektisch den Laptop in eine voluminöse Tasche aus hellblauem Segeltuch gestopft, die sie noch immer fest in der Hand hielt und aus der zusätzlich der obere Teil eines Pakets mit weißem Packpapier ragte. Er fragte sich, was sie da bloß mitgeschleppt hatte, während sie geradewegs auf die Tür zusteuerte und dagegen drückte, bis sie mit einem lauten Quietschen nachgab.

Vor ihnen erstreckte sich ein breiter Gang, der vom schwachen Schein der Taschenlampe nur wenige Meter ausgeleuchtet wurde. Parker erkannte grau gekachelte Wände, der Boden und die Decke waren hingegen betonierte. Eine stickige, muffige Luft schlug ihnen entgegen, die sich schwer auf die Lungen legte und einen modrigen Geruch in der Nase aufsteigen ließ. Parker zog den weißen Morgenmantel am Revers zusammen und schritt an Zoé vorbei in den Tunnel.

Der Gang war wie mit dem Lineal gezogen, und sie entfernten sich immer weiter vom Adlon. Von Zeit zu Zeit passierten sie Verbindungstüren aus Stahl, von denen die Farbe abblätterte und die sämtlich verriegelt waren. An einigen Stellen zeugten rechteckige Flecken und kahle Bohrlöcher von Hinweisschildern, die hier einmal gehangen hatten. Parker war überzeugt davon, daß der Tunnel schon viele Jahrzehnte alt war, obwohl er sich in einem halbwegs guten Zustand befand; nur vereinzelt hatten sich die Kacheln gelöst und lagen verstreut auf dem dunklen Boden. Die sauerstoffarme Luft lastete auf ihnen, und Parker hörte Zoés keuchenden Atem. Auch seine eigenen Lungen fühlten sich in der dünnen, verbrauchten Luft an wie zugeschnürt. „Weitergehen, immer weitergehen“, sagte er laut.

„Wo sind wir?“ Die Worte kamen ihr mit einem Husten über die Lippen.

„Gute Frage.“ Parker konnte nicht ausschließen, daß er aufgrund der vielen Drehungen auf der Treppe die Orientierung verloren hatte. Falls die Himmelsrichtungen in seinem Kopf jedoch noch mit denen übereinstimmten, die zwischen Nord- und Südpol herrschten, führte der dunkle Gang nach Süden. Er hielt sich die Lage des Adlon vor Augen, und ihm kam das seltsame Passwort in den Sinn, das für den Zugang zur geheimen Wendeltreppe notwendig war. „Wahrscheinlich laufen wir gerade unterhalb der Wilhelmstraße lang.“

Die Lampe begann zu flackern, was ein untrügliches Zeichen dafür war, daß ihre Energiequelle erschöpft war. Sie gingen jetzt schneller. Nur die unerträglich stickige Luft hielt sie davon ab, zu laufen. Mit einem Mal wurde ihm gewahr, in welch absurden Strudel von Geschehnissen er seit dem Morgen hineingezogen worden war—und er war sich sicher, daß Zoés Antwort auf die Frage nach dem mysteriösen Kunstwerk sich nahtlos in die abwegigen und wirren Ereignisse der letzten Stunden einfügen würde. „Ich nehme an, Sie haben gemeinsam mit Anne nach dem Bernsteinzimmer gesucht?“

„Ja.“ Wieder überkam Zoé ein Hustenanfall.

Obwohl er genau diese Antwort erwartet hatte, lief ihm doch ein kalter Schauer über den Rücken. Solche Zufälle gab es nicht. Anne, Zoé und die Kanzlerin—die drei Frauen verband ein innerer Zusammenhang, der aus Bernstein bestand. Bisher war er der Meinung gewesen, daß die zahllosen Geschichten, die sich um das verschollene Bernsteinzimmer rankten, ins Reich der Fabel gehörten. Die Legende war während des Untergangs des Dritten Reiches geboren worden und hatte mit der Realität der Bundesrepublik Deutschland nichts zu tun. Alles sprach dafür, daß die wertvollen Wandpaneele 1945 im Königsberger Schloß verbrannt waren, sonst wären sie längst als Ganzes oder in Teilen wieder aufgetaucht.

„Glauben Sie mir nicht?“, fragte Zoé mit schwerem Atem.

„Doch.“

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, liefen sie nebeneinander her und folgten weiter dem Gang. Nach einer Weile unterbrach Parker die Stille. „Sie müssen zur Polizei gehen.“ Zoé jedoch schüttelte den Kopf. Er wartete, aber sie machte keine Anstalten, ihrer Geste noch etwas hinzuzufügen.

„Die Killer sind hinter Ihnen her. Sie brauchen dringend Hilfe, sonst haben Sie keine Chance.“ Eindringlich schaute er sie an.

„Die Polizei wird mir nicht helfen“, sagte sie völlig außer Atem.

„Wie kommen Sie denn darauf? Nur weil die Staatsanwältin hinsichtlich des Obduktionsberichts gelogen hat? Das war vielleicht nur Ermittlungstaktik, nehmen Sie das nicht so ernst.“

Zoé atmete tief ein und aus, bevor sie antwortete. „Nein, es hat nichts mit der Staatsanwältin zu tun. Es geht um die Umstände von Annes Tod.“ Eine Pause entstand, dann sprach sie weiter. „Die Polizei hätte die Ermordung verhindern können.“

„Ich weiß nicht“, sagte er skeptisch. „Die Polizei hatte doch keine Ahnung von Annes Tätigkeiten. Wie hätte sie da eingreifen können?“

Ihre Augen funkelten im Schein der Taschenlampe. „Die Polizei wußte genau Bescheid über Annes Suche nach dem Bernsteinzimmer.“

Überrascht blieb Parker stehen. „Woher denn? Sie haben der Polizei doch bestimmt nichts davon erzählt.“

„Sie verstehen nicht“, sagte Zoé, die ebenfalls stehen geblieben war. Erschöpft beugte sie sich vor und stützte sich mit beiden Armen auf den Knien ab. „Anne hat die Polizei selbst über ihre Suche informiert. Meinen Namen hat sie allerdings nicht verraten.“ Sie stockte und schluckte schwer. „Sonst wären die Mörder direkt zu mir gekommen.“

Parker hatte Mühe zu begreifen, was sie ihm da gerade offenbart hatte. „Die Polizei zu benachrichtigen war die einzige Bedingung, die Anne gestellt hat“, fuhr Zoé

fort. „Wäre ich nicht darauf eingegangen, hätte sie mir nicht geholfen. Hören Sie, Anne wollte keinen Ärger und hat deshalb einen Kontaktmann beim BKA benachrichtigt.“

Aufmerksam hörte er zu. Ihre Worte ergaben Sinn. Anne hatte augenscheinlich Angst gehabt, in den Verdacht der Hehlerei und des Betrugs zu geraten. Seit dem Fall des Notars, der versucht hatte, das Florentiner Steinmosaik aus dem Bernsteinzimmer zu verhökern, und dabei an V-Leute der Polizei geraten war, war für Berater und Vermittler bei solch heiklen Kunstdeals äußerste Vorsicht geboten. Man war bemüht, jeden Anschein illegaler Aktivitäten von vornherein zu vermeiden. Und auch Anne hatte einen makellosen Ruf zu verlieren.

„Drei Tage nach dem Gespräch mit dem BKA wurde ihre Wohnung von der Polizei überwacht—und zwei Tage später war sie tot“, ergänzte Zoé bitter. „Warum haben die Beamten sie nicht gerettet?“

Er wußte darauf keine Antwort, aber er konnte Zoés ablehnende Haltung gegenüber der Polizei jetzt verstehen. Fieberhaft überlegte er. Es war nicht auszuschließen, daß es beim BKA eine undichte Stelle gab, die Annes Namen weitergegeben hatte. Und Anne war der Schlüssel zu Zoé, der Frau, die anscheinend dem Bernsteinzimmer dicht auf der Spur war.

Schweigend machten sie sich weiter auf den Weg in die Finsternis hinein, ehe Zoé plötzlich stehen blieb. „Wollen Sie Annes Mörder finden?“

Selbst im Dämmerlicht der schwachen Taschenlampe durchbohrten ihre blauen Augen ihn wie zwei glänzende Messerklingen. Parker hielt dem Blick stand und wog ihre Optionen ab. „Ich fürchte, wir beide sind eine leichte Beute für die Killer. Bislang haben wir Glück gehabt, aber das könnte sich ziemlich schnell ändern.“

„Wir sind nicht allein.“ Herausfordernd blickte sie ihn an. „Es gibt jemanden, der uns helfen kann.“

„Wer soll das sein?“, fragte Parker überrascht.

„Ein Kontaktmann. Mehr kann ich Ihnen nicht verraten, bevor ich nicht weiß, wo Sie stehen.“ Die wilde Entschlossenheit in ihrem Gesicht war unübersehbar—sie meinte es ernst.

„Ich überlege es mir.“

„Überlegen Sie nicht zu lange. Für morgen Nachmittag ist ein Treffen verabredet.“

„Bis morgen ist noch Zeit.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das Treffen findet nicht in Berlin, sondern in den bayerischen Alpen statt.“ Sie zog das weiße Päckchen aus der Segeltuchtasche und drückte es ihm in die Hand. „Ich habe im KaDeWe ein paar Anziehsachen für Sie besorgt, damit Sie auf der Fahrt nicht so auffallen.“ Um ihren Mund legte sich die Spur eines Lächelns. „Oder ziehen Sie es vor, in Ihrem weißen Bademantel zu reisen?“

Anstatt einer Antwort steckte er sich das Päckchen unter den Arm und setzte den Weg fort. Er kam nicht umhin, die Coolness der zierlichen Frau zu bewundern. Knapp dem Tode entronnen, schmiedete sie schon wieder Pläne, in die Höhle des Löwen zurückzukehren.

Kapitel 23

Kurz darauf sahen sie einen spärlichen Lichtschein, der nach und nach heller wurde, bis ein kreisrunder Ausstieg an der Decke zu erkennen war. Jemand hatte eine tragbare Neonlampe nach unten gelassen, die vor ihren Köpfen an einem Kabel hin und her baumelte. Dann sahen sie, daß eine Leiter heruntergelassen wurde. Erschrocken blieben sie stehen. Ein Mann kam die Leiter heruntergeklettert. Sein Kopf war kahl und der weiße Schnauzbart zerzaust. Im Mund steckte eine erloschene Zigarre. Er nahm sie heraus und grinste. „Mein Name ist Stadler. Ich bin der Direktor des Adlon und freue mich wirklich sehr, Sie zu sehen.“

„Wo sind wir?“, fragte Zoé.

„Über uns ist die Ecke Wilhelmstraße/Voßstraße. Ganz in der Nähe befanden sich vor ungefähr einundsechzig Jahren Hitlers Neue Reichskanzlei und der Führerbunker. Sie gehören nun zu den wenigen Menschen, die den geheimen Verbindungstunnel vom Führerhauptquartier zum Reichstag kennen. Ich habe ihn vor Jahren für das Hotel zugänglich gemacht—und zum Glück noch nicht einmal dem BKA davon erzählt.“ Mit einer einladenden Geste zeigte er auf die Leiter. „Heute steht auf dem Gelände der zerstörten Reichskanzlei ein China-Restaurant, das die besten Pekingenten der Stadt zubereitet. Kommen Sie rauf, ich stelle Sie der Chef vor.“

Als Parker als Letzter die Leiter erklommen und der Schwärze des alten Bunkertunnels entronnen war, breitete sich ein Gefühl tiefer Erleichterung in ihm aus, getrübt nur durch einen kleinen Stich.

Er zog sich in der Speisekammer des China-Restaurants um und stand dabei auf der Falltür, die in den Bunkertunnel führte und nun wieder mit einem schweren Vorhängeschloß verriegelt war. Es roch nach fermentiertem Soja, Koriander, Ingwer und Sternanis, und um ihn herum stapelten sich Reissäcke, Kisten mit verschiedenen Kohlsorten, Tomaten, Sprossen, Paprika, Lauchzwiebeln und Chilisoten. Im hinteren Teil hingen Dutzende von honigfarbenen glänzenden Pekingenten.

Als er neu eingekleidet war, hängte er den Bademantel des Adlon zu den Enten und betrat die angrenzende Küche des Restaurants. Überall zischte und dampfte es, während zwei Köche mit Pfannen und Töpfen hantierten. Eine ältere Chinesin, in einen eleganten roten *Chipau* gekleidet, begrüßte ihn und hieß ihn in ihrem Restaurant willkommen.

Zoé schenkte ihm ein Lächeln, als sie ihn in Turnschuhen, Jeans und einem hellblauen *american apperal*-Sweater sah. Stadlers Miene hingegen verriet Besorgnis. Bedächtig nahm er die Zigarre aus dem Mundwinkel und winkte Parker näher zu sich heran. „Ich habe keine Ahnung, mit wem Sie sich da angelegt haben, aber Sie müssen hier weg, und zwar so schnell wie möglich. In Berlin kann Sie niemand mehr schützen, schon gar nicht die Polizei.“ Es fiel ihm sichtlich schwer weiterzusprechen. „Die Verbrecher haben Zugang zum BKA-Computer und können deshalb den Code für die Präsidentensuite.“ Eindringlich schaute er sie an. „Verlassen Sie das Land oder am besten gleich den Kontinent. Wenn Sie Geld brauchen, sagen Sie es.“

Zoé berührte Stadler kurz am Arm. „Danke, aber das ist nicht nötig. Sie haben schon so viel für uns getan. Das Einzige, was wir brauchen, ist ein Wagen.“

Stadlers Blick wanderte zur Chinesin an seiner Seite. „Könntest du dir unter Umständen vorstellen, deinen Wagen zu einem völlig übersteuerten Preis ans Adlon zu verkaufen, meine Liebe?“ Er steckte sich die Zigarre zurück in den Mundwinkel und grinste die Inhaberin des Restaurants schelmisch an.

„Du willst gar nicht handeln?“, fragte sie mit enttäuschter Miene zurück. „Wie deutsch.“

„Hundert Prozent über dem Marktwert“, sagte Stadler.

„Höchstens zwanzig Prozent, sonst verliere ich mein Gesicht.“

„Fünzig.“

Beleidigt schaute sie ihn an. „Entweder fünfundzwanzig, oder das Geschäft platzt.“

„Dui!“ Resignierend hob Stadler die Hände und wandte sich zu Zoé. „Der Wagen steht draußen—er gehört Ihnen.“

„Danke“, sagte Zoé. „Für alles.“

Stadler winkte ab. „Los! Sie müssen hier weg!“ Er geleitete sie zu einer Hintertür. „Der Wagen ist zwar alt, aber er fährt noch einwandfrei.“

Als Parker nach draußen trat, traute er seinen Augen nicht. Das Auto entpuppte sich als dunkelgrüner Jaguar XJS aus den achtziger Jahren. Ein schönes und luxuriöses Auto, mit dem er, wenn nötig, zweimal um die Welt gefahren wäre. Rasch fing er den Schlüssel auf, den die chinesische Dame ihm zuwarf, und verabschiedete sich dankend.

„Gute Fahrt“, rief sie. „Die Papiere sind im Handschuhfach.“

Parker saß schon hinter dem Steuer und ließ den Motor an, dessen acht englische Zylinder grummelnd erwachten und alles übertönten. Zoé schwang sich auf den Beifahrersitz. Parker streckte den linken Arm zum Abschied aus dem Fenster und lenkte den Jaguar auf die Wilhelmstraße. Als er den schweren Wagen durch den dichten Berliner Verkehr lenkte, kamen ihm die Worte der Kanzlerin in den Sinn. *Wenn Sie etwas über den Verbleib des Bernsteinzimmers erfahren, reden Sie mit niemandem darüber, sondern rufen Sie mich sofort an.* Sollte er sie benachrichtigen? Nachdenklich fuhr er sich mit der Hand übers Kinn.

„Alles klar?“, fragte Zoé und lächelte ihn an.

„Auf nach Bayern!“, antwortete er und verscheuchte die Kanzlerin aus seinen Gedanken.

Kapitel 24

Parker steuerte die englische Nobelkarosse auf der geräumten A9 durch Brandenburgs frostige Schneelandschaften Richtung Süden. Schon kurz nachdem sie die verfransten Grenzen der Hauptstadt hinter sich gelassen hatten, war Zoé eingeschlafen. Müde rieb er sich die Augen und warf einen kurzen Blick auf den Beifahrersitz. Schatten glitten über ihr ebenmäßiges Gesicht. Ihr Mund war leicht geöffnet, und er hörte ihren gleichmäßigen Atem. Sie lag zusammengekauert auf

dem Sitz und hielt die Arme an die Brust gedrückt, das Coco-Chanel-T-Shirt schien sie nicht genug zu wärmen.

Er erinnerte sich an die Decke, die er bei ihrer Abfahrt auf der Rückbank hatte liegen sehen. Behutsam tastete er mit der rechten Hand nach hinten, bis seine Finger den Stoff spürten. Mit einem Ruck zog er sie nach vorne und legte sie über Zoés Körper. Der Jaguar machte einen unfreiwilligen Schlenker, und er zwang sich, von jetzt an nur noch auf die Straße zu achten.

Schnurgerade erstreckte sich die Autobahn in die finstere Nacht hinein. Er ließ den Achtzylinder aufheulen und zog an einem anderen Wagen vorbei. Doch allmählich ließ der Verkehr nach, was ihn um die willkommene Abwechslung gelegentlicher Überholmanöver brachte. Er unterdrückte ein Gähnen, und unbeabsichtigt fiel sein Blick dabei abermals auf Zoé. Überrascht schaute er in ihre geöffneten Augen, und wieder machte der Jaguar einen Schlenker.

„Danke für die Decke“, sagte sie. „Soll ich Sie ablösen?“

„Nein, danke. Es geht schon“, sagte er und vermied den Blickkontakt. „Erzählen Sie mir lieber etwas. Beispielsweise über Ihren geheimnisvollen Kontaktmann.“

„Tja, ich will Sie nicht enttäuschen, aber ich weiß praktisch nichts über ihn.“

„Wie haben Sie ihn denn kennengelernt?“

„Kennengelernt trifft es nicht ganz. Er hat mich gefunden. Er muß mich regelrecht ausgesucht haben.“

Er blickte sie aus den Augenwinkeln an. „Sind Sie eine Expertin in Sachen Bernsteinzimmer?“

„Nein, überhaupt nicht. Ich habe mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen, warum er ausgerechnet auf mich gekommen ist.“ Sie machte eine ratlose Handbewegung. „Ich hatte keine Ahnung von den unglaublichen Geschichten, die sich um das Bernsteinzimmer ranken—bis er mich darauf gebracht hat.“

„Was meinen Sie damit? Hat er Ihnen einen Vortrag über die Bernsteintafeln gehalten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Alles begann vor ungefähr zwei Wochen an einem Freitagabend. Ich war mit Freunden im Kino und kam so gegen Mitternacht nach Hause. Als ich die Tür aufschloß, brannte das Licht in der Küche. Eigentlich war ich mir ziemlich sicher, es ausgemacht zu haben, habe mir aber dennoch nichts weiter dabei gedacht.“ Sie streckte die Arme aus, verschränkte die Hände und hielt die Spannung.

„Und?“

„Ich bin in die Küche gegangen und habe fast einen Herzschlag bekommen.“

„Das Essen war schon fertig, und Ihr Phantom saß wartend am Küchentisch?“

„Fast.“ Ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln. „Der Tisch war tatsächlich gedeckt.“ Abwartend schaute sie ihn an.

„Soll ich noch mal raten?“

„Sie kommen sowieso nicht drauf. Auf dem Tisch lag ein Haufen Bücher—und darauf ein Handy.“

Lachend sagte Parker: „Ein literaturbegeistertes Phantom, toll! Was für Bücher waren es denn?“

„Sie werden es sich denken können. Es ging samt und sonders um das verschollene Bernsteinzimmer.“

„Fanden Sie das alles nicht ein bisschen sehr merkwürdig? Ich meine, haben Sie nicht daran gedacht, die Polizei zu rufen?“

„Ja, schon. Aber irgendwie habe ich mir eingeredet, dass einer dieser verrückten Künstler dahintersteckt. Die spinnen zwar, sind aber völlig harmlos.“

„Sie nahmen an, dass Sie Teil eines *happenings* waren?“

„Ich weiß nicht mehr.“ Sie seufzte. „Als ich den vollbepackten Tisch gesehen habe, war ich schon geschockt. Ich habe mir ein großes Küchenmesser geschnappt und die ganze Wohnung durchsucht. Aber die war natürlich leer. Dann habe ich die Tür von innen verriegelt und bin zurück in die Küche gegangen. Dort lagen ja noch immer die Bücher. Glauben Sie mir, ich habe mich kaum getraut, die Dinger anzufassen, von dem Handy ganz zu schweigen. Mit dem Messer habe ich vorsichtig ein Buch aufgeschlagen.“ Sie streckte sich noch einmal und setzte sich dann kerzengerade in einen Schneidersitz. „Na ja, schließlich hat die Neugier doch gesiegt, und ich habe angefangen zu lesen.“

Irgendjemand hatte ein Netz gespannt. Aber warum? Was hatte ausgerechnet Zoé mit dem Bernsteinzimmer zu tun? Er strich sich über den Hinterkopf. „Wie lange hat das Phantom gewartet, bis es Sie angerufen hat?“

„Bis zum Morgen.“ Ein Schauer ergriff sie. „Ich hätte wissen müssen, daß mit solchen Leuten nicht zu spaßen ist.“

Sie lehnte sich zurück in den Sitz und begann, ihm von dem seltsamen Telefonat zu berichten. Die Erinnerung an das Gespräch im Morgengrauen stieg plötzlich klar und deutlich vor ihrem geistigen Auge auf, fast so, als ob sie es gerade erst beendet hätte. Sie war am Küchentisch über den Büchern eingeschlafen, und ein schriller Ton hatte sie gegen fünf Uhr morgens aufschrecken lassen. Vorsichtig ergriff sie das Handy, als ob es eine Bombe wäre. Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch nahm sie das Gespräch an.

„Wer ist da?“, sagte sie so bestimmt, wie es ihr möglich war.

„Unwichtig“, antwortete eine ältere männliche Stimme. Der Anrufer schnaufte. „Hören Sie mir zu. Es ist wichtig. Es geht um das Bernsteinzimmer.“

„Ich dachte, das sei 1945 in Königsberg verbrannt.“

„Unsinn. Haben Sie die Bücher nicht gelesen, die ich Ihnen dagelassen habe?“, schnaufte der Anrufer. „Das Bernsteinzimmer konnte noch rechtzeitig aus dem Königsberger Kessel evakuiert werden.“ Wieder hörte sie das laute Atmen des Mannes. „Es ist in Deutschland.“ Die Stimme verriet seine Erschöpfung. Ob er sie schon seit Stunden beschattete? Vielleicht hatte er die Nacht draußen in der frostigen Kälte verbracht? Einer Eingebung folgend, erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl und schlich mit dem Handy in der Hand ins Wohnzimmer. Versteckt lugte sie durch die Gardinen nach draußen. Sie hatte erwartet, in einem dunklen Hauseingang die Gestalt eines Mannes auszumachen oder wenigstens seine Schuhe im Laternenlicht aufblitzen zu sehen. Aber die Straße war menschenleer. Sie wollte gerade wieder umkehren, als sie das Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens hörte—erst durch das Fenster und dann durch das Telefon.

„Sie haben die Küche verlassen“, stellte der Anrufer fest. „Ich wette, Sie stehen am Fenster hinter der Gardine. Gehen Sie ruhig wieder zurück in die Küche“, sagte er mit einem höhnischen Unterton. „Ich bin hier draußen—aber Sie können mich vom Fenster aus nicht sehen.“

Ertappt zuckte sie zurück. „Wer sind Sie, verdammt noch mal? Sagen Sie es mir, oder ich lege auf!“

„Nichts werden Sie tun. Oder interessiert Sie der Verbleib des berühmten Bernsteinzimmers etwa nicht, Kindchen?“ So etwas wie ein Lachen drang an ihr Ohr. „Zugegeben, die Paneele sind im Laufe der letzten sechzig Jahre ein bisschen eingedunkelt“, fuhr er ungerührt fort, „aber es besitzt noch immer seine ganze majestätische Erhabenheit. Ein Weltwunder, mein Kind. Glauben Sie mir, ich habe es oft genug bestaunen dürfen.“

Ihr wurde immer unbehaglicher zumute. Ob sie einen Verrückten in der Leitung hatte? Vielleicht handelte es sich um eine besonders seltsame Art von Stalking? Sie riß sich zusammen. „Zum letzten Mal. Ich hab keine Lust auf Katz-und-Maus-Spielchen. Beantworten Sie meine Fragen: Wer sind Sie? Warum sind Sie in meine Wohnung eingebrochen? Und was wollen Sie von mir?“

„Immer hübsch langsam, Kindchen.“

Die Wut stieg in ihr auf. Energisch riss sie den Vorhang beiseite und öffnete das Fenster. „Sehen Sie mich?“, rief sie. Die kalte Luft der Winternacht tat ihr gut, minderte aber ihren Zorn nicht. „Reden Sie“, sagte sie ins Telefon, „oder ich schmeiße das Handy aus dem Fenster und hole die Polizei!“ Sie streckte den Arm weit nach draußen und hielt das Telefon nur noch mit zwei Fingern. Sofort vernahm sie unverständliche Geräusche aus dem Lautsprecher. Sie ließ noch ein paar Sekunden verstreichen und drückte das Telefon dann wieder an ihr Ohr.

„Gut, gut“, besänftigte sie der Mann. „Bleiben Sie ruhig und hören Sie mir zu. Das Bernsteinzimmer ist in Gefahr. Ich will, daß Sie es finden!“

Zoé verstand nicht. „Ich dachte, Sie wissen, wo es sich befindet.“

Außer einem Schnaufen war nichts zu hören. „Ich weiß es auch“, sagte er nach einer Weile.

„Dann verraten Sie es mir!“ Das Herz schlug ihr plötzlich bis zum Hals.

„Das geht nicht.“

„Warum?“

Das Schnaufen hatte sich in ein Keuchen verwandelt, als er weitersprach. „Ich muß aufpassen, sonst ende ich noch mit einer Kugel im Kopf—und das auf meine alten Tage.“ Er lachte kurz und kehlig auf. „Aber ich kann Ihnen helfen, die Spur zu finden.“

Zoé war hin- und hergerissen. Da lag etwas in der Stimme des Mannes, das sehr glaubhaft war. Sie schloß das Fenster und kehrte in die Küche zurück. „Ich brauche einen Beweis“, sagte sie, als sie sich wieder auf den Küchenstuhl setzte.

„Das habe ich mir schon gedacht. Gehen Sie nach unten zu Ihrem Briefkasten. Dort werden Sie Ihren Beweis finden. Sie wissen, wer Erich Foch war?“

„Der Gauleiter von Ostpreußen“, erwiderte sie. Das sagenumwobene Bernsteinzimmer war untrennbar mit Fochs Schreckensherrschaft verbunden. Sie hatte in den letzten Stunden so viel über die Untaten dieses Mannes gelesen, daß sie den Namen nie mehr vergessen würde.

„Der braune Tyrann von Königsberg. Herrscher über Leben und Tod in seinem Reich hinter der Front—aber als die Russen dann kamen, hat er sich klammheimlich mit seinen SS-Leuten abgesetzt. Den glorreichen Endkampf hat er lieber den Ostpreußen, diesen verlorenen Seelen, überlassen. Wie ein Dieb in der Nacht hat er sich davongemacht. Bei Kriegsende ist er in Flensburg wieder aufgetaucht—

freilich unter falschem Namen als angeblicher Wehrmachtsmajor Rolf Berger.“ Der Abscheu des Anrufers war unüberhörbar. „Doch dann haben ihn die Tommies doch noch geschnappt und den Polen ausgeliefert. Und die hätten ihn gleich am nächsten Baum aufknüpfen sollen, Kindch—“ Er räusperte sich. „Stattdessen haben sie ihn über das Bernsteinzimmer ausgequetscht. Wissen Sie, was er den Polen erzählt hat?“

„Ja“, antwortete Zoé, die sich an den Satz erinnerte, den der Gauleiter bei den Verhören wie ein Mantra wiederholt hatte. *„Finden Sie meine Kunstsammlung, dann haben Sie auch das Bernsteinzimmer!“*

Verächtlich atmete der Mann aus. „Alle haben gedacht, daß er lügt, damit die Polen ihn nicht hinrichten, aber in Wirklichkeit hat er die Wahrheit gesagt.“ Er hielt kurz inne. „Gehen Sie zu Ihrem Briefkasten, dann werden Sie verstehen. Ich melde mich in zwei Tagen.“

Die Leitung wurde unterbrochen. Das Gespräch war zu Ende.

Zoé blieb verstört auf ihrem Stuhl sitzen und starrte auf das Telefon in ihrer Hand. Erst als sie im Hausflur die morgendlichen Geräusche der Nachbarn hörte, traute sie sich zum Briefkasten.

Kapitel 25

Parker war gespannt, was der alte Mann in Zoés Briefkasten deponiert hatte, aber sie gab ihm zu verstehen, daß er sich noch ein wenig gedulden mußte. „Es ist auf dem Laptop gespeichert“, sagte sie, während sie den Computer aus der Tasche kramte und auf ihren Knien plazierte. „Nachdem ich den Gangster im KaDeWe abgeschüttelt habe, bin ich noch mal in meine Wohnung zurück, um den Computer zu holen.“ Sie schaute kurz auf. „Sie halten mich wahrscheinlich für verrückt.“

Parker gab keine Antwort, und kurz darauf erleuchtete das blaue Licht des Screens den dunklen Innenraum des Wagens. Stolz sagte sie: „Wissen Sie, was ich habe?“

„Nein.“

„Einen Befehl der Gauleitung Ostpreußens vom 8. Januar '45, im Original.“

„Ein Befehl von Foch?“

„Ja, höchstpersönlich von ihm unterzeichnet.“

Er war neugierig. „Und was steht drin?“

Sie räusperte sich und las laut und deutlich:

An Obersturmbannführer Gommel:

Erstens. Voraussichtlich gilt für Königsberg bald Unternehmen Grün. Deshalb haben Sie die Aktion Bernsteinzimmer durchzuführen. Abtransport von 40 Kisten Bernsteintafeln nach Metgethen—Landgut Groß-Friedrichsberg.

Zweitens. Weitertransport mit dort aufzunehmendem Museumsgut Foch-Königsberg (100 Kisten bereits verpackt) nach dem Ihnen bekannten B I, II mit Kreuzer Emden und Bahnverbindungen.

Drittens. Nach Ausführung der Operation sind Zugänge zu tarnen und Gebäude zu sprengen.

Viertens. Meldung bei Ihnen bekannten Transportführer heute.

Gezeichnet Foch, Königsberg und so weiter.

„Also hat sich Foch das Bernsteinzimmer unter den Nagel gerissen, als er merkte, daß der Untergang nahe war“, sagte Parker. Obwohl er sich schon lange mit dem Kunstraub der Nazis im Zweiten Weltkrieg beschäftigte, war sein Interesse am Verbleib des Bernsteinzimmers immer gering gewesen. Zu sehr schien es ihm einer Fata Morgana zu gleichen, deren reales Abbild in den Flammen des brennenden Königsberger Schlosses aufgegangen war. Aber zwangsläufig war er während seiner Forschungen auf die schillernde Figur des raffgierigen und ruchlosen Gauleiters von Ostpreußen gestoßen. Selbst für die schlimmen Verhältnisse der Nazi-Herrschaft sprengte seine grenzenlose Gier nach Kunstobjekten jede Vorstellungskraft. Daß sich ein Provinzfürst vom Schlage Fochs die einmalige Gelegenheit nicht entgehen lassen konnte, seiner Sammlung auch noch das Bernsteinzimmer einzuverleiben, lag auf der Hand.

„Tja“, sagte Zoé. „Foch hat anscheinend die Gunst der letzten Tage Königsbergs genutzt, um das Bernsteinzimmer verschwinden zu lassen. Ganz schön gewagt, denn Hitler hatte schon seine Hand darauf gelegt. Sie wissen ja, daß die gesamte Raubkunst aus den besetzten Gebieten zunächst der Reichskanzlei gemeldet werden mußte. Nur wenn Hitler ein Objekt ausdrücklich nicht für würdig befand, in die Museen seiner Geburtsstadt Linz—der neuen Reichskunsthauptstadt—zu gelangen, kamen die anderen Plünderer aus der Nazi-Chefetage zum Zug. So wollte Hitler seinen Konkurrenten, allen voran Göring, zuvorkommen.“

Parker nickte. „Der berüchtigte Führervorbehalt. Selbst ein Kaliber wie Foch hätte es nicht gewagt, sich den Schatz aus Bernstein einfach so anzueignen. Wahrscheinlich war der Führervorbehalt auch der Grund, warum sich die Paneele im Januar 1945 noch in Königsberg befanden und noch nicht ausgelagert worden waren. Hitler hatte anscheinend bis Anfang '45 noch nicht über das Bernsteinzimmer entschieden. Damals lief die Ardennenoffensive, der letzte verzweifelte Versuch eines Befreiungsschlags im Westen, für den Hitler nochmals Tausende von Soldaten opferte.“

„Da blieb nicht viel Zeit für die Entscheidung über kunstvolle Bernsteinarbeiten“, murmelte Zoé. „Das Datum des Befehls paßt übrigens zu den Erkenntnissen der Historiker. Foch hat seine Kunstsammlung nachweislich am 27. und 28. Januar 1945 aus Metgethen fortschaffen lassen—gerade noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Roten Armee. Gommel hätte also ab dem 8. Januar genug Zeit gehabt, um die Bernsteinpaneele nach Metgethen zu transportieren. Das Bernsteinzimmer hätte also wie geplant zusammen mit der Foch'schen Sammlung zum Ostseehafen Pillau überführt werden können.“

„Um dort auf die EMDEN verladen zu werden“, ergänzte Parker.

„Glaube ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Die EMDEN hatte einen schweren Maschinenschaden und mußte mit Hilfe von Eisbrechern von Königsberg nach Pillau geschleppt werden. In Pillau erfolgte dann

eine aufwendige Reparatur des Schiffs, die sich über Tage hinzog. Sämtliche wichtigen Güter wurden daher in Pillau auf das Lazarettsschiff...

„Die WILHELM GUSTLOFF?“, unterbrach Parker überrascht. War der Zarenschatz also doch ein Opfer russischer Torpedos geworden und gemeinsam mit über neuntausend Flüchtlingen und fast zweitausend Marineangehörigen untergegangen? Erst vor kurzem war die Nachricht um die Welt gegangen, daß Unbekannte ein metergroßes Loch in den Rumpf des Schiffswracks gesprengt hatten. Hatten die Taucher im Inneren der GUSTLOFF nach dem Bernsteinzimmer gesucht?

Doch Zoé schüttelte den Kopf. „Nein, es war nicht die GUSTLOFF—die lag zu der Zeit noch in Danzig. Die Verladung erfolgte auf ein kleineres Schiff, die PRETORIA.“

„Und woher wissen Sie, daß das Bernsteinzimmer nicht auf der EMDEN geblieben ist?“

„Ich kann es nicht beweisen“, räumte Zoé ein. „Aber ich bin mir ziemlich sicher. Auf der EMDEN befand sich nämlich noch eine prominente Ladung, die auch auf die PRETORIA verbracht wurde. Stellen Sie sich vor, die Leichname des Ehepaars von Hindenburg lagen in Bronzesarkophagen im großen Saal der EMDEN und sind in Pillau auf die PRETORIA umgeladen worden. Hindenburgs Sohn hatte am 20. Januar 1945 die Särge seiner Eltern mit einem Pionierkommando aus der Gruft unter dem Siegerdenkmal in Tannenberg evakuiert. Eigentlich war geplant, die Hindenburgs mit der EMDEN in Sicherheit zu bringen, doch dann hat man wegen des Maschinenschadens umdisponiert. Es spricht folglich viel dafür, daß das Bernsteinzimmer und die Foch'sche Kunstsammlung den gleichen Weg gegangen sind wie die Sarkophage.“

Parker verzog das Gesicht. Wie gewieft von Foch, seine Kunstsammlung und die Bernsteintafeln sozusagen dem besonderen Schutz der Hindenburgs zu unterstellen. „Zumindest steht fest, daß es noch im Januar 1945 möglich war, eine wertvolle Fracht sicher aus Königsberg herauszubekommen.“ Parker richtete sich hinter dem Lenkrad auf. „Und das trotz Bombenhagel und Granatfeuer.“

„Und der Torpedos der russischen U-Boote, denn die Route führte ab Pillau über die See. Auf der Landseite war Königsberg ohnehin von den Verbänden der Roten Armee so gut wie eingeschlossen. Ende Januar standen die Russen schon am Frischen Haff.“

„Das Bernsteinzimmer könnte in der Tat zusammen mit den Hindenburgs aus Ostpreußen geschleust worden sein.“ Parker verlangsamte das Tempo des Jaguars. „Haben Sie etwas über diesen Sturmbannfritzen herausgefunden?“

„Gommel. Obersturmbannführer, also schon ein höheres Tier in der SS. Und dann auch noch unmittelbar von Foch mit der Leitung einer solch delikaten Aufgabe betraut. Ich hatte angenommen, daß ich früher oder später in der Bernsteinzimmerliteratur auf diesen Namen stoßen würde.“ Auf ihrer Miene spiegelte sich Verwirrung wider. „Aber tatsächlich fand ich nicht den geringsten Hinweis auf den...“ sie verzog den Mund zu einem Lächeln, „...Sturmbannfritzen. Absolut nichts.“

Die Müdigkeit hatte sich zwischenzeitlich erfolgreich bis in Parkers Augen vorgekämpft, so daß er erleichtert den Hinweis auf eine nahende Tankstelle las. Mi-

nuten später setzte er den Blinker, und sie verließen die Autobahn. Er ließ den Wagen vor den Tanksäulen ausrollen und stellte den Motor ab.

Fahles Licht fiel in den Innenraum des Jaguars, das an Zoé abperlte wie Wasser auf Wachs. Nach ihrem kurzen Schlaf wirkte sie wieder völlig ausgeruht und strahlend schön. Er hingegen fühlte sich erschöpft und fürchtete, dass sich das auch kaum verbergen ließ. Eine Tasse Kaffee würde ihm sicherlich nicht schaden. Doch vorher interessierte ihn der Foch'sche Befehl. Konzentriert studierte er das eingescannte Dokument auf dem Bildschirm. Es war als *Geheime Kommandosache* eingestuft und trug Stempel und Unterschrift der Gauleitung. Am unteren rechten Rand erkannte er eine dunkle Verfärbung.

„Was ist das?“ Er zeigte auf den Fleck.

„Blut“, sagte Zoé knapp.

Verwundert schaute er zu ihr herüber. Daß am Bernsteinzimmerbefehl Blut klebte, hätte er sich eigentlich denken können. „Haben Sie es untersuchen lassen?“

„Das Blut, das Papier, die Schreibmaschinenanschlänge und die Tinte—alles.“

Er warf ihr einen anerkennenden Blick zu. „Und?“

„Papier, Schreibmaschine und Tinte scheinen tatsächlich in der Mitte des letzten Jahrhunderts gebräuchlich gewesen zu sein. Das sagt aber nicht viel. Natürlich könnte der Befehl auch später auf einer alten Schreibmaschine mit den alten Materialien hergestellt worden sein, aber das Blut ist interessant.“

„Gommel?“

Zoé zuckte mit den Achseln. „Möglich. Doch wessen Blut sich auf dem Papier befindet, kann man natürlich nicht so einfach feststellen, wenn man—wie wir—keine Vergleichsproben hat. Fest steht aber, daß das Blut wahrscheinlich über ein halbes Jahrhundert alt ist.“

Parker pfiß durch die Zähne. Der Befehl war echt, das bewies sein blutiges Siegel. „Also beginnt die Fährte zum Bernsteinzimmer wirklich bei Gommel.“

„Fast.“ Zoé zog die Augenbrauen zusammen. „Wenn es da nicht den Zufallsfund eines kleinen Jungen im Kohlenkeller seiner Eltern gegeben hätte.“

Kapitel 26

Parker hatte Zoé bereitwillig das Steuer überlassen und schaute vom Beifahrersitz aus in die Dunkelheit. Gedankenverloren nahm er einen Schluck von dem Automatenkaffee, der im Pappbecher hin und her schwappte. Der Kaffee schmeckte zwar mehlig, schaffte es aber immerhin, seine Lebensgeister wieder zu wecken. Zoé hatte die Schilderung der Ereignisse während des Tankstopps unterbrochen und jagte nun den Jaguar mit fast zweihundert Stundenkilometern über die Autobahn. „Nun schießen Sie schon los!“, nahm er den Faden wieder auf. „Was hat der Junge im Keller gefunden?“

„Der Junge hieß Rudi Ryst und hatte den Fund schnell wieder vergessen—bis er Jahre später, 1959, einen Artikel in der ostdeutschen Zeitung *Freie Welt* über das Bernsteinzimmer las. Umgehend wandte er sich an die DDR-Behörden und gab

an, daß er wichtige Informationen über den Verbleib habe. Sofort verfrachteten die ostdeutschen Beamten Rudi Ryst ins Ministerium für Staatssicherheit, wo er tagelang vernommen wurde. Die Agenten fuhren mit Ryst sogar nach Königsberg, um vor Ort nach dem Bernsteinzimmer zu suchen, doch es war vergebens.“

Ungläubig schüttelte Parker den Kopf, obwohl er schon davon gehört hatte, daß sogar die Stasi dem Mythos erlegen gewesen war. Gespannt hörte er Zoés Bericht weiter zu. „In den Geheimdienstprotokollen findet sich ungefähr folgende Aussage von Rudi Ryst: Er habe als Kind kurz nach dem Krieg beim Spielen im Kohlenkeller seines Elternhauses eine schon stark vermoderte Kartentasche gefunden.“ Ihre Augen blitzten Parker verschwörerisch an. „Die Tasche enthielt teilweise vergammelte und nicht mehr lesbare Papiere, aber auch noch Brauchbares. Darunter angeblich sogar ein Ausweispapier, das SS-Chef Heinrich Himmler persönlich unterzeichnet haben soll. Erinnern konnte sich Rudi Ryst noch gut an einen Befehl, der an seinen Vater gerichtet war.“ Zoé hielt einen Moment inne, bevor sie weiter sprach. „Bei seinem Vater handelte es sich um einen SS-Obersturmbannführer namens Gustav Ryst. Und wie der Zufall es so wollte, gehörte der ältere Ryst zu den engsten Vertrauten von...“ Sie schaute ihn auffordernd an, und Parker tat ihr den Gefallen.

„Erich Foch.“

„Klar. Nach Rudi Rysts Erinnerung hatte der Befehl einen Inhalt, der Ihnen bekannt vorkommen dürfte. Darin stand, daß das Unternehmen Grün drohte, so daß Vater Ryst die Aktion Bernsteinzimmer durchführen und das Bernsteinzimmer in das Versteck B III bringen sollte. Zudem konnte der kleine Ryst sich noch an eine entsprechende Vollzugsmeldung vom alten Ryst ans Reichssicherheitshauptamt erinnern.“ Zoé machte eine Pause, und ihre Augenbrauen hoben sich.

„Diesmal also B III und nicht B I und II“, befand Parker.

„Und Ryst statt Gommel“, ergänzte Zoé. „Was dafür spricht, daß das Blut auf dem Befehl tatsächlich von Gommel stammen könnte. Möglicherweise ist ihm irgendetwas zugestoßen, und Foch sah sich gezwungen, ihn kurzfristig zu ersetzen.“

„Weiß man, wann der Befehl an Ryst ergangen ist?“

„Das läßt sich nicht mehr feststellen. Klein-Rudi hat dazu jedenfalls nichts ausgesagt.“

„Und wo befinden sich die Papiere heute?“

„Ist alles von Mutter Ryst sofort verbrannt worden, als sie mitbekam, was ihr Sohnmännchen da so aus dem Kohlenkeller hinaufbeförderte. Der alte Ryst war schon tot. Die Frau hatte wohl eine Heidenangst, von den Russen als Nazi-Verschwörerin verhaftet zu werden.“

„Woran ist der Vater denn gestorben?“

„Offiziell an den Spätfolgen eines Lungensteckschusses, den er sich im Krieg zugezogen hatte. Aber das war schon Jahre her und behinderte ihn laut Zeugnisaussagen nicht sonderlich. Überhaupt schien es ihm und seiner Familie nicht gerade schlecht ergangen zu sein. Nach Aussage von Rudi Ryst haben seine Eltern regelmäßig mysteriöse Geldzahlungen erhalten, deren Herkunft nie geklärt werden konnte.“ Sie umfaßte das Lenkrad fester und kniff nachdenklich die Augen zusammen. „Fest steht nur, daß Gustav Ryst 1947 begraben wurde.“

Parker drehte den Kaffeebecher in seinen Händen. „Wirklich?“

Sie schmunzelte. „Was ist bei der Bernsteinzimmerlegende schon wirklich?“

„Selbst B I und B II sind vielleicht in Wirklichkeit B III.“ Parker überlegte. „Andererseits wissen wir, daß der erste Foch'sche Befehl an Gommel echt ist. Folglich gibt es vermutlich gar kein Versteck B III. Gut möglich, daß die Erinnerung Rudi Ryst einen Streich gespielt hat. Vielleicht hat er schlicht ein Komma zwischen I und II überlesen.“

„Was Sie da so lapidar aussprechen, heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß Hunderte von selbsternannten Jägern des Bernsteinzimmers seit Jahren auf der falschen Spur sind. Eine halbe Armee sucht nach dem mysteriösen Versteck B III.“

„Das könnte auch der Grund dafür sein, daß das Bernsteinzimmer bisher noch nicht gefunden wurde.“ Parker stoppte den kreisenden Pappbecher. „Die Frage ist allerdings, wo befinden sich B I und B II? Das herauszubekommen dürfte fast genauso schwer sein, wie das nicht existente Versteck B III zu finden.“

„Ja, diese Aufgabe ist ganz außerordentlich schwer.“ Sie streckte den Hals und das zierliche Kinn leicht nach vorne. Unter ihren schwarzen Wimpern erkannte Parker ein amüsiertes Funkeln. Abwartend neigte er den Kopf zur Seite.

„Nur ein über alle Maßen intelligenter Mensch kann diese Aufgabe lösen.“

„Ach ja?“ Entspannt lehnte er sich zurück in den Beifahrersitz und nippte an dem erkalteten Kaffee. „Lassen Sie sich bitte durch mich nicht stören.“

Sie lächelte. „Ausgangspunkt der Überlegungen ist der Weg, den das Bernsteinzimmer ab Königsberg genommen hat.“

„Von Königsberg ging es nach Pillau auf die PRETORIA und dann weiter über die Ostsee gen Westen“, sagte Parker.

„Genau gesagt, nach Swinemünde. Und von dort über Potsdam nach Bernterode bei Göttingen.“

Jetzt wurde Parker klar, was sie sich zusammengereimt hatte. „Die Spur der Hindenburgs!“ Er richtete sich auf. „Raubsammlung des Gauleiters folgt den Hindenburgs, und das Bernsteinzimmer folgt der Sammlung. Ich nehme an, die Hindenburgsärgen sind später in Bernterode wieder aufgetaucht?“

„Sie haben es erraten! Keine zwei Wochen nach der Abfahrt aus Pillau sind die Sarkophage des Reichskanzlers und seiner Frau in Bernterode eingelagert worden, 572 Meter tief unter der Erde. Übrigens gemeinsam mit Friedrich dem Großen. Als Versteck dienten zwei Kalischächte, und zwar der Schacht *Preußen* und der Schacht *Sachsen*.“ Zoés Hände strichen sorgsam über das lederne Lenkrad, und sie blickte Parker vergnügt an. „In der Bergwerksverwaltung wurden die Stollen allerdings nur einfach Schacht I und Schacht II genannt.“

Jetzt war es an ihm, zu lächeln. „Bernterode I und Bernterode II. B I und B II. Kompliment.“ Anerkennend schaute er sie an. Sie schien seinen Blick nicht zu bemerken—bis sie einen verschmitzten Gesichtsausdruck aufsetzte. „Die Sache hat nur einen klitzekleinen Haken: Zwar wurden die Särgen der Hindenburgs nachweislich am 9. Februar 1945 in die Kalimine von Bernterode verbracht, nur leider die Foch'sche Kunstsammlung nicht—die ist nämlich am 9. Februar ganz woanders aufgetaucht.“

Ihm fiel fast der Kaffeebecher aus der Hand. „Wo?“

„In Weimar. Jedenfalls fuhren an diesem Tag vor dem Weimaraner Landesmuseum mehrere vollbeladene Lastwagen unter der Führung eines hochrangigen Offiziers namens Albert Poss vor.“ Sie wandte sich für einen kurzen Moment zu Par-

ker um. „Nun raten Sie mal, in welchem Auftrag Herr Poss nach Weimar gefahren ist?“

„Wieder Foch?“

„Wer sonst? Laut einer erhaltenen Notiz des Museumsdirektors hat sich Poss am 9. Februar 1945 bei diesem als Landesbeauftragter für Kulturgut-Verlagerung und zugleich als Verwalter von Gauleiter Foch-Königsberg vorgestellt.“

„Dann war Albert Poss also der mysteriöse Transportführer, bei dem sich Gommel melden sollte.“

„Ja, und das ist noch nicht alles“, sagte Zoé mit weit geöffneten Augen. „Poss erreichte Weimar nämlich tatsächlich in Begleitung eines Obersturmbannführers—der hieß allerdings nicht Gommel, sondern Gustav Ryst.“

„So wie es nach Rudi Rysts Erinnerung im Befehl an seinen Vater gestanden hatte. Damit steht so gut wie fest, daß Rudi Ryst sich nicht geirrt hat: Sein Vater hatte den Auftrag, das Bernsteinzimmer zu verstecken.“ Parker schüttelte ungläubig den Kopf. „Vielleicht haben Poss und Ryst das Bernsteinzimmer in Bernterode übernommen?“

Zoé lenkte den Wagen in eine langgezogene Kurve hinein, ohne den Fuß nur einen Millimeter vom Gas zu nehmen. „Die Stasi hat versucht, den geheimnisvollen Transport zu rekonstruieren. Von Bernterode bis Weimar konnte man es im Februar 1945 in wenigen Stunden schaffen. Es war also theoretisch möglich, das Bernsteinzimmer in Bernterode in Empfang zu nehmen und noch am gleichen Tag unverehrt nach Weimar zu bringen.“

Eine Vielzahl von Gedanken ging Parker durch den Kopf. Er versuchte, die Zusammenhänge zu begreifen. Warum hatte das Foch'sche Geheimkommando unter der Leitung von Poss und Ryst entgegen dem ursprünglichen Befehl das Bernsteinzimmer nicht in Bernterode eingelagert? Handelten hier zwei Nazi-Chargen kurz vor Kriegsende auf eigene Faust? War es wirklich das Bernsteinzimmer, das sich auf den Lastern von Poss und Ryst befand? Und was wollten die beiden bloß in Weimar? Das Landesmuseum war doch kein sicherer Ort für die Beute des Gauleiters.

Gleichzeitig drangen Zoés Worte an sein Ohr. „Die Stasi hat die Sache damals vermässelt. Obwohl Albert Poss noch lebte, hat man ihn nicht verhört. Aus unerklärlichen Gründen ist das Interesse an Rudi Ryst und damit auch an der Spur, die Poss und Vater Ryst hinterlassen hatten, damals schnell wieder erloschen. Erst in den Achtzigern nahm ein DDR-Oberst im Geheimauftrag von Erich Mielke die alte Fährte wieder auf. Doch da war nicht nur Gustav Ryst, sondern auch Albert Poss bereits verstorben.“

„Und die Stasi hat nichts über die beiden herausfinden können?“

„Doch, schon. Ryst und Poss bildeten ein Gespann, das ungleicher nicht hätte sein können. Während Poss zur nationalsozialistischen Elite gehörte, hochintelligent war und blendend aussah, kam Ryst aus einfachen Verhältnissen. Ein ehemaliger Postbote, dem es unter nicht geklärten Umständen gelungen war, einen atemberaubenden Aufstieg in der SS hinzulegen—wie es scheint vor allem wegen seiner Qualitäten als brutaler Vollstrecker des Willens seines Herrn Erich Foch. Schon als SA-Schläger hatte er sich den Ruf erworben, vor keinem schmutzigen Auftrag zurückzuschrecken. Foch hielt sich Ryst als eine Mischung aus Leibwächter und Mann für besondere Einsätze. Poss hingegen war offiziell Standartenführer

im Nationalsozialistischen Fliegerkorps und leitete den sächsischen Ableger der Vereinigung. Nebenbei wickelte er diskret Geheimaufträge für seinen Onkel, den sächsischen Gauleiter Martin Mutschmann, ab. Und dies offenbar so geschickt, daß man sogar in der Reichskanzlei auf ihn aufmerksam wurde: Poss erhielt den Auftrag, den Umzug von Hitlers Halbschwester von Sachsen nach Traunstein in Österreich zu organisieren—ein Nazi-Ritterschlag erster Klasse.“

„Scheint fast so, als ob Ryst beim Transport für Foch die Rolle eines Wachhunds spielte.“ Parker war überzeugt, daß Ryst seinem Herrn bedingungslos ergeben war. Bei Poss mochte die Sache anders gelegen haben. Noch immer rumorte es in seinem Kopf, weil er den Abtransport der Fracht aus Bernterode nicht verstand. „Gibt es eine Erklärung, warum Poss und Ryst die Kisten mit dem Bernsteinzimmer—entgegen dem Befehl—nicht in den Schächten B I und B II in Bernterode verstaute haben?“

„Es ist jedenfalls keine bekannt.“ Sie verzog nachdenklich den Mund. „Möglicherweise war Bernterode von Anfang an nur als Zwischenziel gedacht. Oder es hat eine kurzfristige Änderung des Plans gegeben.“

„Oder es war eine einfache Fehleinschätzung der Lage.“ Er überlegte und rief sich sein Wissen über die letzten Monate des Reiches in Erinnerung. „Anfang 1945 ging die deutsche Führung in völliger Verblendung davon aus, daß die Ostfront noch lange standhalten würde. Von Thüringen aus wollten die Nazi-Oberen eine Art Rumpf-Reich befehligen. Man spekulierte auf ein baldiges Zerwürfnis der USA mit der Sowjetunion, und Himmler führte bereits in der Schweiz Geheimverhandlungen über einen Separatfrieden im Westen. Fast alle hohen Regierungsstellen, insbesondere das Führerhauptquartier und die Stäbe von SS und Wehrmacht, bereiteten schon seit 1944 ihren Umzug ins Thüringische vor. Überall wurden Schlösser, Klöster und Herrschaftshäuser requiriert, Quartiere bezogen und die Planungen vorangetrieben—die dann innerhalb weniger Wochen zerplatzten wie Seifenblasen. Gut möglich, daß sich Foch kurzfristig für einen Unterschlupf in Thüringen entschieden hat und er daher den Transport der Raubsammlung und des Bernsteinzimmers ebenfalls in dieses Rückzugsgebiet umgelenkt hat.“

„Erwiesen ist, daß Foch sich am 24. März 1945 in Berlin mit Martin Bormann, Hitlers oberstem Kunsträuber und Erstem Parteisekretär, getroffen hat.“ Sie biß sich auf die Unterlippe. „Ob er in Berlin seine Flucht aus Königsberg vorbereitet hat?“

Parker seufzte. „Möglich.“

Sie schenkte ihm einen aufmunternden Blick aus den Augenwinkeln. „Fest steht aber, dass Poss und Ryst tatsächlich die von Foch zusammengeraffte Kunstsammlung nach Weimar gebracht haben. Das bestätigt ein Verzeichnis über die von Foch eingestellten Museumsgegenstände des Weimarer Landesmuseums. Wertvolle Gobelins, Gemälde, Porzellan, Gold- und Silberarbeiten, Münzen und sogar eine ansehnliche Zahl mittelalterlicher Schwerter und Rüstungen—alles Stücke aus der Foch'schen Sammlung.“ Sie mußte grinsen. „Im Ganzen die Sammlung eines Kretins, der einfach alles geklaut hat, was ihm unter die Finger kam. So fanden sich neben Bildern von Rubens, Spitzweg, Rembrandt und anderen Alten Meistern auch der *Röhrende Hirsch* eines unbekannten Malers und sonstiger wertloser Krempel. Die Fracht war so umfangreich, daß die Weimaraner Lagermöglichkeiten nicht ausreichten, um alles unterzubringen. Die meisten der

Stauräume waren ohnehin schon belegt, so daß die Kisten sich in den Gängen stapelten—Weimar war augenscheinlich nur eine vorübergehende Notunterkunft für die Lieferung aus Ostpreußen. Den Rest der Ladung haben Poss und Ryst im nahe gelegenen Schloß Reinhardsbrunn bei Gotha verstaut. Dort sollen allein über hundertzwanzig Kisten im Bogengang unterhalb des Ahnensaals gestanden haben.“

„*Findet meine Sammlung*“, wiederholte Parker die Worte des Gauleiters.

„Tja. Dank deutscher Gründlichkeit ist es den Stasi-Leuten kurz vor der Wende tatsächlich gelungen. Doch damit war das Rätsel um den Zarenschatz nicht gelöst.“ Zoé verzog den Mund. „Weder in Weimar noch in Schloß Reinhardsbrunn hat die Stasi einen belastbaren Hinweis auf die Bernsteinpaneele gefunden. Die Erklärung dafür ist wahrscheinlich recht einfach: Poss und Ryst haben einen Großteil der Ladung im April '45 wieder abgeholt—mit unbekanntem Ziel.“ Zoé rieb sich mit der Innenfläche ihrer linken Hand über die Wangen. „Reinhardsbrunn wurde schon am 4. April von Poss und Ryst leer geräumt. Die restlichen Kisten sollten aus Weimar in drei Nachtfahrten am 9., 10. und 11. April 1945 abtransportiert werden, bezeichnenderweise mit einem Schweizer Rotkreuzwagen.“

„Eine feine Bande“, bemerkte Parker. „Wo hatten die beiden denn den Wagen her?“

„Das Rote Kreuz wartete damals in Thüringen auf die vorstoßenden US-Truppen, um bei der bevorstehenden Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald zur Stelle zu sein. Man vermutet, daß Poss und Ryst einen der Wagen aus der Flotte der Rotkreuzler geklaut haben.“ Unbewußt strich sie sich eine nichtexistente Strähne zurück hinter das Ohr.

Für Parker nahm Poss' Plan langsam Konturen an. Was er aber nicht nachvollziehen konnte, war das Timing des Fliegerkorpsoffiziers.

„Warum hat Poss bis zum April 1945 mit dem Abtransport aus Weimar gewartet? Ich meine, da waren die Amerikaner doch schon lange über den Rhein und fast in Weimar.“

„Das ist eines der ungelösten Rätsel. Am 10. April 1945, kurz nachdem Poss und Ryst die zweite Ladung aus Weimar geholt hatten, standen die GIs schon vor den Toren der Stadt. Der für den 11. April vorgesehene Abtransport des letzten Drittels der Kisten war damit für Poss unmöglich geworden. So blieb ein Teil der Foch'schen Kunstsammlung in Weimar. Auffällig ist, dass Poss und Ryst, die von den nahenden US-Truppen wußten, nicht zuerst die Kunstsammlung aus Weimar evakuiert haben—sondern den anderen, offensichtlich wertvolleren Teil der Fracht aus Reinhardsbrunn.“

„Das Bernsteinzimmer.“ Parker strich sich übers Kinn. „Spätestens am 10. April trennten sich also die Wege für die Kunstsammlung und die Bernsteintafeln. Ich frage mich nur, wohin Poss die Paneele angesichts der heranpreschenden US Army überhaupt noch schaffen konnte.“

„Darüber haben sich die Stasi-Agenten auch den Kopf zerbrochen. Im Ergebnis blieb Poss nur noch ein halbwegs sicherer Fluchtweg, und der führte ins Erzgebirge.“ Sie massierte sich mit einer Hand den Nacken und steuerte den Jaguar mit der anderen. „Wegen der Tiefflieger konnte Poss mit seinen Leuten nur in der Dunkelheit fahren, und da die Straßen mit zurückdrängenden Wehrmachtsskolonnen und Flüchtlingen verstopft waren, war es nicht möglich, weite Strecken zu-

rückzulegen. Da bot sich das nicht weit entfernte Erzgebirge mit seinen unendlichen Versteckmöglichkeiten in Tausenden von Stollen und Schächten an. Außerdem stammte Poss aus dieser Region und kannte die Gegend in- und auswendig. Sein Stab saß noch immer ganz in der Nähe, in Johanngeorgenstadt nahe der tschechischen Grenze. Und nicht zuletzt läßt der geplante Abtransport der Ladung innerhalb von drei aufeinanderfolgenden Nächten auf ein nahe gelegenes Ziel schließen, sonst wäre die Hin- und Rückfahrt kaum in einer Nacht möglich gewesen. Maximal 150 Kilometer Entfernung, mehr konnte man nach Kalkulation der Stasi in einer Nacht nicht anpeilen. Die Ostagenten gingen fest davon aus, daß Poss und Ryst das Bernsteinzimmer im Erzgebirge versteckt haben. Aber die Spur ist heute so heiß wie die Region im Winter“, sagte Zoé mit müder Stimme. „Das Gebiet gleicht einem riesigen Schweizer Käse, der von unzähligen Schächten, Hohlräumen und Stollen durchzogen ist. Ein gigantisches Tunnellabyrinth, in dem sich die Bernsteinzimmerzunft mittlerweile heillos verirrt hat.“

„Tja, selbst wenn es von Poss und Ryst vorübergehend in irgendeinem dunklen Loch im Erzgebirge versteckt worden ist, muß es ja heute nicht mehr dort sein. Wir wissen nur, daß es vermutlich noch rechtzeitig aus Königsberg herausgeschleust wurde und wahrscheinlich über Bernterode und Weimar bis ins Erzgebirge reiste—aber auch dafür fehlt uns der letztgültige Beweis.“

„Sie haben recht. Denn seit das Bernsteinzimmer im Sommer '44 in Kisten verpackt worden ist, hat keiner der angeblichen Zeugen es mehr gesehen—alle sprechen nur von ungefähr vierzig geschlossenen Kisten.“

„Die Legende scheint wie das Hütchenspiel zu funktionieren.“ Parker trank seinen kalten Kaffee aus. „Hoffentlich liegt überhaupt eine Erbse unter dem Hütchen.“

Plötzlich scherte vor ihnen ein wesentlich langsames Fahrzeug auf die linke Spur aus, um einen Lastwagen zu überholen. Parker stockte der Atem. Doch Zoé stand schon mit Macht auf der Bremse und setzte ungerührt hinzu: „Das werden wir in den Alpen erfahren.“

Kapitel 27

Benommen und bestürzt von dem Anruf legte sie den Hörer auf die Gabel des altmodischen Telefons mit der abgenutzten Wählscheibe. Einige Sekunden blieb ihr Blick noch auf ihrer Hand haften, die über der Gabel lag, und verlor sich in den unzähligen Altersflecken auf der Haut. Schwer, als ob Tonnen auf ihr lasteten, hob sie den Kopf und schaute in den Spiegel über dem Telefontischchen. Ihre weißen Haare waren zu einem Dutt zusammengebunden. Das Gesicht war faltig und runzelig geworden, mußte sie zugeben, aber die hohen Wangenknochen verliehen ihr auch im Alter eine besondere Anmut. Ratlos blickte sie in die blauen Augen, die ihren Glanz behalten hatten. Wie lange hatte er sich nicht mehr gemeldet? Zehn Jahre, zwanzig Jahre? Ihr Herz hatte höher geschlagen, wie bei einem jungen Mädchen, als sie seine Stimme erkannt hatte—trotz des unüberhörbar besorgten Klangs darin.

„Keine Namen!“, hatte er statt einer Begrüßung gesagt. „Du mußt sofort verschwinden, fahr weg, tauch irgendwo unter—am besten verläßt du Europa.“

Sie hatte versucht, mit ihm zu reden, hatte wissen wollen, wie es ihm in den letzten Jahrzehnten ergangen war, aber er hatte ihr brüsk das Wort abgeschnitten. „Verlaß das Haus! Jetzt! Alles Weitere erkläre ich dir später, du erreichst mich wie besprochen.“

Wie besprochen, dachte sie, und ihr Mund verzog sich unwillkürlich zu einem schiefen Lächeln. Anfang der 1950er Jahre hatte er ihr eine Schweizer Postfachnummer genannt—den Zettel mit der Nummer bewahrte sie seitdem in ihrem Portemonnaie auf wie einen Talisman.

„Warum soll ich fliehen?“

Sie hörte, wie er am Telefon nach Atem rang. „Er wird dich suchen.“ Mehr sagte er nicht, aber sie wußte sofort, was und wen er meinte.

„Ich habe keine Angst mehr vor ihm.“

„Bitte sei vernünftig.“ Er hielt inne. „Wir haben schon zu lange geredet, sie können uns jetzt gleich orten—ich lege auf.“ Aber er legte nicht auf. Sie hörte seinen schweren Atem. „Du hattest recht“, sagte er noch, und dann war die Leitung tot.

Traurig und in Gedanken schritt sie die Kellertreppe des Hauses hinab. *Mein Lieber, warum hast du bloß so lange gebraucht, um die Wahrheit zu erkennen?* Feuchte Kühle schlug ihr im Keller entgegen. Sie ging an einem verstaubten Weinregal entlang und bog dann in eine Kammer ab, in der die Körbe für die Obsternte auf einem Holztisch standen. Seit Jahren hatte hier niemand etwas angerührt. Mit einer beherzten Bewegung schob sie die Körbe beiseite, und zum Vorschein kam ein Panzerschrank, der fest in das Mauerwerk eingelassen war. Konzentriert drehte sie am Zahlenschloß, bis die massive Stahltür des Tresors aufsprang. Nachdem sie sie ganz aufgeklappt hatte, zog sie die obere der drei Schubladen auf. Ein beidseitig geschärfter Dolch, vielleicht zwanzig Zentimeter lang, kam zum Vorschein. Erst zögerlich, dann kraftvoll umfassten ihre Finger den Griff aus Elfenbein. Als sie den Dolch herausnahm, löste sich etwas im hinteren Teil des Fachs, kullerte nach vorne und schlug mit einem metallischen Geräusch gegen die Vorderwand der Schublade. Erschrocken zuckte sie zusammen.

Das schreckliche Ding hatte sie völlig vergessen. *Ob es noch funktioniert?* Sie atmete einmal tief durch, bevor sie entschlossen in das Fach griff und ihre Finger den kalten, runden Gegenstand aus Metall spürten. Laut sagte sie: „Ich werde nicht weggehen.“

Kapitel 28

Obwohl Parker in den letzten zwei Tagen kaum Schlaf bekommen hatte, fühlte er sich so munter und energiegeladen wie seit langem nicht mehr. Voller Bewunderung ließ er den Blick über die verschneiten Gipfel der Valepper Almen schweifen, die im grellen Sonnenlicht des angebrochenen Tages erstrahlten. Er nahm sich fest vor, diese majestätische Bergwelt einmal gründlich zu erforschen—falls er dieses Abenteuer heil überstehen sollte. Vielleicht gemeinsam mit Zoé, dachte er

und sah, daß sie dicht an den Abhang herangetreten war. Auf einmal riß sie ihre Arme in die Höhe, und ein Freudenschrei hallte durch die Natur: „Jaaaaaaaaaaaaaa!“

Begeistert schaute sie zu ihm herüber. Ihre neue hellblaue Winterjacke saß, als ob sie extra für sie angefertigt worden wäre. Er selbst steckte in einer dezent grünen Wanderjacke, die sie am Morgen in Schliersee nebst anderen Wintersachen erstanden hatten. Genau wie Parker trug sie einen gut gepackten Rucksack auf dem Rücken. Ihren Kopf schmückte eine weiße Wollmütze, unter der schwarze Strähnen hervorlugten. Ein zufriedenes Lächeln spielte um ihren Mund. Für einen Moment erkannte Parker das kleine Mädchen, das sie einmal gewesen war. Er betrachtete sie noch eine Weile und genoß die warmen Sonnenstrahlen auf seiner Haut – bis der fortgeschrittene Stand der Sonne ihn wieder an den eigentlichen Zweck ihrer Exkursion erinnerte. Er gab Zoé ein Zeichen und stapfte weiter durch den hohen Schnee in Richtung dessen, was er für den Wanderpfad hielt.

Aus den Augenwinkeln schaute Zoé zu Parker herüber, der den Weg bergauf langsam fortsetzte. Sie mochte die Ruhe und Kraft, die von ihm ausgingen. Im Adlon, in größter Lebensgefahr, hatte er erstaunlich überlegt und entschlossen gehandelt. Ihr war ein Stein vom Herzen gefallen, als er sich in Berlin kurzerhand hinter das Steuer des Jaguars gesetzt hatte, um sie zu begleiten. Zum ersten Mal seit Annes Ermordung fühlte sie wieder Zuversicht in sich aufsteigen.

Er drehte sich ein weiteres Mal zu ihr um und sagte: „Na los! Sightseeing machen wir später!“ Seine grünen Augen glänzten hellwach. Das braune Haar, vom Wind durcheinandergewirbelt, türmte sich verwegen auf seinem Kopf, was gut zu den dunklen Stoppeln auf dem markanten Kinn paßte. Sie schmunzelte, als sie ihn so anschaute. Jetzt fehlten nur noch die Lederhose und das rot-karierte Hemd, und er hätte in jeder Vorabendserie als Tiroler Herzensbrecher für gestreßte Flachlandtouristinnen auftreten können—von dem Rechtsprofessor aus Heidelberg war jedenfalls keine Spur mehr zu sehen. *Du hast den falschen Beruf, mein Junge*, dachte sie und folgte ihm.

„Wo werden wir Ihren Informanten treffen?“, hatte Parker sie beim Frühstück in Schliersee gefragt.

„Keine Ahnung“, war ihre vergnügte Antwort gewesen. Genüßlich verspeiste sie ein großes Croissant mit viel Honig darauf. Kauend holte sie ihren Laptop hervor und stellte das Gerät an. Gespannt schaute er ihr zu. Sie trank einen Schluck aus ihrer Kaffeetasse, drückte ein paar Tasten und machte dann eine einladende Handbewegung: „*Et voilà*, ein weiteres Geschenk vom Phantom. Ich habe es vorgelesen im Briefkasten gefunden und eingescannt.“

Parker erkannte eine Wanderkarte, auf der mit einem blauen Filzstift ein Weg eingezeichnet war, der sich endlos in die Valepper Bergwelt hineinzuschlängeln schien.

„Schauen Sie mal, da!“ Sie scrollte die Karte nach oben, und nun erkannte er es auch. Zoés Kontaktmann hatte eine Nachricht auf die Karte geschrieben. In krakeliger Schrift war dort zu lesen:

Das Treffen muß unbedingt übermorgen stattfinden. Fahren Sie zum Forsthaus Valepp beim Spitzingsee und folgen Sie genau dem eingezeichneten Weg

in Richtung Tiroler Grenze. Gehen Sie morgens um acht Uhr los. Folgen Sie genau dem Weg. Es kann Stunden dauern, aber wir werden uns treffen.

„Er läßt uns laufen, damit er uns beobachten kann“, sinnierte Parker, „um sicherzugehen, daß wir allein sind. Einfacher wäre es allerdings gewesen, wenn er uns mit Hilfe des Handys zu einem bestimmten Ort gelotst hätte.“

„Das Handy ist hin. Ich habe es in Stücke gehauen.“ Zoé lächelte und setzte hinzu: „Mit meinem Küchenbeil.“ Sie vertilgte den Rest des Croissants und zuckte mit den Schultern. „Er hat gesagt, ich soll es zerstören, wegen des Senders, verstehen Sie?“

„Ja“, sagte er geistesabwesend. Irgendwie ging ihm das alles ein bißchen zu einfach. „Finden Sie es nicht merkwürdig, daß unser Phantom erst alles dafür tut, um unerkannt zu bleiben, und sich dann plötzlich sogar persönlich mit Ihnen treffen will?“

„Vielleicht.“ Sie runzelte die Stirn. „Andererseits habe ich auch ziemlichen Druck gemacht. Ich hatte einfach keine Lust mehr auf seine seltsame Schnitzeljagd, die ohnehin zu nichts geführt hat.“ Zoés Augenbrauen zogen sich verärgert zusammen. „Ich habe ihm klipp und klar gesagt, daß ich nicht mehr weitermache, wenn nicht bald eine Zusammenkunft stattfindet und er nicht endlich einen echten Beweis für die Existenz des Bernsteinzimmers liefert.“

Parker blieb skeptisch. „Und darauf ist er einfach so eingegangen?“

„Na ja. Zuerst hat er nur abgewiegelt und wollte nichts von einem Treffen wissen, aber vorgestern lag dann plötzlich die Karte in meinem Briefkasten. Kurz danach hat er mich sogar angerufen. Er schien sehr nervös zu sein. Er wollte, daß ich Berlin sofort verlasse und nach Bayern fahre.“

„Hat er gesagt, warum?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er hat behauptet, er wolle nur sicherstellen, daß ich übermorgen in Bayern bin. Er meinte, daß das Treffen nicht mehr verschoben werden könnte.“ Unverständnis zeigte sich auf ihrem Gesicht. „Als ob zwei Tage nicht ausreichen würden, nach Bayern zu fahren.“ Sie holte kurz Luft. „Ich glaube, es ging ihm in Wirklichkeit um etwas anderes.“

Diesen Gedanken hatte er auch. „Offensichtlich wollte er Sie aus der Schußlinie bringen.“

„Ja.“ Sie biß sich auf die Lippe und atmete angestrengt durch die Nase.

Sorgfältig studierte er nochmals die Karte, die aber keine weiteren Hinweise zu enthalten schien. „Ich habe noch eine Frage.“

„Und die wäre?“

„Was hatte Anne eigentlich mit der Suche nach dem Bernsteinzimmer zu tun? Ich meine, was war der genaue Auftrag, den Sie ihr erteilt hatten?“

Zoé atmete tief ein und stieß die Luft ruckartig wieder aus. „Anne sollte mich juristisch absichern. Vor allem für den Fall, daß ich ein Teil des Bernsteinzimmers in Besitz nehmen kann. Hören Sie, ich bin Kunstjournalistin, ich will mit dem Material an die Öffentlichkeit gehen, und zwar ohne mir gleich eine Untersagungsverfügung oder Ärger mit den Behörden einzuhandeln.“ Sie nahm ein weiteres Croissant aus dem Brötchenkorb. „Ich habe doch keine Ahnung, wie so etwas rechtlich funktioniert. Vielleicht geht auch irgendetwas schief. Da wollte ich auf jeden Fall Anne dabeihaben, als Hilfe, aber auch als Zeugin. Keiner sollte später behaupten

können, ich hätte etwas aus dem Bernsteinzimmer für mich behalten oder wollte sonst was damit tun.“

„Klar.“ Seine Stimme hatte jeden Klang verloren.

„Also habe ich Anne, nachdem ich die Bücher vom Küchentisch gelesen hatte, in alles eingeweiht—und sie um Hilfe gebeten.“ Als sie das Hörnchen in Stücke riß, spürte sie das Zittern ihrer Lippen. Tränen rollten über ihre Wangen. Sie schmeckten nach Salz, als sie ihren Mund erreichten. Sie schluckte schwer und blickte ihn an. „Es tut mir so leid!“

Sanft spürte sie seine Hand auf ihrem Arm. „Es ist nicht Ihre Schuld“, sagte er, wandte dann den Blick ab und starrte aus dem Fenster.

In Gedanken versunken, bahnte Parker sich einen Weg durch die verschneite Natur. Der Pfad lag weit abseits der Hauptwanderwege und wurde offenbar nur selten benutzt. Markierungen an Bäumen oder auf Felsen zeigten in unregelmäßigen Abständen, dass sie noch auf dem richtigen Weg waren—in ein unwirkliches Niemandsland aus Schnee, Fels und düsteren Kiefern. Immer tiefer drangen sie in den Wald ein, und allmählich verschwand die Sonne hinter den Wipfeln der mit Schnee beladenen Nadelbäume. Ein trübes Licht umgab sie, und Parker spürte die Kälte auf der Haut. Die Temperatur war weit unter null Grad gefallen. Wind kam auf und blies kräftig durch die verschneiten Bäume. Wild tanzten die Schneeflocken um sie herum. Zum Schutz senkte er leicht den Kopf und ging unverdrossen weiter. Sein Zeitgefühl verschwand während des monotonen Marschs durch den Wald, nur die Schmerzen in seinen Beinen zeugten von den Anstrengungen der letzten Stunden, die sie damit verbracht hatten, den Berg zu erklimmen und dem Pfad des Phantoms zu folgen. Mehr und mehr drängte sich ihm eine Frage auf: *Was mache ich hier eigentlich?* Ganz einfach: Er jagte einem Phantom nach, das angeblich einen Schatz aus Bernsteinplatten hütete. Innerlich schüttelte er den Kopf.

Plötzlich klopfte Zoé ihm auf den Arm. „Da vorne!“, flüsterte sie. Seine Augen folgten ihrem ausgestreckten Arm. In dem von Windböen entfachten Schneetreiben war es zuerst kaum auszumachen, aber dann zeichnete sich in ungefähr fünfzig Metern vage das Ende des Waldes ab. Hellgraues Licht drang durch den spärlich werdenden Bewuchs. Sie näherten sich der Waldgrenze. Im letzten Unterholz blieben sie stehen und lugten hinter verschneiten Ästen auf das freie Gelände.

Zoé beugte sich vor. „Eine Hüttel!“ In ihrem Tonfall lag Freude über einen geeigneten Unterschlupf, der womöglich sogar beheizt war.

Unter einem wolkenverhangenen Himmel erstreckte sich vor ihnen eine weite Lichtung, auf der eine mittelgroße Almhütte zu erkennen war. Das Holzhaus schimmerte dunkelbraun vor einem Bestand hoher Fichten. Rechts und links rahmten wild gewachsene Sträucher das Haus ein. Auf dem gewaltigen Dach türmte sich der Schnee bereits über einen Meter hoch. Ein Winterbild, wie es malerischer kaum sein konnte, dachte Parker, als er die Umgebung aufmerksam beobachtete.

Die Tür der Hütte war geschlossen, doch die Fensterläden hatte jemand aufgeklappt. „Wir sind nicht allein.“ Er deutete auf den Rauch, der aus dem Schornstein quoll.

Zoé nickte nachdenklich. „Ich glaube, wir sind am Ziel.“

Auch Parker hatte wenig Zweifel über den Urheber der dunklen Rauchscheiden, die sich über der Hütte kräuselten. Die versteckt gelegene Almhütte war ein idealer Treffpunkt.

Zoé rückte ihre dicke Wollmütze zurecht und strich eine widerspenstige Haarsträhne hinters Ohr. Entschlossen legte sie ihre behandschuhten Hände aneinander. „Lassen wir ihn nicht länger warten, oder?“

Aus einem unbestimmten Grund wollte Parker sie zurückhalten, doch Zoé war schon aus dem schützenden Wald getreten und marschierte geradewegs auf die Hütte zu. Resignierend zuckte er mit den Schultern und folgte ihr. Er schätzte, daß zwischen dem Waldrand und der Hütte eine Strecke von ungefähr zweihundert Metern lag. Aufmerksam, aber vergebens suchten seine Augen die Hütte und die umliegenden Bäume nach einem menschlichen Wesen ab. Das einzige Lebenszeichen blieb der graue Rauch, der unablässig in die Höhe stieg, wo er sich in der kalten Luft auflöste.

Zoé beschleunigte zunehmend ihre Schritte. Sie lief ungefähr zehn Meter vor ihm, und Parker hörte ihren angestrengten Atem. Vergeblich versuchte er, zu ihr aufzuschließen, aber sie ging immer schneller. Er begann zu rennen.

Kapitel 29

Er lief geduckt hinter Zoé über das offene Terrain auf die Almhütte zu. Laut knirschte der Schnee unter ihren Winterschuhen. Noch hundert Meter bis zur Hütte. Sie befanden sich jetzt genau in der Mitte der Alm. Kein Strauch, kein Baum, kein Felsen. Unruhe stieg in ihm auf. In schneller Folge trafen ihre schweren Schuhe jetzt auf den gefrorenen Schnee, und mehr und mehr beschlich ihn das Gefühl, direkt in eine Falle zu laufen. Bedrohliche Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Der Rauch! Es war der Rauch des Schornsteins, der sie anlocken sollte, sie dazu verleiten sollte, den Schutz des Unterholzes zu verlassen und sich auf die offene Fläche hinauszuwagen.

Wir müssen hier weg! Weg von der Wiese, weg von der Hütte und zurück in den Wald. Sofort!

Doch Zoé schien in keiner Weise beunruhigt zu sein. Erhobenen Hauptes rann sie auf das dunkle Holzhaus zu. „Zoé!“, schrie er, aber die dicke Wollmütze über ihren Ohren schluckte jeden Laut. Er lief, so schnell er konnte, um sie einzuholen, und der Abstand zwischen ihnen verringerte sich jetzt deutlich. Noch zwei, drei Meter, dann hatte er sie.

Er konnte sie fast am Arm packen, als ein Schuß durch die Stille der Berge peitschte.

Zoé ging im gleichen Augenblick zu Boden, und auch er landete hart auf dem vereisten Schnee. „Zoé?“, rief er und robbte in ihre Richtung. Sein Blick wanderte von rechts nach links, ohne den Schützen ausmachen zu können. Zoé schien in eine Schneemulde gefallen zu sein. Nur noch die Umrisse ihrer blauen Jacke waren zu sehen. „Zoé!“, rief er nochmals.

„*Que cabrón!*“ Sie hob ihren Kopf. „Dieser Dreckskerl! Warum schießt der auf uns?“

„Lassen Sie den Kopf unten!“

Wütend blickte sie sich um und wollte sich erheben, doch da war er schon bei ihr und riß sie herunter. Sein Herz schlug fast bis zum Hals, aber er war erleichtert, sie unverletzt in den Armen zu halten. Fieberhaft spielte er ihre Fluchtmöglichkeiten durch, die allesamt hoffnungslos waren. Die Senke bot ihnen keinen Schutz gegen den heimtückischen Schützen, der irgendwo im Verborgenen lauerte. Parker blickte sich um. In jeder Richtung lagen ungefähr hundert Meter Alm-wiese—ohne jede Deckung. Ein Fluchtversuch war völlig aussichtslos. „Sprechen Sie mit ihm“, flüsterte er Zoé zu. „Aber halten Sie den Kopf unten!“

Sie nickte und holte tief Luft. „Ich bin es, Zoé Velázquez!“ Ihre Stimme hallte über das Gelände, dann herrschte wieder Stille. „Hören Sie mich? Wir waren verabredet! Ich komme aus Berlin!“ Ihre Augenbrauen bildeten ein zorniges V, als sie den Kopf hob. „Verdammt noch mal! Zeigen Sie sich endlich!“

Als Antwort hallte eine tiefe Stimme über die offene Fläche. „Sie haben sich nicht an die Abmachung gehalten!“

Parker schaute Zoé an. „Was meint er damit?“

Sie errötete leicht und erwiderte zerknirscht seinen fragenden Blick. „Ich mußte unserem Phantom hoch und heilig versprechen, daß ich niemandem etwas von seiner Existenz verrate und allein zum Treffen komme.“ Mit der rechten Hand wischte sie Schnee vom Jackenärmel. „Ich wollte Sie nicht noch weiter beunruhigen, deshalb habe ich Ihnen nichts davon erzählt.“

Sie lagen dicht beieinander, und er spürte die Wärme, die von ihrem Körper ausging. Sie schaute ihn mit großen Augen an und seufzte. „Ich hätte nie gedacht, daß wir in so eine Situation geraten. Bitte glauben Sie mir. Ich wollte Sie nicht gefährden. Es tut mir leid, es war ein Fehler.“

Parker nahm aus den Augenwinkeln eine Veränderung an der Hütte wahr. Er drehte den Kopf in die Richtung, und Zoé folgte seinem Blick. Beide erstarrten. „Ein ziemlich großer Fehler, fürchte ich“, raunte er.

Vor dem Gebüsch, das sich links an das Haus anschloss, stand nun ein Mann in einem grünen Militärmantel. Seine Füße steckten in braunen Lederstiefeln. In der rechten Hand hielt er lässig ein Gewehr, dessen Lauf eindeutig auf sie gerichtet war. Das Gesicht war durch eine schwarze Wollmütze verdeckt, in der sich zwei ausgefranzte Augenschlitze befanden. Langsam setzte sich der Bewaffnete in Bewegung. „Hinknien und Hände hinter den Kopf!“

Parker half Zoé auf. Kniend und mit erhobenen Armen schauten sie gebannt auf den näher kommenden Mann. Ungefähr fünf Meter vor ihnen blieb er stehen.

„Wer ist das?“ Mit dem Lauf der Büchse zielte er direkt auf Parkers Kopf.

„Mein Name ist Benjamin Parker...“

„Seien Sie still, verdammt! Nur das Mädchen soll reden!“ Der Lauf wanderte zu Zoé. „Na los!“

„Professor Parker hat mir geholfen hierherzukommen. Er ist auf unserer Seite. Sie können ihm vertrauen.“ Die letzten Worte hatte sie mit viel Gefühl betont, und nun blickte sie mit erwartungsvoller Miene dem Mann ins maskierte Gesicht.

„Lügnerin!“, schrie der. „Zum zweiten Mal schon lügen Sie mich an! Erst die Anwältin und jetzt dieser Professor. Es war abgemacht, daß Sie niemandem von mir erzählen. Niemandem!“ Wild fuchtelte er mit dem Gewehr vor ihnen herum.

Zoé klappte der Kiefer herunter. „Sie wissen von Frau Dr. Kreifelts?“

„Ich weiß alles, Kindchen. Alles. Über Sie, über die Kreifelts und über Ihren Professor, kapieren Sie das endlich?“ Hinter den Augenschlitzen funkelte es bedrohlich. „Und ich lasse nicht zu, daß man mich hintergeht.“

Parker sah, daß Zoés Körper steif wurde. Sie biß die Zähne so laut aufeinander, daß er es knirschen hörte—während ihn die Erkenntnis wie ein Stromschlag traf: Dieser Mann wußte über den Mord Bescheid! Gehörte er zu der Bande, die Anne ermordet hatte? Parker merkte, wie sich jede Muskelfaser seines Körpers spannte. Der Kerl durfte ihm nicht entkommen!

„Was haben Sie sich bloß dabei gedacht, sich mit dem Professor im Adlon zu treffen und ihn dann auch noch hierherzuschleppen? Halten Sie das Ganze für ein Spiel? Hat Ihnen der Tod der Anwältin nicht gereicht?“ Der Mann hustete und zog die Maske ein wenig nach oben, um besser atmen zu können. Zum Vorschein kam ein von weichen Lippen und Falten umrahmter Mund mit regelmäßigen, weißen Zähnen, die nicht zu seinem Alter paßten.

Der Mann näherte sich und beugte sich zu Zoé herunter. „Sie haben mir versprochen, meine Identität absolut vertraulich zu behandeln. Dafür habe ich Ihnen Informationen geliefert, die seit über sechzig Jahren streng geheim gehalten wurden. Das war unsere Abmachung!“ Er keuchte und hustete. „Sie haben unsere Vereinbarung gebrochen. Jetzt müssen Sie auch die Konsequenzen tragen.“

Voller Zorn preßte Zoé die Lippen aufeinander.

Der Maskenmann richtete seinen Oberkörper wieder auf. Seine Finger umfaßten das Gewehr. Die weißen Knöchel stachen spitz unter der Haut hervor, und die Kraft seiner Hände übertrug sich in einem leichten Zittern auf den Lauf der Waffe, der plötzlich zu Parker herüberschwenkte. Grob drückte der Maskierte ihm das Repetiergewehr an die Stirn. Parker brach der Schweiß aus. Der kalte Stahl brannte förmlich auf seiner Haut. Gleichmäßig und konzentriert atmete er durch den Bauch, um sich zu beruhigen und nicht die Kontrolle zu verlieren. Er erwog, den Gewehrlauf von seiner Stirn zu schlagen und den Mann anzugreifen, doch der rechte Finger des Maskierten ruhte unmittelbar auf dem Abzug, und schon ein leichter Druck würde das tödliche Geschoß freisetzen.

„Hören Sie auf!“ Zoés Stimme überschlug sich vor Panik. „Benjamin Parker ist vollkommen unschuldig. Er wußte nichts von unserer Abmachung.“

„Aber jetzt weiß er alles.“

„Nehmen Sie mich als Geisel. Bitte.“ Ihre Stimme vibrierte. „Er wird nichts sagen. Ich verspreche es. Lassen Sie ihn laufen!“ Flehend schaute sie zu dem Bewaffneten auf. „Bittel!“

„Ich kann ihn nicht gehen lassen. Er bleibt hier, und zwar für immer.“

„Nein!“ Ihr Schrei gellte über die Schneefläche.

Der Bewaffnete antwortete mit einem seltsam meckernden Lachen.

Da stand Parker auf. Ihm stockte der Atem vor Angst und Wut, und für wenige Sekundenbruchteile herrschte absolute Stille auf der Alm. Dann wischte er jede Vorsicht beiseite. „Sagen Sie mir, warum Dr. Kreifelts umgebracht wurde“, fuhr er den anderen an. „Reden Sie!“

Wieder legte sich der Lauf des Gewehrs auf seine Stirn. „Junger Mann“, der Maskierte lächelte ihn an, „machen Sie doch hier keine Mätzchen.“ Das Gewehr wich zurück und schwenkte nach oben. Parkers Blick folgte der Bewegung, als ihn der Kolben der Waffe mit voller Wucht auf die Brust traf. Er stöhnte laut auf und taumelte zur Seite. Der Schmerz breitete sich schockwellenartig in seinem Körper aus und schnürte ihm die Luft ab. Ihm versagten die Beine, und er stürzte kopfüber in den Schnee. Durch das Rauschen in seinen Ohren drang das meckernde Lachen des Alten. Jeden Augenblick erwartete er den nächsten Schlag. Oder den Schuß. Doch nichts davon geschah.

Wie durch einen undurchdringlichen Nebel nahm er wahr, daß Zoé sich katzen- gleich auf den maskierten Mann gestürzt hatte. „Mörder, Mörder!“ Sie war völlig außer sich und schlug wie wild auf den Gegner ein. Der Maskierte versuchte, sie mit der Waffe zurückzudrängen, aber sie war nicht mehr zu stoppen. Parker keuchte und zwang sich, den Kopf zu heben, um das Geschehen beobachten zu können. Er hatte Mühe zu verstehen, was seine Augen da verfolgten. Zwei-, drei- mal hätte der Mann Zoé ohne weiteres mit dem Gewehrkolben zu Boden schlagen können, doch sie bedrängte ihn immer weiter. Und tatsächlich schien es Parker, als ob der Mann sogar ein paar Schritte zurückwich. „Assasssin! Assassin!“ Zoé schrie noch immer wie verrückt und schlug wild auf den Mann ein.

Unter großen Schmerzen versuchte Parker, wieder auf die Beine zu kommen. Als es ihm endlich gelang, aufrecht zu stehen, verschwamm für einen Moment alles vor seinen Augen. Leicht taumelnd näherte er sich dem seltsamen Gerangel zwischen Zoé und dem Maskierten. Mit einem schnellen Griff legte er die Hand auf das Gewehr und zog es zu sich herüber.

Nun hatten sie alle drei die Waffe umfaßt und starrten sich an.

„Hören Sie schon auf!“, sagte Parker zu dem Alten. Das Sprechen war eine hölli- sche Qual, und er biß kurz die Zähne zusammen. „Sie wollen ihr doch gar nichts antun.“ Er sah dem anderen in die Augen, die von zahllosen roten Äderchen durchzogen waren.

Der Alte verharrte, und auch Zoé stand plötzlich wie angewurzelt.

„Und mich wollten Sie auch nicht umbringen.“ Vorsichtig zog Parker das Ge- wehr weiter zu sich heran. Zoé löste ihre Finger vom glatten Lauf, aber der Mann hielt den Gewehrschaft unvermindert fest.

„Lassen Sie uns reden“, forderte Parker ihn auf.

Die Sekunden verstrichen. Dann glitten die Hände des Mannes über das Ge- wehr und blieben am Büchsenschloß liegen. Mit einer Hand löste er das Magazin und ließ es in seine Manteltasche gleiten. Schließlich öffnete er den Verschuß der Waffe und zog die letzte Patrone heraus. „Das Gewehr ist entladen“, sagte er. „Nehmen Sie nun Ihre Finger von meiner Waffe.“

Parker atmete schmerzvoll aus und ließ den Karabiner los. Schwindel ergriff ihn, und er mußte gegen eine aufkommende Ohnmacht ankämpfen. Doch dann hielten ihn seine Knie wieder sicher auf den Beinen, und er begann, klar zu sehen. Der Mann zog sich die Maskenmütze vom Kopf. Zum Vorschein kam ein knochi- ges, von tiefen Falten zerfurchtes Gesicht, das von dichten, weißen, zerzausten Augenbrauen beherrscht wurde. „Mein Name ist Friedrich von Falkenhayn.“

Parker blickte in ein Paar trüber blauer Augen.

„Sie haben recht gehabt, junger Mann. Ich hatte nie die Absicht, Sie zu erschießen. Ich wollte Ihnen nur einen gehörigen Schrecken einjagen...“

„...was Ihnen auch gelungen ist“, unterbrach ihn Parker.

„...in der Hoffnung, daß meine Anweisungen von nun an befolgt werden!“

„Sie haben Dr. Kreifelts umgebracht!“, fauchte Zoé ihn mit wütendem Blick an. „Wir werden Sie der Polizei übergeben, und sonst gar nichts!“ Parker legte ihr den Arm auf die Schulter, doch sie schüttelte ihn ab.

Der alte Mann trat ganz nahe an sie heran und musterte sie mit seinen blutunterlaufenen Augen unter den imposanten Brauen. Zoé widerstand seinem Blick, rührte sich aber nicht.

„Nein, Madame Velázquez de Bezancourt.“ Er schüttelte den Kopf, und das spärliche Haupthaar stand zu allen Seiten ab. „Nein. Ich habe mit dem Tod der Rechtsanwältin nichts zu tun. Ich war es nicht, der die Kreifelts in die Angelegenheit mit reingezogen hat. Ich nicht!“

Zoé schluckte.

„Wer hat sie umgebracht?“, schritt Parker in strengem Tonfall ein. „Sagen Sie es uns!“

„Das werden Sie von mir niemals erfahren.“ Die Augen des Alten funkelten böse. „Niemals“, sagte er noch einmal laut und deutlich, und Parker traf ein eisiger Blick. „Falls Sie wegen Ihrer verstorbenen Geliebten hier sind, dann verschwenden Sie nur Ihre Zeit.“ Sein rechter Zeigefinger ging in die Höhe. „Ich bin kein Verräter. Merken Sie sich das ein für alle Mal.“

Leicht vorgebeugt wandte Falkenhayn sich ab und kehrte langsam zur Hütte zurück. Die Kraft, die noch vor wenigen Minuten von ihm ausgegangen war, schien aus seinem Körper gewichen zu sein. Nach ein paar Schritten blickte er zurück zu Zoé und Parker, die sich nicht von der Stelle gerührt hatten.

„Na los!“, rief er herüber. „Kommen Sie schon! Oder interessiert Sie etwa der alte Preußenschatz nicht mehr?“ Erneut stieß er sein meckerndes Lachen aus. „Haben Sie doch keine Angst vor einem alten Mann!“

Kapitel 30

Zoé ließ ihre Finger sanft über das goldbraune Material gleiten. Die glatt polierten Steine fühlten sich kühl und geschmeidig an, saugten das Licht, das durch die Fenster der Hütte fiel, auf und strahlten es mal als honiggelben, mal als rötlichen oder auch grünlichen Schimmer zurück. Sie war begeistert von dem wilden Funkeln. Jetzt war ihr klar, warum Bernstein der Sage nach auch als die Tränen der Heliaden, der Töchter des Sonnengottes Helios, bezeichnet wurde. Sie weinten über den tragischen Tod ihres Bruders Phaeton, und aus den Tränen der trauernden Schwestern wurde das berühmte Gold der Ostsee.

Nochmals strich sie über den Bernstein und blickte zu Parker herüber, der das Kunstwerk, das auf dem wuchtigen hölzernen Eßtisch lag, ebenfalls bewundernd betrachtete. Es war kreisrund, ungefähr sieben Zentimeter hoch und siebzig Zen-

timeter breit. In der Mitte der Bernsteinscheibe prangte eine kunstvolle Intarsie:
FR.

„Fridericus Rex“, sagte Zoé. „Katharina die Große hat die Intarsien mit den Initialen Friedrichs des Großen speziell für das Bernsteinzimmer anfertigen lassen.“

Sie erläuterte Parker kurz die Geschichte des Bernsteinzimmers, soweit sie ihr bekannt war. Ursprünglich hatte der Preußenkönig Friedrich I. das sogenannte Bernstein-Cabinet im Berliner Schloß Charlottenburg einrichten lassen—und zwar in seinem Lieblingsraum, dem Tabacs-Collegium, wo er mit hohen Regierungsbeamten, Offizieren seiner schlagkräftigen Armee, Höflingen und Gästen nach Belieben plauderte, zechte und rauchte. Nur Frauen war der Zutritt strengstens verboten. *Wenn du wüßtest, daß heute eine Frau in Berlin herrscht*, dachte Zoé und schmunzelte innerlich. Der ausgeprägte Hang zu Männerrunden schmälerte ihre Sympathie für den barocken König mit dem Bernsteintick in keiner Weise. An Friedrich Wilhelm, seinem Sohn, fand sie wegen dessen Liebe zu allem Militärischen weniger Gefallen. Bis heute war der Erbe vor allem als der Soldatenkönig bekannt. Zoé wunderte es nicht, daß Friedrich Wilhelm dem russischen Zar Peter I. das Bernsteinzimmer im Gegenzug für militärischen Beistand gegen die Schweden geschenkt hatte. Ganz besonders angetan war der preußische Regent von der Zugabe des russischen Herrschers: den *Langen Kerls*, eine Truppe russischer Pardegrenadiere mit mindestens sechs Fuß Körpergröße. „Für diese Angeber-Leibgarde hat Friedrich Wilhelm bereitwillig das Bernstein-Cabinet seines Vaters geopfert.“ Zoé seufzte. „Was soll man schon von jemandem erwarten, der auch in seiner Freizeit am liebsten in Uniform herumlief und freiwillig auf einem Feldbett schlief?“

„Nun ja, auf wundersame Weise gelangte das Bernsteinzimmer auch in Rußland wieder in deutsche Hände“, erwiderte Parker.

Das stimmte. Katharina die Große war eine deutsche Prinzessin, geboren in Stettin als Sophie Frederike Auguste von Anhalt-Zerbst. Sie konnte ihr deutsches Blut und ihre romantische Hingabe zu Friedrich II. nie verleugnen, was die Friedrich-Intarsie bezeugte. Sie war es auch, die den Auftrag erteilte, das Bernstein-Cabinet nicht nur kunstfertig zu ergänzen, sondern vor allem auch großflächig zu erweitern. Mit Hilfe der besten Kunsthandwerker und Künstler Europas verwandelte sie Friedrichs gemütliche Tabakstube in einen einhundert Quadratmeter großen Prunksaal.

In Parkers Blick war ein amüsiertes Ausdrück getreten. „Manche sagen, die liebestolle Zarin hätte dort nicht nur Empfänge gegeben.“

Zoé verdrehte die Augen und musterte nochmals die Intarsie. „Abgesehen von diesen Männerphantasien ist die eigentlich interessante Frage, ob dieses Stück hier wirklich aus dem Bernsteinzimmer stammt.“ Mit prüfendem Blick schaute sie Falkenhayn an, der sich am anderen Ende des Tisches auf einer Holzbank niedergelassen hatte. Er trug ein ausgebleichenes grünes Jagdhemd. Vor ihm stand ein halbvolleres Glas mit russischem Wodka, und das Gewehr lehnte neben ihm an der Wand. Gelassen erwiderte der alte Mann Zoés Blick. Während er das Glas hob, begann er zu sprechen. „Jeder Kenner der Materie wird Ihnen bestätigen, dass dies ein Meisterstück barocker Handwerkskunst ist. Ein Original, wohlgemerkt. Schauen Sie genau hin.“ Er trank und deutete auf die Kunstarbeit. „Sehen Sie die Eintrübungen des Bernsteins? Obwohl das Stück weitgehend vor Umwelteinflüs-

sen bewahrt wurde, hat die Zeit doch ihre Spuren hinterlassen.“ Er hielt das Glas vor sich in die Höhe und betrachtete es mit scheinbar großem Interesse. „Bernstein ist ein höchst empfindlicher Werkstoff, der nicht viel verzeiht.“

Tatsächlich hatte Zoé schon vorher eine Vielzahl von eingedunkelten Stellen erkannt. Aber davon abgesehen, befand sich die Arbeit in einem erstaunlich guten Zustand.

„Ein anderer Aspekt ist die Frage, ob dieses Stück Königsberg überhaupt erreichte“, schaltete Parker sich ein, „oder nicht vielleicht schon in Sankt Petersburg entwendet wurde. Bekanntlich haben die deutschen Kampftruppen im Katharinenpalast ziemlich gewütet und nicht viel Rücksicht auf das Bernsteinzimmer genommen.“

Zoé neigte den Kopf. Er hatte recht. Erst nachdem die sogenannten Kunstschutzzoffiziere der Wehrmacht in Zarskoje Zelo, dem Katharinenpalast, eingetroffen waren, gelang es, den kleinen und größeren Plünderungen Einhalt zu gebieten. Freilich nicht aus reiner Kunstsinnigkeit, sondern um die Beute für die hochrangigen NS-Bonzen zu sichern. Auch Zoé konnte nicht mit Sicherheit ausschließen, daß es sich nicht um eine gut gemachte Fälschung handelte, aber sie war sich ziemlich sicher, vor einem Bernsteinstück zu stehen, das 1941 aus St. Petersburg in Königsberg eingetroffen war. „Als die Bernsteinpaneele in Ostpreußen angeliefert wurden, hat der Direktor des Museums, Dr. Brandner, zunächst eine genaue Inventarliste angefertigt“, sagte sie zu Parker. „Von fehlenden Friedrich-Intarsien ist dort nichts vermerkt.“ Sie war überzeugt, daß dies kein Zufall war. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Brandner das Fehlen einer Intarsie übersehen hat. Die Initialen Friedrichs des Großen wurden im Dritten Reich ja gerade als Beweis dafür angesehen, daß das Bernsteinzimmer den Deutschen und nicht den Russen zustand.“

„Obwohl erst die Zarin die Ausarbeitung des Kürzels in Auftrag gegeben hat“, bemerkte Parker.

„Das spielte damals keine Rolle. Brandner selbst hat in einem Zeitungsartikel geschwärmt von der Rückkehr des Bernsteinzimmers in die Königsberger Heimat. Und er war nun wirklich kein fanatischer Nazi, noch nicht einmal in der NSDAP.“

„Das Bernsteinzimmer ist preußisch!“, donnerte Falkenhayn plötzlich los und setzte das mittlerweile leere Glas laut auf dem Tisch ab. „Glauben Sie etwa, der Soldatenkönig hätte das Tabakskollegium seines Vaters einfach so weggegeben? Der hatte doch keine Wahl. Preußen brauchte dringend die Hilfe der russischen Armee gegen die Schweden.“

„Die Hilfe hat Friedrich Wilhelm ja auch bekommen“, wandte Parker ein.

„Was wollen Sie damit sagen? Meinen Sie etwa, daß die Übergabe des Bernsteinzimmers an die Russen rechtmäßig war?“ Falkenhayns Augen funkelten. „Da liegen Sie falsch. Der Zar hat das Bernsteinzimmer nicht geschenkt bekommen. Er hat es sich in einer Notlage Preußens einfach genommen. Das war ein knallhartes Diktat der Russen, nichts anderes als Raub!“ Falkenhayn schnaufte. „Aber selbst wenn Sie das nicht wahrhaben wollen, dann bleibt eines doch noch immer richtig: Die Sowjets hatten jedenfalls keinen Anspruch auf das angebliche Geschenk des preußischen Königs an den Zaren. Die Bolschewisten haben die Zarenfamilie an die Wand gestellt und abgeknallt—und dann haben sie ihre Besitztümer geplündert. Das ist die Wahrheit.“ Mit zusammengekniffenen Lippen und einem giftigen

Ausdruck in den Augen starrte er sie an. „Oder wollen Sie etwa behaupten, daß ein Mörder behalten darf, was er der Leiche geraubt hat?“ Falkenhayn hatte seinen knöchernen Zeigefinger direkt auf Parker gerichtet und stützte sich jetzt halb erhoben auf den Tisch.

Parker lehnte sich gegen die Wand neben dem Kamin. „Belassen Sie es beim Bernsteinzimmer, oder fordern Sie auch gleich das gesamte Kreml-Schloß im Namen der Zarenfamilie?“, fragte er ungerührt zurück. „Das Bernsteinzimmer gehört dem russischen Volk—unabhängig davon, welche Staatsform Rußland gerade aufweist. Und nur zu Ihrer Information: Zwischenzeitlich ist der Sowjetstaat untergegangen.“

Falkenhayns Miene zeugte von Resignation. Schwerfällig setzte er sich wieder hin. „Sie verstehen nichts. Sie leben in einer Zeit, in der man nichts versteht oder nichts verstehen will. Sie glauben wahrscheinlich, die Kommunisten in Moskau seien aufrichtige Menschen gewesen. So ein Blödsinn! Ich sage Ihnen mal die Wahrheit. Während Phantasten wie Sie in den Betten lagen und vom Weltfrieden geträumt haben, haben Leute wie ich die Dinge getan, die notwendig waren.“ Er vollführte eine resignierende Handbewegung und zog das leere Wodkaglas zu sich heran.

„Dinge, von denen Leute wie Sie etwas verstanden, nehme ich an.“ Auf Parkers Gesicht lag eine Mischung aus Abscheu und Zorn. „Nur schade, daß Sie nach dem Krieg im Verborgenen arbeiten mußten, vorher lagen die Dinge wesentlich einfacher, nicht wahr?“

„Parker, ich meine es ernst.“ Falkenhayn starrte auf das Wodkaglas. „Wir haben verhindert, daß auch noch Westdeutschland den Kommunisten in die Hände gefallen ist. Dafür sollten Sie dankbar sein.“

„Sie vergessen, wer schuld daran war, daß die Russen bei Kriegsende in Berlin standen—ohne den Überfall auf Rußland wäre das alles nicht geschehen“, entgegnete Parker.

Falkenhayn schüttelte schwerfällig den Kopf. „Der Krieg mit Rußland war unvermeidbar. Hitler hatte das klar erkannt. Die Rote Armee stand schon Gewehr bei Fuß, um uns zu überrollen. Nur ein Erstschlag konnte das verhindern.“ Wieder schoß sein verknöcherte Zeigefinger nach vorne. „Und wir hätten den Krieg gegen Rußland gewinnen können, wenn der Führer auf die Frontkommandeure anstatt auf seine Paladine in Generalsuniform gehört hätte“, rief er nun. „Glauben Sie mir, wir hätten gewonnen!“

Zoé ertrug es nicht länger. Zornig stürmte sie auf Falkenhayn zu. „Haben Sie in Buchenwald, Dachau, Auschwitz auch gewonnen?“

Einige Sekunden lang geschah nichts. Falkenhayns Miene hatte sich in eine wutverzerrte Grimasse verwandelt. Ruckartig streckte er seinen Oberkörper und erhob sich. „Ich hätte Sie beide vorhin erschießen sollen.“

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet.“

„Einer Spanierin und einem Amerikaner brauche ich gar nichts zu beantworten! Sie beide sind ja zusammen noch nicht einmal ein ganzer Deutscher.“ Falkenhayn keuchte vor Erregung. „Aber ich tue es trotzdem. Ich antworte Ihnen: Wir haben die SS mehr gehaßt, als Sie sich das heute vorstellen können—aber wir haben Deutschland auch viel mehr geliebt, als Ihresgleichen dazu jemals in der Lage sein wird. Und wir haben unser Leben bedingungslos für unser Land eingesetzt.“ Er riß

seine Hände nach oben und streckte sie ihr mit geöffneten Handflächen entgegen. „An diesen Händen klebt nicht ein Tropfen Blut eines KZ-Insassen.“ Er machte eine Pause. „Aber dafür das Blut einiger Herrenmenschen in Totenkopfuniformen.“

Zoé erkannte Falkenhayns Stolz über seine Taten, und sie glaubte ihm. Doch ganz so einfach war die Sache für sie nicht. „Sie wußten, was in den Lagern geschah, habe ich recht?“

Falkenhayn wandte sich ab und öffnete den Holzschrank, der neben der Sitzbank stand. Er nahm eine Flasche mit kyrillischen Buchstaben auf dem Etikett heraus und drehte langsam den Verschuß auf. Seine Lider waren nahezu geschlossen, als er die klare, ölige Flüssigkeit in sein Glas goß. Er trank es in einem Zug leer, setzte es ab und füllte es erneut. Die Flasche schob er an das Glas heran. Erst nach einer Weile begann er wieder zu sprechen, mit fester, deutlicher Stimme, aber ohne jede Emotion: „Wir wußten es. Wir wußten von den Zügen voller armer Seelen, die in die Lager fuhren und leer wieder herauskamen. Wir wußten von den Gaskammern, den Krematorien und wußten auch, wozu sie da waren. Wir hatten auch ziemlich genaue Kenntniss von den Zuständen in den Lagern: den systematischen Ermordungen, den bestialischen Menschenversuchen, den Vergewaltigungen, den alltäglichen Erniedrigungen und der völligen Willkür von Himmels Schergen.“ Er atmete schwer aus. Mit einer Hand stützte er sich auf dem Tisch ab, dann sackte er plötzlich in sich zusammen und ließ sich zurück auf die Bank fallen.

Zoé spürte die Aufgewühltheit des alten Mannes, der sichtlich mit sich rang. Sehr leise sagte sie: „Aber...?“

„Aber“, Falkenhayn zögerte einen kurzen Moment, „aber wir konnten nichts tun. Die SS hat unser Vaterland geschändet, und wir konnten nichts tun. Gar nichts.“ Er starrte durch Zoé und Parker hindurch ins Leere. Vor seinen Augen lief offensichtlich ein Film ab, der für sie unsichtbar war. „Das Einzige, was uns blieb, war, den Amerikanern Informationen über die Zustände in den Lagern zu liefern.“ Seine Augen fixierten nun wieder Zoé. „Leider hat es sehr lange gedauert, bis uns die Amis geglaubt haben.“ Er nahm einen kräftigen Schluck. „Mehr war nicht möglich.“

Alle schwiegen. Zoé wandte sich von Falkenhayn ab, der zusammengesunken am Tisch saß, die Augen starr auf den Wodka gerichtet. Ihr Blick glitt an Parker vorbei zum Fenster neben der Tür, durch das Sonnenstrahlen fielen. Grübelnd näherte sie sich der Scheibe, die eine gute Sicht auf die Lichtung bot. Sie dachte an die unvorstellbaren Greueltaten im Dritten Reich und an die Rolle, die Falkenhayn damals gespielt hatte. Wer war dieser Mann? Aus was für einer schrecklichen Zeit kam er bloß?

In einem hatte er allerdings recht: Sie konnte ihn unmöglich verstehen. Sein Denken und Handeln war ihr so fremd—wie aus einer anderen Welt.

Für was hatte diese Generation bloß gelebt? Und für was war sie eigentlich gestorben?

Sie rieb sich mit den Händen übers Gesicht. Plötzlich bemerkte sie am Waldrand einen kleinen Pfad, der ihr bisher nicht aufgefallen war. Mit bloßem Auge kaum zu erkennen, führte er links neben einem gewaltigen Felsbrocken in den Wald. Der Felsen war so groß wie die vorkeltischen Hinkelsteine, auf die sie als kleines Mädchen bei Ausflügen gerne geklettert war, und glänzte grau in der Son-

ne. Es schien, als ob jemand ihn absichtlich dort hingelegt hätte, als Landmarke für den Beginn des Waldwegs.

Zoé blinzelte und fühlte einen leichten Schwindel, der eine Eingebung in ihre Gedanken wirbelte. *Ich kenne diesen Stein und auch den Pfad.*

Doch das war unmöglich. Eine bloße Einbildung. Kein Wunder nach den Ereignissen der letzten beiden Tage.

Sie schaute zu den Männern herüber und versuchte das *Déjà vu* zu vertreiben, aber das unwirkliche Gefühl ließ sich nicht abschütteln.

Kapitel 31

Zoé ging unruhig in der Hütte auf und ab, in der sich eine gespannte Stille ausgebreitet hatte. Parker saß auf einem Holzstuhl mit Falkenhayn am Tisch. Mit der linken Hand tastete er vorsichtig seinen Brustkorb ab. Der Schlag mit dem Gewehrkolben bereitete ihm höllische Schmerzen, davon war Zoé überzeugt, obwohl er sich nichts anmerken ließ. Sie sah zu Falkenhayn herüber. „Was genau haben Sie im Krieg gemacht?“

„Das geht Sie einen Dreck an!“ Er zeigte seine perlweißen Zähne. „Kindchen, Sie sind hier wegen des Bernsteinzimmers, und darüber sollten wir jetzt langsam mal sprechen.“

„Gut.“ Auch sie wollte endlich zur Sache kommen.

„Frau Velázquez.“ Falkenhayn suchte Blickkontakt und hielt ihn. „Ich will, daß Sie einen Artikel schreiben. Einen Artikel darüber, daß Sie mit eigenen Augen die Friedrich-Intarsie gesehen haben—den Beweis für die Existenz des Bernsteinzimmers. Sagen Sie den Leuten, daß das Bernsteinzimmer nicht in Königsberg verbrannt ist, sondern in Deutschland versteckt wird.“

Zoé blieb stehen. „Wo?“

„Das müssen Sie schon selbst herausfinden. Sie wissen, daß ich keine weiteren Informationen preisgeben kann. Wenn Sie eine Spur haben, kann ich Ihnen möglicherweise bestätigen, ob Sie richtigliegen. Mehr aber auch nicht.“

„Was wir haben, reicht noch lange nicht für eine Story. Wenn wir die Intarsie vorlegen, werden vier von fünf selbsternannten Fachleuten und Gutachtern die Echtheit der Arbeit anzweifeln.“ Sie warf Parker einen Blick zu, der zustimmend nickte. „Und das war es dann.“

„Die Intarsie vorlegen?“ Falkenhayn stieß ein kehliges Lachen aus. „Sie träumen! Die Intarsie haben Sie heute zum ersten und zum letzten Mal gesehen.“

Überrascht ging Zoé auf ihn zu. „Ach, so ist das.“ Sie schüttelte den Kopf. „Glauben Sie etwa, der Befehl von Erich Foch an einen völlig unbekannten SS-Offizier sei ein ausreichender Beweis für die Existenz des Bernsteinzimmers? Wir wissen ja noch nicht einmal, was aus dem mysteriösen Gommel geworden ist. Der Name taucht in der gesamten Bernsteinzimmerforschung nicht ein einziges Mal auf.“

„Gommel ist eine reale Person. Er hat jahrelang für Foch gearbeitet. Sie wissen das. Sie haben doch sein Blut untersuchen lassen.“

Zoé war verblüfft. Woher wußte er von den Untersuchungen?

„Durchforsten Sie die alten SS-Karteien in den Archiven. Sie werden auf Gommel stoßen.“

„Hat er also doch den Transport begleitet?“, fragte sie.

Der Alte schüttelte den Kopf und lächelte. „Nein. Er war verhindert.“

„Es ist also tatsächlich Gommels Blut auf dem Befehl?“

Falkenhayn nickte.

„Was ist ihm zugestoßen?“

„Das ist heute nicht mehr wichtig.“ Er schenkte sich Wodka nach. „Was wollen Sie denn noch mehr? Sie kennen doch nun die Route über die Ostsee, die das Bernsteinzimmer genommen hat. Das ist Beweis genug.“ Er hob seine Hände. „Es ist nicht in Königsberg verbrannt. Na, wenn das keinen Artikel wert ist.“

„Das Bernsteinzimmer sollte in die Verstecke B I und B II verbracht werden“, sagte Zoé. „Wir glauben, daß es sich hierbei um die beiden Kalischächte in Bernterode handelt.“

Falkenhayn senkte leicht den Kopf. Eine vage Bestätigung.

„Dort sind die Paneele aber nie eingelagert worden.“

Das zerfurchte Gesicht des alten Mannes verwandelte sich in ein einziges Grinsen.

„Haben Poss und Ryst es ins Erzgebirge gebracht?“, schaltete sich Parker ein.

Falkenhayn ließ einen weiteren Schluck russischen Schnaps durch seine Kehle rinnen. Er genoß die Aufmerksamkeit, die Zoé und Parker ihm jetzt schenkten, sichtlich, doch seine Lippen blieben verschlossen.

„Wir wissen, daß Ryst ein Mann von Gauleiter Foch war“, sagte Parker. „Poss wiederum gehörte zu den engsten Vertrauten des Gauleiters in Sachsen, Martin Mutschmann, dem Spießgesellen von Foch. Und Poss kannte genug gute Verstecke im Erzgebirge, da er selbst von dort stammte.“

„Und was schließen Sie daraus, Herr Professor?“ Falkenhayns kaltes Lächeln blieb.

„Daß Foch die ganze Zeit die Fäden in der Hand hatte.“ Parker zuckte mit den Achseln. „Vielleicht sogar bis zu seinem Tod.“

„Gut möglich, junger Mann.“ Der Alte schien sich bestens zu amüsieren. „Wirklich sehr gut vorstellbar, Ihre Theorien.“

Zoé strich sich die Haare zurück und ließ sie dann auf ihre Schultern fallen. „Wir brauchen einen echten Beweis dafür, daß das Bernsteinzimmer wirklich in Weimar oder Reinhardsbrunn angekommen ist.“

Falkenhayn vollführte eine abweisende Geste. „Nichts zu machen. Von mir kriegen Sie nichts mehr. Sie haben die Intarsie gesehen, der Professor ist Zeuge—das war es!“

Zoé drehte sich ratlos halb um ihre eigene Körperachse. Sie mußte den alten Mann zum Reden bringen, sonst war alles umsonst gewesen. Durchdringend schaute sie Falkenhayn an. „Sie waren selbst einer von Fochs Männern. Sie haben den Transport damals nach Weimar begleitet, richtig?“ Mit ihren Augen nagelte sie ihn auf der Holzbank fest. „Vor was oder wem haben Sie jetzt noch Angst? Foch ist genauso tot wie Poss und Ryst. Reden Sie endlich!“

Falkenhayns Miene zeigte einen traurigen Ausdruck, der sie traf wie ein Pfeil und eine merkwürdige, unerwartete Regung von Mitgefühl hervorrief, die sofort

wieder verschwand, als seine Augen sich unter den wilden Brauen zu zwei Schlitzen verengten. „Ich war kein Handlanger von Erich Foch, merken Sie sich das!“

Sie schnappte sich einen Holzschemel und setzte sich direkt vor ihn. „Verstehen Sie doch“, sagte sie sanft. „Keine seriöse Zeitung druckt einen Artikel auf einer solch dünnen Faktenlage.“ Sie faßte den alten Mann am Arm. „Hören Sie, Anne Kreifelts war meine Freundin. Sie ist umgebracht worden, weil sie mir bei der Suche helfen wollte. Auch Benjamin Parker und ich wären gestern beinahe den Mördern in die Hände gefallen—und noch immer befinden wir uns in Lebensgefahr. Dennoch sind wir durch ganz Deutschland gereist, nur um Sie zu treffen und Ihre Geschichte zu hören. Lassen Sie uns jetzt nicht im Stich. Wir brauchen Ihre Hilfe. Erzählen Sie uns die Wahrheit. Die ganze Geschichte von Anfang bis Ende.“ Sie atmete schwer aus. „Ich bitte Sie.“

Falkenhayn schnaufte. Ein leichter Glanz trat in seine Augen, und Zoé fragte sich ungläubig, ob er von Tränen herrührte. Dann hob er seine Hände und strich über ihre Wangenknochen, tastend wie ein Blinder. Seine Augen wurden immer glasiger. Erneut schien ein innerer Film ihn in seinen Bann zu nehmen. „Die Zeit“, murmelte er und sah sie an, und doch hatte sie das Gefühl, daß er in Wirklichkeit etwas anderes betrachtete. Sie wagte nicht, sich zu bewegen.

Und dann sagte er schließlich: „Gut.“ Er ballte die knöchrigen Finger seiner rechten Hand zu einer Faust. „Gut“, wiederholte er. „Ich werde Ihnen ein letztes Mal helfen. Aber diesmal müssen Sie sich genau an meine Anweisungen halten.“ Sein Blick wurde hart. „Sonst wird keiner von uns die nächste Woche überleben.“

„Einverstanden“, sagte Zoé.

Fragend blickte er zu Parker herüber. „Habe ich auch Ihr Wort?“

„Ja.“ Parkers Miene war wie aus Stein gemeißelt.

Falkenhayn flüsterte fast: „Das Bernsteinzimmer ist in Deutschland. Das wissen Sie bereits. Es ist mit den Hindenburg-Särgen nach Bernterode gereist und von dort nach Weimar gebracht worden.“

„Warum?“ Zoé bereute sofort, seinen beginnenden Redefluß unterbrochen zu haben. „Ich meine, warum ist es nicht in die Kalischächte eingelagert worden?“

„Befehl von Foch Anfang Februar '45. Alles sollte plötzlich nach Thüringen. Aber zunächst hatte Foch noch kein geeignetes Quartier für seine Kunstsammlung und die Bernsteinpaneele, deshalb die Zwischenlagerung in Weimar und Reinhardsbrunn. Poss hat schließlich einen geheimen Stollen im Erzgebirge gefunden, der noch nicht mit Kunstschatzen vollgepackt war, und Anfang April alles dorthin geschafft—übrigens genau an dem Tag, als General Lasch in Königsberg kapituliert hat, am 9. April 1945.“ Er lachte kehlig und dröhnend. „Tja, und spätestens zu diesem Zeitpunkt hatte Foch endgültig die Kontrolle über das Bernsteinzimmer verloren, er saß ja noch bis Ende April 1945 in seinem Bunker im Samland fest.“ Falkenhayn nahm einen Schluck von dem Wodka und fuhr mit heiserer Stimme fort: „Und das war unsere Chance! Wir haben das Bernsteinzimmer übernommen und in ein anderes Versteck im Erzgebirge gebracht, wo es sicher untergebracht war, bis wir es 1949 endlich nach Westdeutschland holen konnten.“

Zoé rutschte auf ihrem Stuhl herum. Ein Punkt war unerwähnt geblieben. „Ryst ist kurz nach dem Krieg gestorben, obwohl seine Schußverletzung eigentlich gut verheilt war.“

Falkenhayn trank und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. „Eine Menge Leute sind zum Schweigen gebracht worden. Ryst ist einer von ihnen.“ Ihr kroch eine eisige Kälte über den Rücken, als Falkenhayn leichthin mit den Achseln zuckte. „Ryst gehörte zu Foch. Er mußte weg. Jeder, der nicht zum inneren Kreis gehörte, wurde früher oder später erledigt.“ Falkenhayns harter Blick traf sie. „Das Bernsteinzimmer war alles, was wir hatten. Um keinen Preis durften wir es wieder verlieren.“

Zoé glaubte ihm jedes Wort und verstand doch nichts. „Und warum haben Sie mich kontaktiert und all die Informationen plötzlich preisgegeben? Warum haben Sie nicht weiter geschwiegen?“

Falkenhayn biß die Zähne aufeinander. Ein endloser Moment der Stille trat ein. „Weil ich dazu gezwungen war“, sagte er schließlich.

„Warum?“ Zoé bemerkte seine fast körperliche Pein.

Er rang mit sich. Dann brach es aus ihm heraus: „Das Bernsteinzimmer soll verkauft werden!“ In der Trübnis seiner Augen blitzte Entsetzen auf. „Deutschland darf das Bernsteinzimmer nicht noch einmal verlieren. Ich werde das verhindern.“

Zoé wurde allmählich klar, in welchen gefährlichen Kampf er Parker und sie mit hineingezogen hatte. Ihre Wangen glühten, und sie fröstelte zugleich.

„Wer ist der Käufer?“, fragte Parker, der Falkenhayn nicht aus den Augen gelassen hatte.

„Russen, wer denn sonst?“ Der alte Mann erhob sich mühsam und griff sich sein Gewehr. „Es sind immer Russen.“ Kerzengerade schritt er zur Tür und nahm seinen Mantel vom Haken. Als er schon draußen war, drehte er sich noch mal um und rief durch die offen stehende Tür: „Warten Sie hier. Ich bin spätestens in einer Stunde zurück—dann bekommen Sie Ihren Beweis.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, stapfte er durch den Schnee auf den Wald zu.

Zoé stand auf und schloß die Tür hinter ihm, noch leicht benommen von dem Gespräch. Als die Tür ins Schloß fiel, überkam sie eine seltsame Ahnung. Widerstrebend öffnete sie den Eingang einen Spaltbreit und spähte hinaus. Falkenhayn hatte die offene Fläche fast schon hinter sich gelassen, zielstrebig steuerte er auf den nahe gelegenen Waldrand zu. Zoé hielt den Atem an und preßte ihre Fingerkuppen gegen das kalte Holz der Türzarge. Erschrocken sah sie, wie der Alte den kleinen Pfad neben dem Felsbrocken einschlug und im Wald verschwand.

„Was ist los?“, fragte Parker.

„Ich weiß es nicht“, antwortete sie, und ein kalter Hauch drang durch die geöffnete Tür ins Innere.

Kapitel 32

Parker hatte es sich auf einem schweren Holzstuhl vor dem Kaminfeuer bequem gemacht, während Zoé von innerer Unruhe getrieben vor die Tür getreten war, um nach Falkenhayn Ausschau zu halten. Es war ihm nicht entgangen, daß sie nicht nur Falkenhayns verspätete Rückkehr beunruhigte, sondern noch etwas anderes, doch sie behielt es für sich.

Er streckte seine Beine aus, blickte gebannt ins Feuer und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Oft genug hatte er die Erfahrung gemacht, daß sich äußerst verwickelte und auf den ersten Blick unverständliche Sachverhalte intuitiv besser erfassen ließen als durch angestrengtes Grübeln. Die Flammen verschwammen vor seinen Augen zu einem goldenen Meer, das sein Gesicht warm umspülte. In seiner Vorstellung sah er Falkenhayn als jungen Mann vor sich, wie er stolz durch das alte Königsberg schritt, in einer makellos sitzenden Wehrmachtsuniform und mit einem herausfordernden Lächeln für die vorbeischlendernden Damen. Er sah die blank geputzten schwarzen Stiefel, die Pistole am Gürtel mit dem imposanten Koppelschloß und die leicht schräg auf dem blondgelockten Haupt sitzende Offiziersmütze so deutlich vor sich, als ob er sich selbst vor über sechzig Jahren in der Hauptstadt Ostpreußens befunden hätte. In Parkers Imagination versprühte Falkenhayn sowohl preußisches Selbstbewußtsein als auch einen sympathischen Hauch von Lässigkeit.

Die Hitze des Feuers ließ das Harz des Holzes austreten, und von einem lauten Knacken begleitet, flog ein Funken aus dem Kamin. Parker rieb sich die Augen. Niemals hätte er sagen können, warum seine Vorstellung von Falkenhayn genau die war, die er gerade vor seinem inneren Auge gesehen hatte. Aber wenn das Bild wirklich die Quintessenz von allen Informationen war, die er bewußt oder unbewußt bisher erhalten hatte, dann konnte er sich nicht vorstellen, daß der alte Offizier seine Kameraden verriet. Ob wirklich der Verkauf des Bernsteinzimmers drohte? Auf was für ein lebensgefährliches Spiel hatte Falkenhayn sich da eingelassen, und welches Ziel verfolgte er wirklich?

Parker beugte sich vor und nahm ein dickes Holzseil vom Stapel neben dem Kamin. Er warf es in die Flammen, die sich gierig über das trockene Holz her machten.

Ein lautes Knarren der Tür riß ihn aus seinen Gedanken.

Zoé betrat die Hütte. Sie war kurz zuvor ohne Jacke hinausgegangen und rieb sich frierend die Hände an den Armen. Sorgenfalten lagen auf ihrer Stirn. „Nichts zu sehen von ihm“, sagte sie. „Nicht die geringste Spur. Dabei müßte er längst wieder hier sein. Wir warten jetzt schon fast zwei Stunden.“

Parker überkam eine dunkle Ahnung. Nach seiner Schätzung verblieb ihnen höchstens noch eine Stunde Tageslicht. Danach würden sie endgültig auf der Alm festsitzen. Er stemmte sich auf den Armlehnen aus seinem Sitz hoch. „Lassen Sie uns die Zeit nutzen, das Gelände ein wenig zu erkunden, solange wir noch Licht haben. Falkenhayn wollte nach einer Stunde wieder hier sein, das heißt, wir sind vielleicht gar nicht so weit von seinem Stützpunkt entfernt.“ Parker schritt auf sie zu und nahm die Jacken vom Haken. Zoé warf ihm einen unsicheren Blick zu und öffnete die Tür. „Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas.“ Durch die Tür fiel Parkers Blick auf den Waldrand. Die Sonne hatte ihren Zenit bereits weit überschritten, und ihre Strahlen drangen nicht mehr über die Baumkronen hinweg. „Sehen Sie den großen Felsbrocken da drüben?“

„Ja.“ Selbst im Dämmerlicht war der Stein unübersehbar.

„Mir kommt das alles auf eine unwirkliche Weise vertraut vor, so als hätte ich von dem Stein schon oft geträumt.“ Sie zog die Augenbrauen zusammen und zuckte mit den Achseln. „Aber ich kann mich nicht erinnern, jemals hier gewesen zu

sein. Sehen Sie auch den Pfad, der links neben dem Felsen in den Wald führt? Genau dort ist Falkenhayn verschwunden.“ Sie blickte ihn fragend an.

Obwohl seine Sehstärke ungetrübt war und er im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen keine Brille benötigte, vermochte er keinen Pfad auszumachen, aber das Licht auf der Alm wurde immer trüber. „Von hier kann ich nichts erkennen. Lassen Sie uns doch einfach nachschauen.“

Sie zogen die Jacken an und traten ins Freie. Zügig schritten sie über den Schneeboden, direkt auf den Fels zu. Ungefähr fünf Meter vor der Waldgrenze konnte Parker noch immer keinen Weg ausmachen.

„Sind Sie sicher, daß hier ein Pfad abgeht?“

Auch Zoés Miene verriet nun Skepsis. Schnell steuerte sie den mächtigen Stein an. Dort angekommen, drehte sie sich verblüfft zu ihm um. „Sie haben recht. Der Pfad ist von der Hütte aus gar nicht einsehbar. Was ich für einen Waldweg gehalten habe, sind nur zwei dunkle Sträucher.“ Mit geweiteten Augen fügte sie hinzu: „Der eigentliche Weg beginnt genau hinter dem Felsen.“

Erst als Parker den Waldrand erreicht hatte, konnte er den Pfad erkennen, der tatsächlich verborgen hinter dem Felsen in den Wald führte. Nur jemand, der das Gelände sehr gut kannte, war in der Lage, ihn zu finden. „Vermutlich haben Sie sich eingebildet, einen Pfad zu sehen, weil Falkenhayn an dieser Stelle den Wald betreten hat.“

Sie schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, ich habe keine Zweifel mehr“, sagte sie und legte ihre Hand auf den Stein. „Ich kenne diesen Felsen—und auch den Weg!“

„Wissen Sie denn, wohin der Pfad führt?“

Ratlos hob sie die Hände. „Ich habe nicht die geringste Ahnung.“

„Also los, lassen Sie uns das Geheimnis lüften.“ Mit beiden Armen drückte er die herunterhängenden Äste beiseite und ging leicht geduckt in den Wald. Zoé folgte ihm.

Innerlich fluchte er, daß er den Rucksack mit der Taschenlampe nicht mitgenommen hatte, und hoffte, nicht allzu weit laufen zu müssen. Falkenhayn hatte versprochen, innerhalb einer Stunde zur Hütte zurückzukehren. Demnach mußte sein Unterschlupf in einem zeitlichen Radius von maximal einer halben Stunde liegen. Falls sie sich wirklich auf dem richtigen Weg befanden, müßten sie bald ihr Ziel erreichen. Falls.

Nach einer Viertelstunde sah Parker in der Dunkelheit des Waldes kaum noch, wohin er seine Füße setzte, und wollte die Unternehmung schon abbrechen, aber Zoé schob ihn von hinten entschlossen vorwärts. Plötzlich schimmerte ein rötliches Licht schwach durch die Bäume, und beruhigt stellte er fest, daß sie noch immer dem Pfad folgten. Das Licht wurde stärker und stärker. Er sah bereits das Ende des Waldes nahen. „Eine Lichtung“, flüsterte er ihr zu.

„Nein“, erwiderte sie nach einer Weile. „Ein Abgrund.“

Überrascht drehte er sich zu ihr um. Ihr Gesicht wirkte in dem Dämmerlicht starr wie eine Maske. Wortlos schritt sie an ihm vorbei auf den Waldrand zu. Erst als sie aus dem Wald getreten waren, wurde Parker klar, was sie gemeint hatte. Vor ihm tat sich in einer Entfernung von wenigen Metern eine gewaltige Schlucht auf, die tief in das Tal führte. Auf der anderen Seite ragte eine fast senkrechte Bergwand steil in die Höhe. Vorsichtig machte er einige Schritte vorwärts und

blickte in die Tiefe. Er spürte Zoés festen Griff an seinem Arm. Sie hielt sich nicht an ihm fest, sondern zog ihn von der ungesicherten Bergkante weg.

Das Tal lag in friedlicher Dunkelheit unter ihnen. Er hob den Blick, und auf der gegenüberliegenden Seite türmte sich schier endloses Felsgestein vor ihm auf. Es war ein atemberaubendes Schauspiel, das sich ihnen bot. Die Sonne hatte das Bergmassiv in ein feuerrotes Licht getaucht und ließ den Fels regelrecht erglühen.

„Das ist Falkenhayns Chalet“, drangen Zoés Worte an sein Ohr.

Doch er suchte das Massiv vergebens nach einer Hütte oder Ähnlichem ab.

„Es liegt links unter uns“, sagte sie. „Hier auf unserer Seite!“

Jetzt sah er es. Ein großes zweistöckiges Haus, das sich an den Abgrund schmiegte. Es war aus groben, grauen Steinen gemauert und hatte ein mächtiges Dach aus Holz und schwarzen Ziegeln. Genau wie bei der Almhütte stieg weißgrauer Rauch aus einem wuchtigen Kaminschlott in die Höhe. Eine schmale, vereiste Treppe mit einem festen Holzgeländer führte von der Bergkante nach unten zur Seite des Gebäudes.

Niemand war zu sehen.

Parker schenkte sich die Frage, woher sie wußte, daß dies Falkenhayns Haus war. Ihre Stimme hatte keinen Zweifel erkennen lassen. Und ihm war klar, daß die Antwort auf diese Frage nur in dem Berghaus zu finden war. Er drückte seinen Rücken durch und machte sich auf den Weg zur Treppe. Der Spuk mußte endlich ein Ende haben. „Ich gehe in das Haus.“ Fragend schaute er sie an. „Wollen Sie lieber im Wald warten?“

„Auf keinen Fall!“ Katzenartig schlich sie an ihm vorbei und stieg die Stufen hinab. Die Treppe machte eine Biegung und geleitete sie unmittelbar bis vor eine eisenbeschlagene Eingangstür aus massiven Eichenbohlen. Die Tür war nur angelehnt, so daß Licht durch einen zentimeterbreiten Spalt nach draußen drang.

Parker sah keine Schelle. Er zögerte einen Moment und klopfte dann an die Tür. Stille.

Nachdem sie einen Augenblick verharrt hatten, versuchte er es noch mal. Wieder keine Reaktion. Entschlossen drückte er die Tür weit nach innen auf.

Kapitel 33

Als Parker das Haus betrat, nahm er zunächst den grünen Militärmantel wahr, der an einem schmiedeeisernen Kleiderhaken hing. Dann das Gewehr, das an der Wand lehnte.

„Falkenhayns Unterschlupf“, flüsterte Zoé, die neben ihn getreten war. Sie befanden sich in der Diele des Chalets, die vollständig mit Holz verkleidet war und durch einen Eingang mit Rundbogen unmittelbar in das Wohnzimmer führte.

„Herr Falkenhayn, wir sind es“, sagte Zoé laut. „Dürfen wir eintreten?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt Parker in den Wohnbereich, ein geräumiges Zimmer, dessen ebenfalls holzvertäfelte Wände und Decke die Kulisse für alte Waffen aller Art bildeten. Parker zählte allein sechs Vorderlader, und über dem Kamin, rechts neben dem Eingang, kreuzten sich zwei Blücher-Säbel.

„Wow!“, stieß Zoé aus, aber sie meinte nicht die Waffensammlung, sondern die vier Meter breite Fensterfront, die einen umwerfenden Blick auf das von der Abendsonne erleuchtete Felsmassiv bot. In der Nähe des Panoramafensters hatte Falkenhayn ein schweres, braunes Ledersofa plaziert, das komplettiert wurde von einem runden Tisch mit einer Platte aus rötlichem Marmor mit grünen Einsprengseln. Feinster Marxgrüner Marmor, registrierte Parker, während er mit der Hand über das brüchige Leder des Sofas strich. „Falkenhayn! Sind Sie da?“, versuchte er es noch einmal, aber ohne Reaktion.

Zoé war an die massive Fensterscheibe herangetreten und legte ihre Stirn gegen das Glas. „Vielleicht ist er draußen und hat deshalb die Tür offen gelassen.“

Parker steckte die Hände in die Jackentaschen und schaute sich nachdenklich um. Im hinteren Teil des Wohnzimmers führte eine Wendeltreppe ins Obergeschoß, und am Ende des Raums sah er eine weitere Tür. Parker entschied sich für die Tür, drückte die Klinke herunter und zog sie auf. Ein hell erleuchtetes Zimmer erwartete ihn, das einen alten Gasherd beherbergte. Er war in der Küche gelandet. Auf der Küchenplatte stand eine beschlagene Wodkaflasche, die jemand kurz zuvor aus dem Eisschrank geholt haben mußte.

Parker ließ noch einen zweiten Blick durch die Küche schweifen, bevor er beschloß, den Rückzug anzutreten und das Obergeschoß genauer unter die Lupe zu nehmen. „Hier ist er nicht“, sagte er, als er die Küchentür wieder hinter sich schloß. Doch seine Begleiterin war verschwunden.

„Zoé?“, rief er.

Statt einer Antwort hörte er ein knarrendes Geräusch über sich—als ob jemand ein oder zwei Schritte auf der oberen Etage gemacht hätte.

Er hob den Kopf. „Zoé?“

Nach einem Augenblick der völligen Stille erscholl von oben ein entsetzter Schrei und jagte ihm einen eiskalten Schauer über den Rücken. „Zoé!“, schrie er und rannte, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hoch. Oben gelangte er in einen Flur, der zu einem weiteren Zimmer führte. Die Tür stand offen. Zoé kniete auf der Türschwelle und schluchzte, den Kopf in den Händen vergraben. Er näherte sich ihr, ging in die Hocke und legte den Arm um sie. Sie brauchte ihm nicht zu erklären, was sie so erschreckt hatte.

Falkenhayn lag keine zwei Meter vor ihr ausgestreckt auf dem Boden. Neben seinem regungslosen Körper stand ein Stuhl, und ungefähr einen Meter entfernt lag eine Pistole. Falkenhayns Kopf fehlte auf der linken Seite ein beträchtlicher Teil der Schädeldecke. Dort, wo zuvor das schütterte Haar gewesen war, befand sich nur noch ein blutiger Brei aus Knochensplintern und Gehirnmasse, der sich teilweise auf die Holzdielen ergossen hatte. Unverständlicherweise schien der alte Mann zu lächeln.

Parker unterdrückte die aufkommende Übelkeit, hob Zoé mit den Armen hoch, trug sie zurück in den Flur und setzte sie vorsichtig auf dem Boden ab. Als er sie gegen das Treppengeländer lehnte, traf ihn ihr tränenerfüllter Blick. „Wir müssen aufhören, Benjamin! Laß uns aufhören!“ Sie griff nach seiner Hand. Schweigend streichelte er ihr über die feuchten Wangen. Sie hatte recht, aber er bezweifelte, daß es noch ein Zurück gab. Was auch immer sie unternahmen, die Mörder folgten ihrer Fährte. Um zu überleben, gab es nur noch einen Weg: Sie mußten herausbekommen, was sich hinter der Bernsteinzimmer-Verschwörung verbarg.

Parker überlegte. Falkenhayn war aus der Almhütte aufgebrochen mit dem Versprechen, den endgültigen Beweis für die Existenz des Bernsteinzimmers zu holen. Er war in sein Haus zurückgekehrt, hatte sich in der Küche einen Wodka genehmigt und war in sein Arbeitszimmer gegangen. So weit, so gut—aber dann hatte er es sich plötzlich anders überlegt und sich umgebracht. Parker seufzte laut. Das ergab keinen Sinn.

Zoé schluchzte und drückte sich an ihn. Er streichelte über ihren Kopf, aber seine Gedanken blieben bei Falkenhayns mysteriösem Tod. Es kamen nur zwei Möglichkeiten in Betracht: Entweder Falkenhayn hatte die Wahrheit gesagt, dann befand sich der Beweis für das Bernsteinzimmer hier im Haus—oder er hatte sie angelogen und hatte vielleicht schon in der Almhütte den Plan gefaßt, sich das Leben zu nehmen. Dafür sprach, daß er ihnen die Friedrich-Intarsie dagelassen hatte, sozusagen als Abschiedsgeschenk. Die Frage ließ sich nicht klären, deshalb ging Parker von der Variante aus, daß das Beweisstück im Chalet versteckt war. Aber wo?

Er löste sich von Zoé, die ihn fragend anschaute, und betrat den Raum mit Falkenhayns Leiche. Am Ende führte eine geöffnete Tür in das nächste Zimmer, in welchem ein Teil eines ordentlich gemachten Betts zu erkennen war. Doch Parker interessierte zunächst nur der Raum, in dem Falkenhayn gestorben war. Die Wände waren mit Regalen vollgestellt, die sich unter der Last zahlloser Bücher bogen. Ein herrschaftlicher Schreibtisch aus dunkler Eiche stand unmittelbar vor dem Fenster, auf dem ein wildes Durcheinander herrschte: Papiere, Briefe, Stifte, Klammern, Patronenhülsen und ein Brieföffner mit Elefantenkopf aus Elfenbein. Es war das Arbeitszimmer des Alten. Am Rand der Tischplatte stand ein leeres Glas. Wodka, dachte Parker. Daneben eine ausgedrückte Zigarette in einem Aschenbecher aus Blei.

Rechts und links vom Schreibtisch hing eine Vielzahl von gerahmten Fotos in unterschiedlichen Größen an den Wänden. Die meisten Aufnahmen waren bereits mit einem deutlichen Gelbstich behaftet. Parker fragte sich, wo in dem Chaos er mit der Suche beginnen sollte. Er ließ den Blick über die Bilder schweifen, in der Hoffnung, daß ihm etwas Auffälliges ins Auge sprang. Auf einigen Fotos war Falkenhayn in Uniform zu sehen. Parker trat näher und prüfte die Aufnahmen genauer. Der Mann in der Uniform entsprach in etwa seiner Vorstellung vom jungen Falkenhayn, wenn auch der wirkliche Falkenhayn nicht so selbstsicher gewirkt hatte.

Das größte Bild in der privaten Sammlung hatte einen goldfarbenen Rahmen und zeigte eine Anzahl von Wehrmachtsoffizieren. Sie hatten ihre Mützen abgenommen und blickten für die Gruppenaufnahme mit dem für Soldaten typischen gelassenen Ernst in die Kamera. Alles in allem waren es vier Reihen, jede mit zehn Männern, die sich vor einem Holzhaus aufgestellt hatten. Die vorderste Reihe war offenbar den höherrangigen Offizieren vorbehalten gewesen. Sie hatten auf Holzstühlen Platz genommen, während die anderen standen. Vorne, exakt in der Mitte, saß ein schwächlicher Mann mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck und hellwachen Augen—zweifelloos der Kommandeur. Parker überkam das untrügliche Gefühl, das Gesicht dieses Offiziers schon einmal gesehen zu haben. Er versuchte, sich ihn als älteren Mann vorzustellen, was ihm aber nicht gelang. Zum Zeitpunkt

der Aufnahme dürfte der Kommandeur zwischen dreißig und vierzig Jahre alt gewesen sein. Das hieß, er war heute ein Greis, wenn er überhaupt noch lebte.

Parker betrachtete die übrigen Soldaten und entdeckte Falkenhayn, der rechts in der zweiten Reihe stand und stolz in die Kamera blickte. Neben ihm hatte ein ähnlich junger Offizier Haltung angenommen, und Parkers Blick blieb auf dem Gesicht dieses Mannes haften. Er hatte streng gescheiteltes schwarzes Haar, eine markante Nase—und einen fanatischen Gesichtsausdruck, der nicht zu der gefassten Ruhe der übrigen Soldaten paßte. Das Feuer in den Augen wirkte faszinierend und beunruhigend zugleich. Parker war überzeugt, daß Falkenhayn nicht durch Zufall neben diesem Offizier gestanden hatte, sondern daß die beiden Männer mehr verband als nur der Dienst in der gleichen Einheit. Er hätte gerne gewußt, wer dieser Kamerad Falkenhayns war. Neugierig nahm er das Bild von der Wand und begutachtete die Rückseite, ohne einen Hinweis zu finden. Vorsichtig löste er den Rahmen und zog das Bild unter der Glasscheibe hervor—aber auch auf der Unterseite der Fotografie fand sich kein Datum oder sonstiger Vermerk. Wer waren diese vierzig Soldaten?

Er setzte das Bild wieder zusammen und hängte es zurück an die Wand. Unschlüssig betrachtete er die zahlreichen Bücher auf den Wandregalen, ohne einem bestimmten Titel besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die meisten Werke beschäftigten sich mit militärischen Dingen, einige mit der Jagd. Zwischenzeitlich warf er Zoé einen Blick zu, die weiter mit angezogenen Knien am Treppengeländer lehnte und an die Decke starrte.

„Zoé?“, sagte er leise. Sie neigte den Kopf zu ihm und preßte die Lippen aufeinander. Schwach nickte sie ihm zu und schloß dann die Augen. Wie ein Mahnmal lag Falkenhayns Leiche zwischen ihnen.

Er näherte sich nochmals dem Toten. Beim Anblick des zerschossenen Schädels mußte er schwer schlucken. Er biß die Zähne zusammen, trat über die Blutlache und kniete sich neben die Leiche. Falkenhayn trug unverändert das ausgewaschene Jagdhemd und dazu eine alte Cordhose. Parker strich mit den Fingern über die Hosentaschen des Toten, die jedoch leer waren. Als er sich wieder aufrichtete, stieß er mit dem Fuß gegen die Pistole. Eine kompakte Walther. Schwarz schimmerte der Stahl auf den Holzdielen. *Falkenhayn, warum hast du dich umgebracht? Was ist passiert, seitdem du die Almhütte verlassen hast?*

Plötzlich fiel sein Blick auf die linke Hand des Toten, die einen bräunlichen Gegenstand verborgen hielt. Falkenhayn mußte ihn umklammert haben, als die Kugel ihn getroffen hatte, so fest, daß er den Gegenstand sogar im Augenblick des Todes nicht fallen ließ. Parker legte seine Hand auf die des toten Mannes und spürte einen Rest Körperwärme. Behutsam öffnete er die knöchrigen Finger und nahm den Gegenstand an sich.

Verblüfft blickte er auf ein Amulett aus Bernstein, das ungefähr sechs Zentimeter hoch und fünf Zentimeter breit war. Im Inneren befand sich ein kleines silbernes Plättchen, und auf der blank polierten Silberoberfläche war eine Gravur zu erkennen. Laut las er: „Für Fritz in Liebe von Deiner Maria! Königsberg, den 23.01.1945“.

„Maria?“, hörte er Zoé mit ungläubigem Tonfall sagen.

Er fuhr herum und sah sie mit fassungslosem Blick in der Tür stehen.

Zoé hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Das war unmöglich, ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Und doch ergab es einen Sinn—oder eher einen Wahnsinn.

Wie in Trance trat sie auf Parker zu und bemerkte die vielen Fotos an den Wänden. Fieberhaft glitt ihr Blick über die großen und kleinen Aufnahmen, aber das erwartete Bild war nicht dabei. *Oder ist es doch nur eine zufällige Namensübereinstimmung?* Sie biß sich auf die Lippe und drehte sich zu Parker um.

Gespannt schaute er sie an. „Wer ist Maria?“

Sie wollte ihm antworten, aber da entdeckte sie das Amulett in seiner Hand. Der schimmernde Bernstein weckte schockartig eine weitere Welle der Erinnerungen in ihr. Ihre Lippen bebten, als sie die Hand nach dem Talisman ausstreckte.

„Bitte“, mehr brachte sie nicht heraus.

Wortlos reichte er ihr das Amulett, und sie nahm es und fuhr mit dem Nagel ihres Daumens am Rand des Silberplättchens entlang. Als sie die Einkerbung spürte, drückte sie—und das Plättchen sprang auf. Unter dem silbernen Deckelchen kam das Bild einer hübschen, jungen Frau mit hohen Wangenknochen und blonden Haaren zum Vorschein. Wie sie erwartet hatte, wiesen die Gesichtszüge eine verblüffende Ähnlichkeit mit ihren eigenen auf. Schwindel ergriff sie, und sie hatte das Gefühl zu schweben. Sie sah sich selbst als kleines Mädchen über eine grüne Weide laufen, genau in die Arme einer blonden Frau mit blauen Augen. Sie roch das süße Parfüm, als die Frau sie lachend an ihren Busen drückte. Ein starkes Glücksgefühl erfaßte sie und verschwand sofort wieder.

Verwirrt zeigte sie Parker das Foto im Amulett. „Das ist Maria. Meine Großmutter.“

Kapitel 34

Parker begann zu verstehen. Zoé war nicht zufällig in die Affäre hineingeraten. Falkenhayn hatte bewußt die Enkelin von Maria ausgewählt, aber was wollte er damit bezwecken? Warum hatte er Zoé in dieses lebensgefährliche Unternehmen mit hineingezogen?

„Lebt Ihre Großmutter noch?“, fragte er.

Sie war sichtlich erschüttert von den neuen Erkenntnissen. Betroffen schaute sie ihn an. „Ja, natürlich.“

„Wir sollten ihr einen Besuch abstatten, finden Sie nicht?“

„Sie glauben, meine Oma hat etwas mit dem Bernsteinzimmer zu tun?“ Sie sah ihn an, als ob er vollkommen den Verstand verloren hätte.

„Nun ja“, sagte er. „Alles deutet darauf hin.“

Zoés Blick wanderte wieder zu dem Amulett in ihrer Hand. „Meine Oma soll in eine solche Verschwörung verwickelt sein?“ Ungläubig schüttelte sie den Kopf.

„Ich weiß, daß der Gedanke für Sie nur schwer zu akzeptieren ist, aber es besteht nun mal eine unmittelbare Verbindung zwischen Ihrer Großmutter und Falkenhayn. So wie es aussieht, waren die beiden im Januar 1945 ein Liebespaar. Sie waren also genau zu der Zeit in Königsberg, als das Bernsteinzimmer aus der Stadt herausgeschleust worden ist. Und Falkenhayn hat nicht irgendeinen Jour-

nalisten, sondern ausgerechnet Sie mit den geheimen Informationen versorgt. Das ist kein Zufall.“ Parker spürte, dass sie sich nur widerstrebend mit dem Gedanken an eine Verstrickung ihrer Großmutter abfand. Langsam klappte sie den Silberdeckel des Amuletts wieder zu und blickte ihn an.

In diesem Augenblick hörte er die Geräusche aus der unteren Etage und erstarrte genauso wie Zoé.

Eine schroffe Stimme durchschnitt die Stille. „Er liegt oben im Arbeitszimmer. Kopfschuß. Holt euch ein paar Mülltüten aus der Küche und tragt ihn herunter. Wir nehmen ihn mit.“ Die Stimme des Mannes wies unverkennbar das Timbre eines höheren Alters auf. „Und bringt mir das Amulett, das er in der Hand hält, und die Waffe.“

Parker hörte, daß jemand in die Küche ging und Schränke öffnete, dann das Geräusch eines zündenden Feuerzeugs, und kurz darauf drangen Rauchschwaden nach oben. Zoé flüsterte in sein Ohr: „Wir müssen uns verstecken!“

Doch Parker fühlte sich magisch angezogen von der Wendeltreppe und näherte sich lautlos dem Treppenabgang. Vorsichtig lugte er über das Geländer. Durch die Treppenöffnung war sein Blickfeld stark eingeschränkt, dennoch konnte er den älteren Mann mit der qualmenden Zigarette im Mund gut erkennen. Die klar gescheitelten schlohweißen Haare und die markante Nase des mutmaßlichen Anführers stachen auch von Parkers erhöhter Position aus ins Auge. Er hatte genug gesehen, um ihn wiederzuerkennen. Es waren viele Jahre vergangen, aber es handelte sich unzweifelhaft um den Offizier mit dem fanatischen Blick, der neben Falkenhayn auf dem Foto stand. Seelenruhig zog der ehemalige Wehrmachtsoffizier an seiner Zigarette, während ein weiterer Mann einen Schneidbrenner aus einer größeren Tasche befreite. Aus der Küche vernahm Parker die Flüche des dritten Mannes, der offenbar keine Mülltüten fand und unverrichteter Dinge zurückkehrte.

Schnell zog Parker seinen Kopf zurück und folgte Zoé auf Zehenspitzen bis in Falkenhayns Arbeitszimmer. Sie schauten sich nach einem geeigneten Versteck um und fanden keins. Das Fenster hinter dem überladenen Schreibtisch sah uralt aus und schien seit Jahren nicht mehr geöffnet worden zu sein. Nie im Leben hätten sie es unbemerkt in der kurzen Zeit aufreißen können—und ob es draußen an der Hauswand überhaupt eine Fluchtmöglichkeit gab, war zweifelhaft. Nur die offene Tür, die ins Schlafzimmer führte, bot eine letzte verzweifelte Chance. Geräuschlos schlichen sie in das Zimmer und drückten sich eng an die Wand hinter der offenen Tür. Parker stand der Schweiß auf der Stirn, und auch Zoés Gesicht schien zu glühen vor Aufregung. Als er Schritte hörte, die die Treppe hinaufkamen, zog sich ihm der Magen zusammen. Stocksteif stand er hinter der Tür, als Zoé sich plötzlich bewegte. Wie ein Schatten glitt sie um die Tür herum zurück ins Arbeitszimmer. Durch den schmalen Spalt zwischen Türrahmen und Tür sah er mit angehaltenem Atem, daß sie sich dem Toten näherte. Sie nahm Falkenhayns linke Hand und drückte das Bernsteinamulett hinein. Die Schritte von der Treppe kamen näher, und Parker schickte ein stummes Stoßgebet zum Himmel. Lautlos und geschmeidig kehrte Zoé hinter die Tür zurück—nur wenige Sekunden bevor die Männer die obere Etage erreichten.

„Bah!“, hörte Parker einen von ihnen. „Der Kopf ist ja fast weg. Wir brauchen doch eine Tüte.“

„Gibt es hier nicht“, sagte der andere mit einem ausgeprägten gutturalen Ton in der Stimme.

„Dann hol den Teppich von da drüben aus dem Schlafzimmer!“

Zoé griff nach Parkers Hand. Und mit Schrecken erinnerte er sich an den persischen Teppich, der vor Falkenhayns Bett lag. Falls der Mann auch nur einen flüchtigen Blick hinter die Tür warf, wären sie verloren. Laut polterte der Verbrecher ins Schlafzimmer, und für einen Sekundenbruchteil sah Parker ihn durch den Spalt zwischen der Tür und dem Türrahmen. Der kurze Blick genügte, um ihm das Blut in den Adern gefrieren zu lassen. Unverkennbar war es der bullige Killer aus dem Adlon. Er hörte, wie der Mann den Teppich packte und aus dem Zimmer schleifte. Die nächsten Minuten zogen sich wie Stunden, aber schließlich hievtten die beiden Männer Falkenhayns Leiche unter lauten Flüchen die enge Wendeltreppe hinunter.

Im Halbdunkel des Schlafzimmers leuchteten Zoés Augen vor Erleichterung. Sie schmiegte sich an Parker, und für einen Moment vergaß er, in welcher Situation sie sich befanden. Noch war die Gefahr nicht vorüber, rief er sich in Erinnerung, sosehr er die unerwartete Rettung und Zoés strahlendes Gesicht auch genoß.

Wieder erscholl die Stimme des älteren Anführers. „Wir bringen Falkenhayn runter. Du bleibst hier oben und kümmerst dich sofort um den Safe. Ich will spätestens in einer halben Stunde wissen, was er hier versteckt hat.“ Und er fügte hinzu: „Danach durchsuchen wir systematisch das ganze Haus.“ Eine männliche Stimme bestätigte den Befehl, und dann waren nur noch die Schritte der beiden Männer zu hören, die mit der Leiche das Haus verließen.

Parker schnürte es die Kehle zu. Der Abtransport von Falkenhayn gewährte ihnen nur eine letzte Gnadenfrist—bis die Hausdurchsuchung begann. Dann würden sie unweigerlich in die Hände der Killer fallen. Sie mußten diesen Ort schleunigst verlassen. „Was meinen die mit runter?“ Er hatte bisher gedacht, daß der Pfad von der Almhütte der einzige Zugang zum Haus war, aber der lag oberhalb des Chalets. Statt einer Antwort zog Zoé ihn vorsichtig zum Fenster des Schlafzimmers. Draußen war die Dunkelheit hereingebrochen, nur der schwache Mondschein hinter den Wolken spendete ein fahles Licht. Dennoch konnte Parker den Anführer und seinen Handlanger gut erkennen. Der Killer mit dem Zopf trug Falkenhayns toten Körper auf einen gemauerten Abstieg zu.

Zoé zog seinen Kopf zu sich herüber. „Wenn ich mich richtig erinnere, führt da eine Treppe nach unten—zu einem Weg, der auch für Autos befahrbar ist“, flüsterte sie ganz dicht in sein Ohr.

Parker spürte, wie ihre Lippen beim Sprechen sein Ohr läppchen streiften. Die unerwartete Berührung gefiel ihm. „Also ein zweiter Zugang?“

„Ja, wenn meine Erinnerung nicht täuscht.“ Wieder strich ihr Mund über sein Ohr läppchen, und er neigte sich unwillkürlich näher zu ihr und suchte nach einer weiteren Frage: „Also von dort unten gelangt man auch nach oben?“

Abrupt nahm sie ihren Kopf zur Seite und sah ihn verwundert an. „Sie haben es erfaßt!“ Ihr Gesicht wurde wieder todernst. „Wir müssen hier sofort verschwinden!“

Er wollte ihr ein zuversichtliches Lächeln schenken, aber in diesem Moment ertönte von unten ein lautes Zischen, das beide zusammenzucken ließ. Der dritte Mann hatte den Schweißbrenner angeworfen, um den Tresor zu öffnen. Parker

ging leise zur Treppe. Von oben war nichts zu sehen. Langsam schlich er Schritt für Schritt die Stufen hinunter, bis er den Mann mit dem Schneidbrenner erblickte. Erleichtert atmete er aus. Der Kerl drehte ihm den Rücken zu und bearbeitete einen Wandsafe, der neben dem Kamin in das Mauerwerk eingelassen war. Daneben stand ein Gemälde mit einer Jagdszene, das vor wenigen Minuten noch vor dem Safe gehangen hatte. Der Mann hatte sich eine metallene Schutzmaske übers Gesicht gezogen und schien völlig auf seine Arbeit konzentriert zu sein.

Als Zoé Parker von hinten auf die Schulter klopfte, hätte er beinahe einen Herzschlag bekommen. „Worauf warten Sie denn? Los, raus hier!“

Ein instinktiver Impuls ließ ihn für eine Zehntelsekunde innehalten. Er dachte an das Gruppenbild der Wehrmachtssoldaten. Am liebsten wäre er die Treppe noch mal hinaufgestiegen und hätte es abgehängt und mitgenommen, aber er unterdrückte den Gedanken. Sie durften keine Spuren hinterlassen, wenn sie einen Vorsprung vor ihren Häschern bewahren wollten. Und das fehlende Foto wäre den Verbrechern bestimmt aufgefallen.

„Na los!“ Zoés drängender Blick traf ihn. „Lauf!“

Und er lief. Vom Treppenboden bis zur Haustür waren es ungefähr vier oder fünf Meter, schätzte er. Geduckt rannten sie zur Diele. Das Gewehr lehnte verlockend an der Wand, doch bevor Parker zugreifen konnte, riß Zoé ihn schon aus dem Gebäude heraus. Mit großen Schritten stürmten sie die Treppe hinauf zum Waldrand. Sie fanden den Pfad und liefen zwischen die Bäume, bis völlige Dunkelheit sie umgab und sie atemlos haltmachten.

„Wir haben es geschafft!“, keuchte Parker.

„Ja!“, rief Zoé aufgeregt. Sie riß ihn überschwänglich an sich und zog mit beiden Händen seinen Kopf zu sich herunter. Dann küßte sie ihn.

Darauf war er nicht gefaßt. Die Berührung der zarten Lippen brannte wie Feuer. Regungslos und perplex hielt er sie in den Armen.

„Was ist los, Benjamin? Bist du noch nie im dunklen Wald geküßt worden?“, sagte sie lachend, während ihre Hände ihn schon wieder an sich heranzogen.

Da ließ ein lautes Geräusch in der Umgebung sie aufhorchen. Aber die Sekunden verstrichen, ohne daß etwas geschah.

„Vielleicht ein Tier“, sagte Zoé.

Skeptisch blickte er in die Finsternis des Waldes. „Vielleicht ein zweibeiniges.“

Sie ergriff seine Hand. „Komm. Wir müssen weiter!“

„Auf zur Hütte“, sagte er.

„Nein“, erwiderte sie. „Zurück zu Falkenhayns Haus.“

Er traute seinen Ohren nicht. Der Kuß schien sie noch weitaus mehr aus der Bahn geworfen zu haben als ihn selbst.

„Wir müssen zurück“, insistierte sie. „Es ist die einzige Chance, wenn wir morgen bei meiner Großmutter sein wollen.“

Er verstand nicht recht, was sie meinte. „Wo wohnt denn deine Großmutter?“

„Das ist ja das Problem. Sie lebt in Frankreich, genauer gesagt in der Bretagne. Wir müssen noch heute Nacht losfahren.“ In ihrer Stimme lag ein besorgter Ton. „Sonst kommen wir vielleicht zu spät. Das Forsthaus Valepp erreichen wir heute Abend nur noch über den Abstieg von Falkenhayns Haus. Von der Almhütte kommen wir in der Dunkelheit nicht mehr weg. Das geht erst morgen früh. Wir verlieren eine ganze Nacht.“

Parker war sich nicht so sicher, ob eine Nacht mit Zoé wirklich verloren wäre, aber er begriff ihre Sorge. Trotzdem graute ihm bei dem Gedanken, zu Falkenhayns Chalet zurückzukehren.

Kapitel 35

Keine fünf Minuten später kauerten sie verborgen in der dichten Tannenschonung, die sich auf dem Berghang neben Falkenhayns Chalet ausbreitete. Von ihrem Versteck beobachtete Zoé den Weg zwischen der Eingangstür und dem Abstieg, der einige Meter von ihnen entfernt lag. Zwei dicke Pfosten aus Holz markierten links und rechts den Zugang zur Treppe. Gespannt warteten sie auf die Rückkehr des alten Mannes und seines furchterregenden Handlangers. Zoé schaute zum Haus hinüber. Ein grelles bläuliches Licht flackerte im weiten Fenster des Wohnzimmers auf und erhellte für einen kurzen Augenblick die umstehenden verschneiten Bäume, begleitet vom zischenden, kreischenden Geräusch des Schneidbrenners. „Echt gruselig“, murmelte sie.

Die Minuten vergingen schleppend und ereignislos. Aber nach einer Weile vernahm Zoé ein Geräusch und erstarrte vor Schreck. Auch Benjamin schien der Laut nicht entgangen zu sein. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er angestrengt zu den beiden Pfosten hinüber. „Ein Hund“, flüsterte er ungläubig.

Wie zur Bestätigung schallte erneut lautes Bellen durch die Nacht. Und kurz darauf erklomm ein junger grauer Hund die letzten Stufen des Abstiegs und lief geradewegs auf die Schonung zu, um genau davor zu verharren. Die Nüstern des Tiers bebten. Zoé spähte regungslos durch die Zweige. Der Hund schnüffelte hektisch den Boden ab. Er drehte sich zweimal um sich selbst und blieb schließlich mit der Schnauze im Schnee stehen. Die Ohren stellten sich auf, und dann drang er in die Schonung ein und kam direkt auf sie zu. Als er Zoé und Parker entdeckte, verharrte er und stieß ein lautes Bellen aus.

Parker machte eine abweisende Handbewegung, und der Hund wich zurück. Abwartend blickten die braunen Hundeaugen sie an. Instinktiv streckte Zoé die Hand aus und streichelte das junge Tier. Parker faßte den Hund am Kopf und stieß ihn sanft in Richtung des Hauses. „Lauf!“, flüsterte er.

Doch er ließ sich nicht wegscheuchen.

Im Gegenteil, er kam immer näher an Zoé heran und leckte zutraulich über ihre ausgestreckte Hand. *Wir sind verloren*, dachte sie. In wenigen Augenblicken würden die beiden Männer wieder oben sein und der Hund ihr Versteck verraten.

Da ertönte ein schriller Pfiff, und der Hund verharrte.

„Tankred!“ Die Stimme des weißhaarigen Anführers drang laut und deutlich durch die Dunkelheit. „Fuß!“

Wie der Blitz stürmte das Tier zurück auf den Weg, und im gleichen Moment kamen die beiden Männer die Treppe nach oben, gespenstisch in das blaue Licht des Schneidbrenners getaucht, der fauchend wieder eingesetzt hatte. Zoé zuckte reflexartig zurück, als der bullige Killer seinen Kopf in ihre Richtung drehte. Unter ihren Knien knirschte der Schnee, und sie bebte vor Schreck.

Doch der Killer hatte sich schon wieder abgewandt und gab dem Hund einen Klaps auf den Kopf.

„Noch mal gutgegangen“, flüsterte Parker.

„Ja“, sagte sie mit zusammengebißenen Zähnen.

Der Hund hatte sich folgsam an die Seite des Anführers gesellt und rieb seine Schnauze an dessen Bein, während die kleine Gruppe schweigend auf das Haus zuing.

Als die Tür ins Schloss fiel, atmete Zoé tief durch. „Ich dachte, ich werde ohnmächtig, als der Hund auf uns zukam“, sagte sie erleichtert.

„Ein Weimaraner!“ Parker lächelte sie an. „Ein kluges und liebes Tier, nicht wahr?“ Nach Zoés Miene zu urteilen, wäre sie auch mit etwas weniger hündischer Zuneigung ausgekommen. Parker schaute auf die Uhr und lockerte seine Beinmuskulatur. Sie warteten noch fünf Minuten und liefen dann zu dem Abstieg. Sekunden später waren sie außer Reichweite des Hauses.

Die Treppe bestand genau wie der obere Zugang zum Haus aus gemauerten Stufen und war durch ein hölzernes Geländer gesichert. Die Stufen waren an vielen Stellen mit Eis bedeckt und äußerst rutschig, dennoch ließen Zoé und Parker jede Vorsicht außer Acht. Sie liefen und stolperten so schnell wie möglich die Treppe hinunter. Mehrfach rutschte Parker auf den vereisten Stufen aus und konnte sich im letzten Moment noch am Geländer festhalten. Der Weg führte in endlosen Schleifen steil den Berg hinab. Zoé folgte dichtauf.

Er vermochte nicht zu sagen, wie lange sie den Berg hinuntergejagt waren, als er plötzlich ebene Erde unter seinen Wanderschuhspuren spürte. Er griff nach hinten und fing Zoé auf, die noch im vollen Schwung war. Behutsam stellte er sie auf den Boden.

„Da drüben ist etwas“, sagte sie.

Tatsächlich zeichnete sich in der Dunkelheit ein Gebilde ab. Vorsichtig näherte er sich dem großen Schatten, dessen Konturen im Mondlicht vage hervortraten. „Es ist eine Scheune oder so etwas Ähnliches.“ Die Vorderseite des Schobers war komplett offen, und in das Innere fiel plötzlich heller Mondschein, als die Wolkendecke für einen Moment aufriß. Er konnte zwei nebeneinanderstehende Geländewagen erkennen, die beide schwere Schneeketten auf den Reifen trugen. Schnell untersuchte er die Wagen. Falkenhayns Leiche befand sich im rechten Auto, einem Mercedes neuerer Bauart. Sie lag in den Teppich gewickelt im rückwärtigen Bereich des Wagens. Ein Teil des Teppichs war verrutscht, und Parker schaute direkt in Falkenhayns blutverschmiertes Gesicht. Noch immer schien ein feines Lächeln auf den toten Lippen zu liegen.

Parker drehte sich um und widmete sich dem anderen Fahrzeug, einem in die Jahre gekommenen Landrover. Überrascht hörte er, wie jemand eine Tür des Wagens öffnete, und sah, wie Zoé auf den Fahrersitz rutschte. Sorgfältig überprüfte sie das Handschuhfach und die Sitzunterseiten. Erst nachdem sie die Sonnenblenden abgesucht hatte, schien sie zufrieden zu sein. Mit einem freudigen Strahlen lehnte sie sich aus dem Rover. „Los, einsteigen, ich habe den Schlüssel gefunden.“

Der Motor heulte laut auf, und Parker kletterte auf den Beifahrersitz. Ruckelnd verließ das betagte Gefährt seine Heimstatt. Zoé ließ die Scheinwerfer aufflammen, und vor ihnen erstreckte sich ein schmaler, vereister Waldweg, der hinab in die

Finsternis führte. Der Weg war kaum breiter als der Wagen, aber der Fahrerinn machte das offenkundig nicht viel aus. Ungerührt steuerte sie den Landrover über den unbefestigten Weg den Berg hinunter. Immer wieder korrigierte sie gelassen die Spur des schweren Wagens, bremste abrupt oder gab plötzlich Gas, um einem Stein auszuweichen oder das schlingernde Fahrzeug wieder auf Kurs zu bringen. Parker wurde im Wageninneren hin und her geworfen und sah den Wagen mehrfach vom vereisten Weg abkommen und in die Tiefe stürzen. Doch Zoés gefühlvolle Lenkweise und die Ketten an den Reifen hielten sie auf der Strecke.

Er faßte in seine Jackentasche und fand beruhigt den Schlüssel des Jaguars. Wenigstens würden sie mit einem komfortablen und schnellen Gefährt nach Frankreich reisen, dachte er, auch wenn er sich keinen Illusionen hingab. Zoé und er hatten bisher ein unvorstellbares Glück gehabt—das kaum ewig anhalten würde. Die Bretagne war ihre letzte Chance, um die Verschwörung um das Bernsteinzimmer aufzudecken und einen Ausweg zu finden.

Er rieb sich die Stirn. Ihr Leben hing ab vom Besuch bei einer alten Dame, die wahrscheinlich schon auf die neunzig zuing. Ihm wurde mulmig zumute.

Kapitel 36

Die Maschine der Lufthansa war verspätet um 23:47 Uhr in München gestartet und flog über eine dichte Wolkendecke in nördliche Richtung. Im Innenraum ließ die Stewardess ihren Blick prüfend über die Köpfe der Passagiere schweifen. Der Inlandsflug war ausgebucht: Geschäftsleute, Anwälte und Unternehmensberater füllten die Sitzreihen mit ihren dunklen Anzügen. Nur der ältere Reisende ganz vorne auf dem begehrten Sitz 1A hob sich mit seinen Jagdklamotten und den dicken schmutzigen Lederstiefeln deutlich von der blauschwarzgrauen Menge ab.

Während sie ihm ein Glas Rotwein einschenkte, schaute er kurz auf, und ein stählender Blick traf sie. Ein Hauch von Bitternis lag in den Augen über der markanten Adlernase.

„Geben Sie mir noch Wodka dazu“, verlangte er. „Russischen.“

Sie zwang sich zu einem Lächeln. Er sah eigentlich gar nicht aus wie ein Alkoholiker, dachte sie, während sie ein Wodkafläschchen aus dem Trolley nahm und neben das Rotweinglas auf den Klapp Tisch stellte. „Bitte.“

Er drehte den Verschuß auf und schüttete den Wodka in den Rotwein. Ruhig schwenkte er das Glas, bevor er das Wein-Wodka-Gemisch in einem Zug austrank. Froh, sich von dem seltsamen Reisenden entfernen zu können, wandte sie sich dem nächsten Passagier zu.

Thalberg nahm seine Aktentasche unter dem Sitz hervor und zog die dreißig gehefteten Seiten heraus. Auf den leicht gelblichen Blättern reihten sich unverständliche Buchstaben und Zahlenkolonnen endlos aneinander—unverkennbar ein alter Wehrmachtscode. Was hatte Fritz da bloß zusammengeschrieben? Thalberg seufzte. Falkenhayn hatte an unzähligen Geheimoperationen teilgenommen, da war es unmöglich zu sagen, um was für ein Dossier es sich handelte. Allerdings

mußte es für ihn eine besondere Bedeutung gehabt haben, sonst hätte er es nicht in seinem Safe deponiert. Thalberg beschlich eine dunkle Vorahnung.

Er schloß die Augen und lehnte sich in den Sitz zurück. Vergeblich wartete er auf die beruhigende Wirkung des Alkohols, stattdessen spukte in schmerzhafter Klarheit ein wild gewordener Gedanke durch seinen Kopf.

Fritz ist tot. Nur du bist noch übrig. Du bist der Letzte, der das Geheimnis kennt.

Er massierte seinen verkrampften Nacken und neigte den Kopf von einer Seite zur anderen. *Nur du bist noch übrig.*

Er gab der Stewardess ein unmißverständliches Zeichen, daß er umgehend sein leeres Glas gefüllt sehen wollte. Sie zeigte ihm ein professionelles Lächeln und warf ihm zugleich einen kurzen skeptischen Blick zu, der die Aufsässigkeit verriet, die ihm bei jungen Frauen immer häufiger auffiel. Nachdem sie den Wein nachgeschenkt und wortlos ein zweites Wodkafläschchen auf den Tisch gestellt hatte, wanderten Thalbergs Gedanken zu seinem Treffen mit Falkenhayn zurück.

Schon bei der Begrüßung hatte er die Schuld in den Augen des anderen erkannt und gewußt, daß seine spontane Reise in die Alpen keine Zeitverschwendung gewesen war. Falkenhayn war der Einzige, der nie auf der Liste der Verdächtigen gestanden hatte—aber dennoch waren irgendwann die Zweifel gekommen. Zweifel, die er ausräumen wollte und die nach nur einem Blick zur Gewißheit wurden. Oder hatte er es schon die ganze Zeit gewußt? Warum hatte er sonst die Einbruchswerkzeuge in den Mercedes packen lassen—und sogar einen der beiden Profi-Killer mitgenommen? Grübelnd schüttete er den Wodka in den Wein und ließ die Flüssigkeit im Glas kreisen.

Abermals rekapitulierte Thalberg die letzten Stunden. Unbemerkt war er durch die angelehnte Tür in das Chalet eingedrungen und hatte Fritz auf der oberen Etage gehört. Leise war er die Wendeltreppe emporgestiegen. Falkenhayn hatte sich stehend über seinen Schreibtisch gebeugt, und er war lautlos an ihn herangetreten.

„Setz dich, Fritz“, sagte Thalberg, und Falkenhayn fuhr erschrocken herum.

„Carl! Was willst du hier?“ Ein Paar rot unterlaufender Augen schaute ihn starr an, und Thalberg fühlte Bitterkeit in sich aufsteigen.

„Mit dir sprechen. Setz dich!“ Er schob einen Stuhl zu ihm herüber, und Falkenhayn nahm Platz. Er ließ Thalberg dabei nicht aus den Augen. „Brauchst du meine Hilfe bei der Berlin-Sache?“

Thalberg spürte, daß Fritz die Frage so beiläufig wie möglich gestellt hatte. Fast, als ob es nur um eine alltägliche Gefälligkeit ginge, aber in Wirklichkeit hatte er damit das entscheidende Thema angeschnitten. Schweigend wandte Thalberg sich den vielen Fotos an den Wänden zu. Er ließ sich Zeit, betrachtete jedes Foto eingehend, und schließlich fiel sein Blick auf das Gruppenbild. Ein paar Offiziere, kaum mehr als ein Bataillonszug—aber von Stalin persönlich gefürchtet. Der General in der vordersten Reihe auf dem zentralen Platz erwiderte Thalbergs Blick, stechend und fordernd wie vor über sechzig Jahren.

„Carl?“

Thalberg hatte Fritz bei seinen Betrachtungen fast vergessen. „Ja, es geht um Berlin. Deshalb bin ich hier.“

„Du glaubst also noch immer, daß es einen Maulwurf in unseren Reihen gibt?“, sagte Falkenhayn leichthin. „Ich bin zwar hier oben in den Bergen schon ein biß-

chen eingerostet, aber wenn du möchtest, kümmere ich mich darum.“ Er räusperte sich. „Ich werde den Verräter finden.“

Was ist bloß aus dir geworden, Fritz, sinnierte Thalberg, als er den jungen, akkuraten Wehrmachtsoffizier musterte, der auf der alten Aufnahme ernst und stolz neben ihm stand.

Lächelnd, aber ohne jeden Frohsinn drehte er sich wieder zu Falkenhayn um. „Danke für deine Hilfe, Fritz. Aber ich glaube, wir beide kennen den Verräter schon.“

Fritz atmete aus. Er schien fast erleichtert über die anklagenden Worte zu sein. Thalberg sah, wie die knöchrigen Finger seines alten Weggefährten ziellos durch das zerfurchte Gesicht streiften. „Carl, ich bin dein Freund. Wir beide kämpfen für die gleiche Sache.“ Falkenhayn sah ihn durchdringend an. „Ich habe dich nicht verraten.“

Thalberg setzte sich auf einen weiteren Stuhl, Falkenhayn direkt gegenüber. „Doch, Fritz. Du hast Informationen gestreut über die Operation Sonnenuntergang. Es dürfte zwischen New York und Moskau mittlerweile wohl keinen Geheimen mehr geben, der nicht von dem Gerücht gehört hat, daß das Bernsteinzimmer an einem verborgenen Ort in Westdeutschland versteckt gehalten wird. Selbst die Bundesregierung geht davon aus, daß es wieder aufgetaucht ist.“ Thalberg hatte eine Reaktion von Falkenhayn erwartet, aber der saß mit eingefrorener Miene vor ihm—nur in seinen Augen funkelte eine Abneigung, die er noch nie zuvor bei ihm beobachtet hatte. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, fuhr Thalberg fort: „Und du hast es nicht bei Andeutungen belassen. Nein, ganz im Gegenteil. Offenkundig wolltest du den Druck auf mich erhöhen und hast ein Mädchen mit Details versorgt.“ Er hatte seine ganze Verachtung in das Wort *Mädchen* gelegt. „Ich nehme an, es handelt sich dabei um eine Journalistin oder so etwas Ähnliches. Was sollte sie für dich tun, Fritz—einen Artikel über die wahre Geschichte des Bernsteinzimmers schreiben?“ Er schnaufte verächtlich. „Mit einem Foto von euch beiden, wie du ihr furchtlos mit Fackel und Maschinenpistole in einem dunklen Gewölbe den Weg zum Versteck des sagenumwobenen Preußenschatzes bahnst?“ Er lachte laut und eisig auf. Auf dem Schreibtisch fiel ihm ein bis zum Rand gefülltes Glas Wodka auf. „Darf ich?“, sagte er, während er schon nach dem hochprozentigen Getränk griff.

„Willst du Rotwein dazu?“, fragte Falkenhayn.

„Es wird auch ohne gehen.“ Thalberg trank und reichte ihm das halb geleerte Glas. „Trink, Fritz!“

Der nahm das Glas und behielt es in der Hand. „Seit wann weißt du es?“

„Seit eben.“

„Du hättest nicht kommen sollen.“

„Doch. Trink endlich!“

Falkenhayn nahm einen Schluck. Nicht viel.

„Fritz, warum?“

Falkenhayns Augen hellten sich auf und durchbohrten Thalberg plötzlich wie zwei scharfe Bajonette. „Carl, du mußt die gottverdammte Operation sofort stoppen!“

Thalberg hatte mehr und mehr den Eindruck, einen angeschossenen Wolf vor sich zu haben. Er mußte vorsichtig sein. Wenn er nur die kleinste Schwäche zeig-

te, könnte die Situation unkontrollierbar werden. Blitzartig schlug er Falkenhayn mit dem rechten Handrücken ins Gesicht. Der wich nicht einen Zentimeter zurück und zuckte nicht mal mit der Wimper—nur ein wenig Wodka schwappte über den Rand des Glases und tropfte auf seine Hose.

„Ich bin der Kommandeur. Ich befehle die Operation Sonnenuntergang“, sagte Thalberg scharf. „Und du wirst mir den Gehorsam nicht verweigern!“ Er schaute ihm prüfend ins Gesicht. Der Schlag war nicht mit voller Härte geführt worden und daher ohne erkennbare Verletzungen geblieben—aber in Falkenhayns trüben Pupillen sah er, wie ihre ewige Freundschaft zerbrach.

„Du überschätzt dich gewaltig“, sagte Falkenhayn ruhig. „Die Operation führt ins Verderben. Sie ist der wahre Verrat an all dem, an das wir geglaubt haben.“ Sein rechter Zeigefinger stand drohend vor Thalbergs Augen. „Das Bernsteinzimmer darf Deutschland niemals mehr verlassen. Niemals!“ Sein Gesicht war rot angelaufen, und Schweiß bedeckte den nahezu kahlen Schädel. „Carl, du mußt völlig wahnsinnig geworden sein, wenn du es wirklich an die Russen verkaufen willst.“

Verständnislos schaute Thalberg seinem alten Kameraden ins Gesicht. Wie konnte er ihm nur vorwerfen, wahnsinnig zu sein? Was für eine Anmaßung nach all seinen eigenen Verfehlungen! Voller Groll sagte er: „Es ist nicht wahnsinnig, Deutschland zur alten Größe zurückzuführen. Und es ist auch nicht wahnsinnig, Deutschland endlich von diesen unfähigen, korrupten Brüsseler Majonetten in Berlin zu befreien. Wahnsinnig ist einzig und allein, daß unser Vaterland nunmehr seit über sechzig Jahren von diesem unfähigen Pack regiert wird. Die Sozis und Katholiken haben in Deutschland die Macht übernommen, angeführt von einem Kommunisten-Mädchen aus Rügen.“ Er nagelte Falkenhayn mit einem frostigen Blick auf dem Stuhl fest. „Fritz“, fuhr er fort, „willst du Deutschland wirklich aufgeben?“ Verbitterung stieg in ihm auf. „Dafür haben wir nicht gekämpft. Dafür hast *du* damals in Königsberg nicht deinen Kopf riskiert.“ Der Zorn in Falkenhayns Blick schwand bei seinen Worten. Vielleicht war doch noch ein bißchen Verstand in dem alten Hirn. „Hast du unseren Schwur im Königsberger Schloß vergessen?“

„Nein.“ Falkenhayn richtete sich auf seinem Stuhl auf, seine Miene wurde hart. „Auch heute ist die Wiederherstellung des Reiches mein größtes Ziel. Du weißt sehr wohl, daß ich dafür mein Leben geben würde.“

Gerührt packte Thalberg seinen Kameraden kurz am Arm und nickte ihm zu. „Fritz, und jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, unseren alten Traum endlich wahr zu machen. Durch den Verkauf des Bernsteinzimmers werden wir bald ausreichend Mittel haben, um das Land von dieser unwürdigen Republik zu befreien.“ Ihm brach der Schweiß aus, und zugleich jagte eine Gänsehaut über seinen Rücken. Er vermochte sich nicht daran zu erinnern, wann er das letzte Mal eine solch emotionale Reaktion bei sich verspürt hatte. Kein Wunder, dachte er. Seit dem mißlungenen Attentat auf Hitler im Juli 1944 hatte es keine vergleichbare historische Chance mehr gegeben. Über sechzig Jahre hatte er warten müssen, aber nun war es so weit. Er holte tief Luft.

Bisher hatte er die wahre Höhe des Kaufpreises für das Bernsteinzimmer für sich behalten. Er wußte, daß innerhalb der kleinen Führungsgruppe der Organisation hinter vorgehaltener Hand über einen Erlös von hundert bis zweihundert Millionen Euro spekuliert wurde. Ein beträchtlicher Wert, der jedoch weit unter

dem tatsächlichen Verhandlungsergebnis lag. Der wahre Preis für das Bernsteinzimmer überstieg die kühnsten Erwartungen.

Thalberg musterte Falkenhayn, der ihn regungslos ansah. *Er fängt an, sich für seinen Verrat zu schämen*, stellte er befriedigt fest. *Die unglaubliche Höhe des Kaufpreises wird ihm den Rest geben*. Thalberg lächelte, als er zu sprechen begann. „Mein lieber Fritz, hör mir jetzt genau zu. Für den Verkauf des Bernsteinzimmers erhält die Organisation exakt eine Milliarde Euro!“

Falkenhayns Augen weiteten sich unter den struppigen Brauen. In aller Seelenruhe fingerte Thalberg eine Zigarette aus der Schachtel in seiner Jackentasche, dann holte er unter Falkenhayns verwirrtem Blick das Feuerzeug hervor und zündete die Kippe an. Er zog den Rauch in seine Lungen und genoß das Nikotin.

„Eine Milliarde!“, wiederholte er und ließ den Rauch langsam aus dem Mund entweichen. „Das ist ein Vielfaches von dem, was wir in den letzten vierzig Jahren mit unseren Waffengeschäften verdient haben.“

Falkenhayn schüttelte energisch den Kopf. „Du weißt doch selbst, daß das Bernsteinzimmer bestenfalls auf zweihundert Millionen Euro geschätzt wird. Es ist zwar einer der größten verschollenen Schätze der Welt, aber auch faktisch unverkäuflich.“

„Du darfst nicht immer glauben, was in der Zeitung steht.“ Wie schwach ihm der Fritz plötzlich vorkam. Vor ihm saß nur noch ein altes Häufchen Elend, zweifelnd und mutlos. „Du hast keine Ahnung, was die Drogenkartelle zu zahlen bereit sind. Die Zeiten haben sich geändert, Fritz.“

Falkenhayn hob abwehrend die Hand. „Ich mag ja alt sein, aber ich kann immer noch klar denken, Carl. Niemand zahlt für das Bernsteinzimmer eine Milliarde.“

„Der Zahlung wird in Form von Wertpapieren, Devisen, Gold, Platin und Diamanten geleistet. Die Transaktion wird weltweit über mehr als zehn verschiedene Banken abgewickelt.“ Triumphierend schaute er Falkenhayn an. „Die Übergabe wird in Kürze stattfinden.“ Nochmals nahm er einen tiefen Zug. „So wird das laufen, Fritz—für genau eine Milliarde.“ Er legte Falkenhayn die Hand auf die Schulter. „Damit ist unsere Kriegskasse prall gefüllt. Wer soll uns jetzt noch in Deutschland aufhalten? Wir haben den Sicherheitsapparat und das Militär bereits so gut wie unter Kontrolle. Und wer sich in Berlin trotz Erpressung und finanzieller Zuwendungen gegen uns stellt, wird schlußendlich mit der Waffe erledigt. Das machen wir so wie früher. Glaub mir, diese korrupte Politikerbande wird brav nach unserer Pfeife tanzen.“ Thalberg betrachtete siegesgewiß den aufsteigenden Qualm seiner Zigarette. „Mein Plan ist kurz vor der Vollendung. Noch dieses Jahr werden wir die *Bewegung für Deutschland* gründen, und spätestens 2009 gewinnen wir die Wahlen. Und dann, Fritz, bauen wir Deutschland neu auf. Wir werden die Gewerkschaften entmachten, die Parteien neu ordnen und vor allem endlich das Land von den Brüsseler Fesseln befreien, damit es wieder atmen kann, Fritz! Atmen!“ Falkenhayn starrte ihn mit offenem Mund an, und Thalberg zog seinen Arm zurück. „Wir werden eine Armee haben, die nicht am Hindukusch Drogenhändler beschützt, sondern unseren Interessen auf der Welt Nachdruck verleiht, und zwar dort, wo es wirklich wichtig ist.“ Thalberg hielt einen kurzen Moment inne. Er zögerte, aber warum sollte er Fritz nicht in den ganzen Plan einweihen. „Wir werden aus der NATO austreten. Unsere Armee wird Deutschland gegen jeden Gegner selbst verteidigen können. Hörst du—gegen jeden!“

Falkenhayn hob den Kopf. „Du meinst...“ sagte er und ließ den Satz unvollendet.

„Ja“, sagte Thalberg, „Deutschland wird spätestens im Jahr 2015 über eigene Atomwaffen verfügen. Ich habe bereits erste Vorkehrungen getroffen.“

Falkenhayn fiel förmlich in sich zusammen. Seine Miene hatte jede Kraft verloren. Lächelnd blies Thalberg ihm den Rauch ins Gesicht. Offensichtlich wurde Fritz erst jetzt bewußt, was für einen törichten Fehler er begangen hatte. Selbst er mußte nun einsehen, daß der Verkauf des Bernsteinzimmers ein zu verschmerzender Verlust war im Vergleich zu dem großen Ziel. „Fritz, dein Verrat hat mich sehr getroffen. Wir waren wie Brüder. Und nur deshalb gebe ich dir noch eine letzte Chance, deinen Kopf zu retten. Du wirst mir alles über das Mädchen und den Professor berichten.“ Thalberg hielt kurz inne. „Hast du den beiden das Versteck des Bernsteinzimmers verraten?“

„Nein“, sagte Falkenhayn ruhig, aber ohne zu zögern.

„Was wissen die beiden?“

„Nicht viel.“ Falkenhayn fuhr sich mit der Hand über den Hinterkopf. „Sie wissen, daß das Bernsteinzimmer nicht in Königsberg verbrannt ist, und sie kennen die Route von Poss und Ryst und den Gommel-Befehl.“

Vor Überraschung fiel Thalberg fast die Zigarette aus der Hand. Ein stoßartiges, schallendes Gelächter brach aus ihm hervor. „Das heißt, das Mädchen und Parker können die Operation gar nicht stören?“, fügte er ungläubig an, nachdem er sich gefaßt hatte.

Falkenhayn blickte ernst. „Ich hatte dir bereits gesagt, daß ich dich nicht verraten habe.“

Ein zentnerschwerer Druck wich von Thalbergs Schultern. Falkenhayn hatte keine entscheidenden Informationen preisgegeben. Er hatte zwar Unruhe gestiftet, um die Operation aufzuhalten, aber für den eigentlichen Verrat hatte ihm der Mumm gefehlt.

Falkenhayn lehnte sich zurück. „Gib ruhig zu, Carl, daß du nicht sicher warst, ob der Maulwurf die Operation nicht genau im Augenblick der Übergabe an die Russen aufliegen läßt. Du wärest vollkommen schutzlos gewesen.“ Mit kalten Augen sah er ihn an. „Deshalb hast du ja auch so fieberhaft nach der Auftraggeberin der Rechtsanwältin suchen lassen.“

„Das spielt jetzt keine Rolle mehr.“ Thalberg zog an der Zigarette, bis die Glut den Filter erreichte, und stand voller Tatendrang auf. Endlich konnte er die letzten Befehle zur Vorbereitung der Übergabe des Bernsteinzimmers erteilen. Dem Verkauf stand nun nichts mehr im Wege. Er drückte die Zigarette auf einem Bleiteller am Rand des Schreibtischs aus und griff nach dem halbleeren Wodkaglas in Falkenhayns Hand. „Auf Deutschland, Fritz!“, sagte er und leerte das Glas im Stehen, wobei er den Kopf weit nach hinten lehnte. Als er wieder zu Falkenhayn herunterschaute, blickte er in die Mündung einer entschulten Walther PPK.

Damit hatte er nicht gerechnet. Falkenhayn hatte die handliche Waffe wahrscheinlich in seiner Hosentasche bei sich getragen. *Ich hätte ihn durchsuchen sollen*, fluchte Thalberg in Gedanken.

„Setz dich wieder hin, Carl.“

Thalberg erwog für einen Moment, sich auf seinen Kameraden zu stürzen, um ihm die Waffe zu entreißen. Doch dann entschied er sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Falkenhayns Reflexe waren trotz des Alters nicht zu unterschätzen.

„Willst du mich etwa töten, du alter Tropf? Fritz, leg die Waffe nieder. Dir wird nichts geschehen.“

„Was wird mit dem Mädchen passieren?“

„Was soll schon mit ihr passieren?“ Er wunderte sich über Fritz' plötzliche Gefühlsduselei. „Wir werden sie bei passender Gelegenheit aus dem Spiel nehmen, was sonst?“ Er fing an, sich über Falkenhayns aussichtslose und törichte Aktion zu ärgern, und sein Respekt vor der Pistole in der Hand seines Kameraden schwand zunehmend. „Nimm jetzt endlich die Waffe runter, Fritz!“

Doch der schüttelte den Kopf. „Das Mädchen kann die Operation nicht mehr stören.“

Thalberg verstand nicht so recht, worauf er eigentlich hinauswollte. Was scherte er sich plötzlich um das Mädchen?

„Warum sollten wir sie verschonen?“, fragte er.

Ein weicher Schimmer trat in Falkenhayns Augen. „Ich habe sie in die Sache reingezogen. Carl, sie ist völlig unschuldig.“

„Na und?“ Mürrisch schaute Thalberg in die Pistolenmündung. „Sie muß weg.“

„Vielleicht werde ich alt, aber irgendwie fühle ich mich verantwortlich für sie. Laß sie laufen. Ich bitte dich, Carl.“

Thalberg überlegte kurz. „Was machst du, wenn ich nicht auf deine unsinnige Bitte eingehe? Erschießt du mich dann? Das würde dein Mädchen nicht retten. Im Gegenteil. Die Jagd auf sie ginge ohne mich weiter. Ich kann ihr zumindest einen schmerzlosen, schnellen Tod bereiten. Ob sie dieses Privileg auch genießen wird, wenn ich nicht mehr da bin, weiß ich nicht. Überleg dir das gut in deinem verkalkten Hirn, bevor du abdrückst!“

„Ich weiß, Carl, wenn du tot bist, dann übernehmen Leute wie Sarrow die Organisation, und alles wird noch schlimmer.“ Falkenhayn seufzte schwer. „Soll Gott oder der Teufel dich richten. Ich werde es nicht tun. Ich verlange nur eine Gefälligkeit von dir als Kamerad und Freund.“ Er reckte das Kinn und schaute Thalberg mit einem durchdringenden Blick an. Dann senkte er die Pistole, legte sie vorsichtig auf den Fußboden. Unverändert war der Lauf auf Thalberg gerichtet. Doch Falkenhayn drehte sie schließlich behutsam um die eigene Achse, so daß der Griff jetzt auf Thalbergs Seite lag.

„Carl, du kannst diese Bitte nicht ausschlagen. Laß das Mädchen laufen!“

Thalberg atmete schwer. Plötzlich verspürte er einen Stich in der linken Brust. Was jetzt geschah, hatte er so nicht gewollt, aber die Entscheidung war längst gefallen. Lange ließ er seine Augen über Falkenhayns zerklüftetes Gesicht schweifen, der stolz und regungslos durch ihn hindurchsah. Dann erhob er sich abrupt von seinem Stuhl und stand kerzengerade vor ihm. „Ich habe dich um etwas gebeten, Carl!“

Thalberg stand ebenfalls auf. Nahezu unmerklich senkte er seinen Kopf und deutete ein Nicken an. Falkenhayns rechte Hand erhob sich langsam zum Gruß, und die Finger verharrten über der Schläfe. Aus seinen Augen rollten Tränen. Thalberg grüßte zurück, drehte sich auf den Stiefelabsätzen um und verließ den Raum.

Leise zog er die Tür ins Schloß. In Gedanken versunken, fingerte er sich eine weitere Zigarette aus dem Päckchen, zündete sie mit starrem Blick an und lehnte sich mit dem Rücken an die geschlossene Tür.

Kein Laut drang aus dem Zimmer. Thalberg dachte an das Mädchen. Er hatte Fritz nicht ausdrücklich versprochen, die Journalistin zu verschonen, er hatte lediglich seinen letzten Wunsch zur Kenntnis genommen. Mißmutig senkte er den Kopf und betrachtete seine verschmutzten Stiefel. Auf was wartete Fritz noch?

Als seine Lippen erneut die Kippe berührten, fiel hinter ihm der Schuß. Er drehte sich um und legte seine Hand auf die Türklinke. So verharrte er einige Sekunden, bevor er die Tür schließlich öffnete.

Falkenhayn lag auf dem Boden. Sein Schädel war an einer Seite aufgerissen. Blut und eine weiße Masse, gespickt mit Knochensplintern, quollen hervor. Thalberg achtete sorgfältig darauf, nicht in die Blutlache zu treten, als er sich dem Kameraden näherte. Leere Augen starrten ihn an. Um Falkenhayns Mund hatte sich ein seltsames Lächeln gelegt. In der linken Hand hielt er ein Amulett, das Thalberg sofort wiedererkannte. „Bis zuletzt ein Narr!“, sagte er, während er niederkniete und Falkenhayn prüfend seine Hand auf die Halsschlagader legte.

Er war tot.

Thalberg tätschelte ihm zweimal die von zahllosen Falten durchfurchte Wange. „Mach’s gut, Fritz“, murmelte er und erhob sich. Mit schweren Schritten ging er zurück zur Tür. Kurz davor hielt er inne und wandte sich noch einmal mit ernster Miene um. „Tut mir leid, Fritz. Das Mädchen werde ich nicht verschonen können. Du hättest sie nicht in die Sache reinziehen dürfen.“

Thalberg schreckte im Flugzeug von seinem Sitz hoch. Er mußte eingeschlafen sein. Er schluckte trocken und sah durch das kleine Bordfenster in die Dunkelheit.

Nur noch du bist übrig. Du bist der Letzte, der das Geheimnis kennt.

Bis auf Maria, ging ihm plötzlich durch den Kopf. Doch Maria wußte nicht, wo sich das Bernsteinzimmer befand. Und eigentlich zählte sie auch nicht. Sie war nichts weiter als eine dumme Stabshelferin. Wäre er damals rechtzeitig durch die russischen Linien zurück nach Königsberg gelangt, wäre sie aus der eingeschlossenen Stadt nicht mehr herausgekommen. Er hatte ihr strikte Befehle erteilt. Sie sollte an der Seite des Museumsdirektors in Königsberg bleiben, damit der Gauleiter keinen Verdacht schöpfte. Vielleicht hätte sie den Sturm der Roten Armee auf Königsberg gar nicht überlebt, aber das raffinierte Weibsstück hatte Falkenhayn in kürzester Zeit den Kopf verdreht und sich so eine Fahrkarte in die Freiheit verschafft. Er holte aus seiner Tasche das Bernstein-Amulett hervor, das seine Männer ihm gegeben hatten. Seit 1945 hatte Fritz es immer bei sich geführt. Wie oft hatte er dieses alberne Geschenk sehnsüchtig betrachtet. Thalberg hatte ihm deswegen Vorhaltungen gemacht, genützt hatte es nichts. „Obwohl sie dich verlassen hat, hast du sie bis in den Tod geliebt“, sagte er leise. „Ich werde dir das Amulett mit ins Grab werfen, Fritz.“

Je länger er das Amulett durch seine Finger gleiten ließ, desto mehr keimte Zweifel in ihm auf. Konnte ihm eine fast neunzigjährige Frau gefährlich werden? Sie war immerhin das einzige Mitglied der Organisation, das sich offen gegen ihn gestellt hatte und noch am Leben war. Ob Falkenhayn sie ins Vertrauen gezogen

hatte? Er konnte sich das nur schwer vorstellen. Fritz hatte gesagt, dass er das Geheimnis um das Bernsteinzimmer niemandem verraten hatte, und doch hatte er ihn getäuscht. Der alte Narr hatte während ihrer Unterredung im Chalet mit keinem Wort erwähnt, daß das Mädchen und Parker nicht weit von ihnen entfernt in der alten Almhütte saßen. Erst als Thalberg die Hütte vorsorglich in Augenschein genommen hatte, war ihm klar geworden, wie nah er den beiden Flüchtigen gekommen war. Fassungslos hatte er im Holzhaus vor dem großen Tisch gestanden und auf die Bernsteinarbeit geschaut, die Fritz ganz offensichtlich aus dem Bernsteinzimmer entwendet hatte.

Nachdem seine Männer die beiden Rucksäcke durchsucht hatten, bestand kein Zweifel mehr, daß es sich bei den Besitzern um einen Mann und eine Frau handelte. Leider war es ihnen mangels Passwort nicht gelungen, den Laptop zu starten. Ahnungsvoll hatte er einen Mann nach unten zu den beiden Geländewagen geschickt und zehn Minuten später per Telefon die Bestätigung dafür erhalten, daß ihm das Mädchen und Parker erneut entwischt waren.

Die deutsche Polizei fahndete zur Zeit im Zuge der Amtshilfe verdeckt nach einem Landrover Baujahr 1952, aber davon versprach sich Thalberg nicht allzu viel. Er nahm einen Schluck aus seinem Glas, was den Zorn über den Mißerfolg ein wenig linderte. *Wir machen einfach zu viele Fehler*, räumte er sich selbst gegenüber unumwunden ein. Seine Gedanken wanderten erneut zu Maria. Diesmal würde er kein Risiko eingehen. Er schaute auf die Uhr und biß die Zähne zusammen. Noch über eine Stunde war er in diesem Flugzeug gefangen, von jeder Kommunikation abgeschnitten.

Kapitel 37

Zoé steuerte den Jaguar mit durchgedrücktem Gaspedal über die französische Autobahn. Aus den Augenwinkeln registrierte sie die Hinweisschilder. Nur noch wenige Kilometer bis Metz, der alten Industriestadt, in der sich ein wahrer Schatz verbarg: Chagalls wundervolles Kirchenfenster in der gotischen Kathedrale. Zu einer anderen Zeit hätte sie gerne einen Abstecher in die Stadt gemacht, aber heute blieb ihr nichts anderes übrig, als den Wagen, so schnell es ging, voranzutreiben. Denn bis zu ihrem Zielort in der Bretagne lagen noch über achthundert Kilometer vor ihnen.

Trübe Gedanken kreisten in ihrem Kopf. Früher oder später würden die Verbrecher den fehlenden Wagen entdecken und vielleicht sogar die Almhütte aufsuchen. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wäre die Jagd auf sie erneut eröffnet.

Und das war leider noch nicht alles. Die Dinge lagen viel schlimmer. Falkenhayn war mit Marias Amulett in der Hand gestorben. Die Spur führte also direkt nach Frankreich. Zoé schätzte, daß der Anführer der Männer ungefähr so alt wie Maria und Falkenhayn war. Vermutlich kannte er Maria aus den gleichen Gründen wie Falkenhayn. Alle drei waren 1945 in Königsberg gewesen. Sie biß sich auf die Unterlippe. Ihre Oma befand sich in weitaus größerer Gefahr, als sie zunächst angenommen hatte.

„Was ist los?“, fragte Parker, dem Zoés Grübeleien nicht entgangen war.

„Ich frage mich die ganze Zeit, ob wir es riskieren können, meine Großmutter per Telefon zu warnen.“ Sie schaute ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Parker überlegte. „Für eine Organisation, die sich sogar in den BKA-Zentralcomputer hacken kann, dürfte eine flächendeckende Telefonüberwachung nur ein Kinderspiel sein.“ Er hegte keine Zweifel daran, daß in diesem Fall ein Anruf bei Maria ihrem Todesurteil gleichkäme. „Nehmen wir einmal an, wir würden Maria bei der nächsten Tankstelle anrufen, wie schnell kann sie sich dann in Sicherheit bringen?“

„Das hängt vom Wetter ab“, sagte Zoé.

Er verstand nicht so recht, was sie meinte.

„Meine Großmutter wohnt auf einer Insel im Ärmelkanal. Ungefähr sechs Seemeilen von der bretonischen Küste entfernt“, erläuterte Zoé. „Die Insel kann bei Sturm oder hohem Seegang wegen der scharfen Klippen nicht verlassen werden. Und im Januar hat das schlechte Wetter in der Bretagne Hochsaison.“

Parker verkniff sich einen Kommentar. Er hatte eigentlich angenommen, die Schlechtwettersaison in der Bretagne dauere von September bis August.

„Außerdem ist meine Oma fast neunzig. Ich bezweifle, daß sie überhaupt flüchten will. Vielleicht entschließt sie sich dazu, nach Paris zu fliegen und sich dort ein Zimmer im Hotel Ritz zu nehmen. Früher hat sie das geliebt, aber heute...“ Sie zuckte resignierend mit den Schultern. „Wahrscheinlich bleibt sie einfach auf ihrer Insel.“ Entmutigt schaute sie zu ihm herüber. „Ich habe das Gefühl, daß sich die Schlinge um uns immer enger zuzieht.“

Parker antwortete nicht und schien in Gedanken versunken zu sein. Zoé schaute auf die Straße, die sie in einem endlosen Bogen in ein dunkles Tal führte. Finstere Gedanken überkamen sie. *Ob Maria überhaupt noch lebt?* Vielleicht hatten die Killer ihre Großmutter schon umgebracht und lauerten nun auf der Insel. Fest umfaßte sie das Lenkrad und riß sich zusammen. Sie mußte einfach davon ausgehen, daß Maria noch lebte und sie einen Vorsprung vor den Verschwörern hatten—sonst wäre der Kampf schon verloren. Abermals warf sie einen flüchtigen Blick zur Seite und sah, daß Benjamin weiter grübelnd auf die Straße schaute. Irgendetwas schien ihn zu beschäftigen.

Er hatte ihren Blick bemerkt und schaute sie an. „Es gibt jemanden, den wir vielleicht benachrichtigen könnten.“ Er seufzte schwer. „Aber ich glaube, auch das ist zu gefährlich.“

„Wen?“

„Ich habe einen Kontakt zur Bundeskanzlerin.“

Zoé war verblüfft. „Du kennst jemanden, der die Kanzlerin ansprechen könnte?“

„Nein. Ich selbst kenne sie. Es hat mit meiner Arbeit als Kunstrechtler zu tun. Ich begleite die Kanzlerin bei ihrem Antrittsbesuch in Moskau.“ Er senkte den Kopf und massierte seinen Nacken mit einer Hand. „Vielleicht hast du davon gehört. Es stand in der Zeitung, und gestern hat es auch einen Fernsehbericht dazu gegeben.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das wußte ich nicht.“ Irgendwie kam er ihr zerknirscht vor. Sie hatte das Gefühl, daß er noch etwas für sich behalten hatte. „Und wie willst du die Kanzlerin erreichen?“

„Sie hat mir ihre persönliche Handynummer gegeben.“

„Aha.“

„Ja“, sagte er langsam und verschränkte die Arme. „Nur so, rein vorsorglich—für alle Fälle.“

„Soso, für alle Fälle?“

Er blickte sie an. „Zoé, ich muß dir etwas sagen.“

„Was denn?“

„Im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Russlandreise...“ er stockte, „...tja, wie soll ich es dir sagen...?“

„Sag es einfach.“

Er seufzte. „Also, die Kanzlerin hat mich gebeten, das Bernsteinzimmer zu suchen, und mir...“

„Du suchst für die Kanzlerin das Bernsteinzimmer?“

„Ja“, sagte Parker und wurde im gleichen Augenblick heftig nach vorne geschleudert. Die Gurte schnitten ihm die Luft ab, und er rang nach Atem, während der Wagen abrupt an Geschwindigkeit verlor. Zoé hatte eine Vollbremsung hingelegt, die den Jaguar mit quietschenden Reifen über die Autobahn schlittern ließ. Nach ein paar Sekunden, in denen er den Wagen schon gegen die Leitplanken krachen sah, brachte sie den Jaguar schließlich auf dem Standstreifen zum Stehen.

Aufgelöst schaute sie ihn an. „Du bist die ganze Zeit heimlich im Auftrag der Bundesregierung unterwegs?“ Ihre Augen verengten sich zu Schlitzen, und er begann, sich unter dem messerscharfen Blick unwohl zu fühlen, aber immerhin konnte er wieder atmen. „Du steckst mit der Regierung unter einer Decke und sagst mir nichts?“

„Nicht mit der Regierung, nur mit der Kanzlerin—und schon gar nicht unter einer Decke!“

„Warum hast du mir das verschwiegen?“

„Ich hielt es bisher für unwichtig.“

Er fragte sich, ob es vielleicht besser gewesen wäre, ihr schon früher vom Gespräch mit der Kanzlerin zu berichten. Er erinnerte sich allerdings an keine Gelegenheit, seit er Zoé kennengelernt hatte, die hierfür wirklich passend gewesen wäre.

Sie preßte die Lippen aufeinander und blickte mit ernster Miene aus dem Fenster. Angestrengt schien sie den Sternenhimmel zu beobachten. Das Licht des Mondes modellierte ihr ebenmäßiges, ernstes Gesicht wie ein Kunstwerk. *Es stimmt*, dachte Parker. *Manche Frauen sehen hinreißend aus, wenn sie sauer sind.* Er versuchte, einen möglichst betroffenen Gesichtsausdruck zu machen.

Sie drehte sich wieder zu ihm um, und er spürte, wie ihre Augen ihn förmlich durchbohrten. „Bist du ein Geheimagent oder so was?“ Ihr Tonfall war ohne jede Melodie.

„Nein. Ich bin seit Jahren Professor an der Uni Heidelberg. Vorher habe ich ein paar Jahre für eine große Organisation gearbeitet, allerdings nicht für die CIA, sondern die OSZE. Zurzeit berate ich die Kanzlerin in einigen kunstrechtlichen Fragen und tingle mit einer jungen Journalistin durch Frankreich.“

In ihren Augen loderte ein stahlblaues Feuer. „Du bist nur hier, weil du das Bernsteinzimmer finden willst. Du hast dich an mich rangemacht, um deinen Geheimauftrag zu erfüllen.“

Er war fassungslos. Wie konnte sie bloß glauben, daß er nur wegen der Kanzlerin hier war? „Zoé! Ich suche das Bernsteinzimmer, weil ich wissen will, wer Anne ermordet hat, und weil du mich in deine Suite gelockt hast, wo ich übrigens fast umgebracht worden wäre.“ Er holte einmal tief Luft. „Und dann bin ich mit dir nach Bayern gefahren, weil du mich darum gebeten hast. Leider hattest du vergessen, die unbedeutende Kleinigkeit zu erwähnen, daß in den Bergen ein schießwütiger Irrer mit seinem Gewehr auf mich wartet und daß es in deiner Umgebung auch sonst nur so wimmelt von gemeingefährlichen Killern.“

Sein Vortrag schien sie wenig zu beeindrucken. Unruhig trommelte sie mit den Handflächen auf das Lenkrad und konzentrierte sich danach wieder auf die hell leuchtenden Himmelskörper über ihr. Erst nach einiger Zeit warf sie ihm einen tiefen Blick zu und sagte laut: „Du bist ein Spion, Benjamin Parker.“

Anstatt sich erneut zu rechtfertigen, lächelte er sie an. „Dann hast du vorhin einen Spion geküßt.“

Er näherte sich ihr, woraufhin sie zur Tür rutschte.

„Hör zu, Zoé. Ich erzähle dir, was mit der Kanzlerin war.“

Sie neigte den Kopf zur Seite und musterte ihn unter halb geschlossenen Lidern mit einem skeptischen Blick und nickte.

Ausführlich berichtete er ihr von seinem Treffen im Bundeskanzleramt. Auf ihrer Miene verwandelte sich der Ärger allmählich in Verblüffung.

„Das heißt, daß die Bundesregierung bereits von den Gerüchten um die Existenz des Bernsteinzimmers gehört hat?“

„Wahrscheinlich von noch weitaus mehr.“

„Du meinst, die Kanzlerin wußte bereits von Annes Kontaktaufnahme mit dem BKA und ihrer Suche nach dem Bernsteinzimmer, als sie dich beauftragt hat?“

„Da bin ich mir ziemlich sicher. Sie wußte von Annes Tod, also war sie auch über ihre Aktivitäten im Bilde. Der Kanzlerin war mit Sicherheit klar, daß Anne wegen des Bernsteinzimmers umgebracht worden ist.“ Nachdenklich schaute sie ihn an. „Sie konnte sich leicht ausrechnen, daß du Nachforschungen über Annes Tod anstellen würdest. Durch den Geheimauftrag hat sie dich an sich gebunden, für alle Fälle.“

Parker hatte noch eine andere Vermutung. „Möglicherweise bin ich eine Art Lockvogel.“

„Dann hätte sie dich überwachen lassen. Aber im Adlon war von Polizei weit und breit nichts zu sehen.“

„Daß wir sie nicht gesehen haben, heißt nicht, daß sie nicht im Hotel waren.“

Zoé strich sich einige Strähnen aus dem Gesicht und sah ihn geradewegs an. „Benjamin, und nach alledem willst du ernsthaft der Kanzlerin unser Leben anvertrauen?“ Sie verdrehte die Augen und setzte ein argwöhnisches Lächeln auf. Dann schenkte sie ihm einen Blick, mit dem Frauen ihm gemeinhin zu verstehen gaben, daß er von der Durchtriebenheit des weiblichen Geschlechts keinen blassen Schimmer hatte. „Du willst sie also wirklich anrufen, deine Kanzlerin?“

„Nein“, sagte er. „Sie kann jetzt auch nur die französischen und deutschen Polizeibehörden benachrichtigen. Da können wir auch gleich unseren Aufenthaltsort in die Zeitung setzen. Wir wissen doch, daß es bei der Polizei ein scheunentorgroßes Leck gibt—was bedeutet, daß spätestens unser Anruf dazu führen wird, daß

man jemanden losschickt, um Maria und uns zu töten. Jemand, der vielleicht einfach in ein Sportflugzeug steigt und lange vor uns da ist.“

Sie musterte ihn eindringlich. „Gibt es noch etwas, was du mir noch nicht gesagt hast?“

Ihre Blicke trafen sich. „Ganz bestimmt.“

Zoés Augen weiteten sich für einen Sekundenbruchteil, dann lächelte sie. „Was machen wir jetzt?“

„Wir fahren weiter.“ Er streichelte ihr über das Haar, aus dem sich wieder zwei unzählbare Locken gelöst hatten. Sie drehte den Schlüssel im Zündschloß und trat aufs Gaspedal. Mit durchdrehenden Reifen machte der Wagen einen Satz nach vorne und nahm wieder Fahrt auf. „Beeilen wir uns.“

Kapitel 38

Die Sonne stand knapp über dem rötlich-violett schimmernden Meer, dessen ruhige, gleichmäßige Wellen über den langen Sandstrand glitten. Die Bucht war in das sanfte, warme Licht des anbrechenden Morgens getaucht. Im Westen lag ein von festen Mauern geschützter Hafen. Die Masten der kleinen Jachten und Fischerboote, die eng an eng im Hafenbecken Schutz gefunden hatten, klimperten im sanften Wind und gaben dem dahinterliegenden Touristen- und Fischerdorf ein Morgenkonzert. Über dem ganzen Ort hatte sich eine fast märchenhafte Stimmung ausgebreitet, die Parker in ihren Bann gezogen hatte. Die Szenerie war zu vollkommen, um wirklich zu sein, dachte er. Auf Fotos oder Gemälden würde davon kaum mehr als Kitsch übrig bleiben. Er kurbelte das Fenster der Jaguars herunter, streckte seinen Kopf aus dem Wagen, spürte die Wärme der aufsteigenden Sonne und atmete tief die meergetränkte, salzige Luft der Bretagne ein.

Nach stundenlanger Fahrt hatte er den Jaguar schließlich vor einer *Boulangerie* zum Stehen gebracht. Von ihrem eigentlichen Zielort waren sie jetzt nur noch dreißig Kilometer entfernt. Vorsorglich suchten seine müden Augen die Umgebung ab. Bis auf zwei ältere Männer mit rosigen Gesichtern und in Ölzeug, die vor einem Café saßen, fiel ihm nichts Verdächtiges auf. Wahrscheinlich Fischer, die nach einer arbeitsreichen Nacht auf See einen heißen *café crème* genossen. Über den Köpfen der Seemänner blinkte ein rot erleuchtetes Schild mit der Aufschrift *Ici Internet*. Parker lehnte sich zurück und sah zu Zoé hinüber, die auf der anderen Straßenseite vor der Bäckerei in einer Schlange von bretonischen Frauen und Männern stand. Sie versuchte ihre Haare mit einem Haarband zu bändigen, als eine Frau etwas zu ihr sagte. Zoé lächelte und begann fröhlich ein Gespräch mit ihr. Die Ankunft in der Bretagne hatte ihr offenkundig Zuversicht und Fröhlichkeit zurückgegeben.

Parkers Gedanken schweiften ab. Er dachte an Maria und fragte sich, welche Verbindung zwischen Zoés Großmutter, Falkenhayn und den Killern bestand. War Maria am Raub des Bernsteinzimmers beteiligt gewesen?

Vieles sprach dafür, daß sie zumindest von der Verschwörung gewusst hatte, da Falkenhayn im Januar 1945 ihr Geliebter war. Erneut kam ihm das Gruppenbild

der Soldaten in den Sinn, das über Falkenhayns Schreibtisch gegangen hatte. Wer waren die Offiziere? Und wer war vor allem der schwächliche Kommandeur der Einheit, der in der vordersten Reihe Platz genommen hatte?

Abermals überkam ihn das Gefühl, daß er den kleinen Offizier mit dem intelligenten Blick schon einmal gesehen hatte. Ein ganz leises Signal ertönte irgendwo im Inneren seines Kopfes. Er schloß die Augen und konzentrierte sich.

Schon bevor er in die Schule gekommen war, hatte er sein fotografisches Gedächtnis bemerkt—und später als Jurastudent hatte diese Fähigkeit ihm sehr geholfen, als er sich zahllose Gerichtsurteile und Rechtsmeinungen hatte einprägen müssen. Auch diesmal ließ ihn seine besondere Erinnerungsfähigkeit nicht im Stich. Vor seinem inneren Auge entstand das Gruppenbild aufs Neue. Offensichtlich gehörten die Männer dem Heer an, dessen feldgraue Uniformen sie trugen. Rang und Alter waren vollkommen unterschiedlich. Jüngere und ältere Offiziere standen ohne erkennbare Hierarchie und Ordnung nebeneinander. Keiner trug eine Waffe oder Munition am Körper. Auch Mützen oder Stahlhelme fehlten. Daß es sich hier nicht um gewöhnliche Soldaten handelte, war offenkundig. Doch was war das für eine Einheit?

Und dann sah er es—genau in dem Moment, als jemand von außen an die Tür des Jaguars klopfte.

Er schreckte auf und schaute geradewegs in Zoés lachendes Gesicht. Sie stand mit einer riesigen Papiertüte, gefüllt mit Croissants, und einer gefalteten Zeitung neben ihm. „Ich dachte schon, du wärest eingeschlafen.“

Entgeistert sah er zu ihr hoch. „Die haben Streifen auf den Hosen!“

„Bitte?“

„Erinnerst du dich an das Gruppenbild, das in Falkenhayns Arbeitszimmer hing?“

„Ja, ich habe es mir zwar nicht so genau angeschaut, aber ich weiß, welches Foto du meinst.“

„Die abgebildeten Offiziere haben Streifen auf den Hosen.“

„Hosenstreifen?“ Ihr Blick zeigte Unverständnis.

„Ja“, sagte Parker. „Das Bild bei Falkenhayn war schwarzweiß. Die Streifen sind in Wirklichkeit rot.“

„Schick“, sagte Zoé und zog ein Croissant aus der Tüte. „Magst du auch?“ Sie lächelte ihn an. „Nun sag schon, was es damit auf sich hat!“

Parker konnte kaum fassen, daß ihm dieses Detail bisher entgangen war. „Rote Streifen waren bei der Wehrmacht keine Mode, sondern eine besondere Auszeichnung.“

„Und für was?“

„Nur Angehörige des Generalstabs waren berechtigt, solche Streifen auf ihren Hosen zu tragen.“

„Sieh an, sieh an.“ Zoés riß ein Stück von dem Hörnchen ab. „Also waren es Generalstabsoffiziere, die das Bernsteinzimmer geraubt haben.“

Parker nickte. „Das Problem ist nur, daß es damals nicht gerade wenige Offiziere im Generalstab gab. Die Wehrmacht hatte einen zentralen Führungsstab, aber auch die einzelnen Waffengattungen verfügten natürlich über ihre Stäbe. Und alle planten und führten den gleichen Krieg.“ Er hatte sich im Zuge seiner Beutekunstforschungen zwangsläufig mit den militärischen und politischen Führungsstruk-

turen des Nazi-Staates auseinandergesetzt. Mit Erstaunen hatte er das wilde Nebeneinander der verschiedensten Machtapparate kennengelernt. Im gleichgeschalteten Großdeutschland galt zwar im Zweifel immer und überall der Befehl Hitlers, doch meistens fehlte es an klaren Befehlen des Führers, und so kämpften die nachgeordneten politisch-militärischen Organisationen und ihre Befehlshaber ver-bissen um Einfluß und wirtschaftliche Vorteile.

Zoé legte die Stirn in Falten. „Ich dachte bisher, daß die Generäle bis zum Ende treu zu ihrem Führer gestanden haben.“

„Das traf für die Mehrheit zweifellos zu. Denk nur an die Aufnahmen von Hitler und seinen Generälen wenige Monate vor Kriegsende—auf denen Hitler, körperlich schon gezeichnet, sich über Karten beugt und Geisterarmeen befiehlt, während die anwesenden Offiziere in Ehrfurcht erstarrt neben ihm stehen. Widerspruch duldete der Führer schon seit dem Frankreichfeldzug nicht mehr.“ Nie würde er diese unterwürfige Ergebenheit der höchsten deutschen Befehlshaber verstehen können.

„Bis auf die Attentäter vom 20. Juli“, sagte Zoé.

„Ja.“ Parker rieb sich die Stirn und rief sich noch mal das Gruppenbild in Erinnerung. „Aber ich habe keinen von den bekannten Verschwörern auf dem Bild wiedererkannt. Erinnerst du dich an den Offizier, der in der Mitte der ersten Reihe saß?“

„Vage—der Kleine mit dem gefährlichen Blick?“

„Genau der. Irgendwoher kenne ich das Gesicht. Aber der Mann gehörte definitiv nicht zu den Attentätern des 20. Juli.“

„Sind die meisten der Verschwörer nicht ohnehin nach dem gescheiterten Attentat verhaftet und ermordet worden?“ Zoés Blick suchte seinen. „Schwer vorstellbar, daß die übrig gebliebenen Verschwörer nur wenige Monate später in der Lage gewesen sein sollen, das Bernsteinzimmer zu klauen.“

„Da ist was dran.“ Parker seufzte. „Ein derartig lang geplantes Kommandounternehmen hat nur eine straff organisierte Geheimorganisation durchführen können. Dafür fehlten den wenigen Verschwörern nach den vielen Verhaftungswellen sicher die Möglichkeiten und auch der Mut.“ Er strich sich durch die Haare. „Möglicherweise gehört die Truppe auf dem Gruppenbild zum Geheimdienst.“

„Selbst in der französischen Schule haben wir gelernt, daß die Deutschen über eine hervorragende Spionageeinheit verfügten—*die Abwehr*“, sagte sie mit bewußt französischem Akzent. „Der Chef hieß so ähnlich wie das französische Wort für Ente, *canard*, glaube ich.“

„Admiral Canaris.“ In Parkers Gehirn begann unwillkürlich ein Schwarm von Gedanken zu flattern. „Für viele Deutsche gehört Canaris nach wie vor zu den wenigen Heldengestalten im Dritten Reich. Und das, obwohl seit längerem bekannt ist, daß er möglicherweise an der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht beteiligt war. Canaris wurde im April 1945 als mutmaßlicher Mitverschwörer des 20. Juli im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet. Dieser Opfertod hat seine hohe Reputation in Deutschland besiegelt. Seinen Geheimdienst, die Abwehr, hatte Hitler ihm schon im Februar 1944 weggenommen und dem SS-geführten Reichssicherheitshauptamt unterstellt.“

Zoé verzog den Mund. „Und damit scheidet die Abwehr als Räuberin des Bernsteinzimmers aus.“

„Ja“, sagte Parker und wußte im gleichen Augenblick, was er die ganze Zeit übersehen hatte. „Zoé, ich bin solch ein Idiot! Komm mit!“

Er nahm ihr die Tüte und die Zeitung ab und legte beides auf den Beifahrersitz. Dann stieg er aus dem Wagen, ergriff ihre Hand und ging mit ihr in das Café gegenüber. Er ließ sich von der Wirtin den Internet-Zugang zeigen, bestellte zwei Café Crème und setzte sich hinter den Computer, der am Fenster stand. Dann tippte er drei Buchstaben in die Suchmaschine: *FHO*.

Grinsend schaute er Zoé an, deren schwarze Augenbrauen sich fragend zusammenzogen. „Benjamin, was soll das alles?“

Auf dem Bildschirm zeigte die Suchmaschine verschiedene Treffer an. Parker zeigte auf den Eintrag an dritter Stelle:

Fremde Heere Ost

„Was ist das?“

„Das war die berühmteste Abteilung des Auslandsgeheimdiensts der Wehrmacht, angesiedelt beim Oberkommando des Heeres und zuständig für den Krieg im Osten. Geleitet wurde er von einem General.“

Parker gab den Namen des Generals ein, und sofort erstreckte sich eine lange Trefferliste auf dem Screen. An fünfter Stelle sah Parker eine Reihe von Fotos im Kleinformat, die den Geheimdienstchef sowohl als jungen Wehrmachtsoffizier als auch im Alter und in Zivilkleidung zeigten.

Zoé hatte sich auf Parkers Schulter gestützt und beugte sich zum Bildschirm hinunter. Hastig verschlang sie den Rest des Croissants. Parker klickte ein Foto des Generals in Uniform an, und es erschien im Großformat.

„Der kleine Offizier mit dem durchdringenden Blick!“, rief Zoé. „Der General war Falkenhayns Chef.“

Er pffte durch die Zähne. „Tja, Falkenhayn hat für die FHO gearbeitet.“ Es verschlug ihm fast die Sprache. „Zoé, ich fürchte, wir haben uns mit einem mächtigen Gegner angelegt.“

Ihn traf ein skeptischer Blick. „Die FHO ist doch, wie du sagst, ein Nachrichtendienst der Wehrmacht gewesen. Die Wehrmacht gibt es doch gar nicht mehr.“

Angespannt atmete er aus. „Die Wehrmacht ist zwar mit den Nazis untergegangen, aber der General war gerissen genug, um die FHO unversehrt in die Nachkriegszeit hinüberzuretten. Nach dem Krieg nannte sie sich die Organisation oder einfach nur Org. Die FHO oder Org ist einer der mächtigsten Geheimdienste der Welt. Du kennst ihn. Heute heißt er Bundesnachrichtendienst.“

Kapitel 39

Der Bug des kleinen Motorbootes senkte und hob sich behutsam, während es über die sanften Wellen des Ärmelkanals glitt. Hoch über dem Boot trugen Sonne und Wolken einen Wettstreit miteinander aus, der die See in ständig wechselnde grüne und blaue Farbmischungen tauchte. Wer dieses Spektakel einmal in seinem Leben erlebt hatte, dachte Zoé mit fest um das hölzerne Steuer gelegten Fingern, verstand, warum die Bretonen für Grün und Blau nur ein Wort hatten. Sie wandte

sich um, um Benjamin auf das Naturschauspiel aufmerksam zu machen, doch der hatte es sich im Heck bequem gemacht und studierte mit konzentriertem Blick die französische Tageszeitung *France Ouest*, die sie in der Boulangerie erstanden hatte.

Du verpaßt etwas, Benjamin, dachte sie. Wie sehr hatte sie als Kind die gemeinsamen Bootsfahrten mit ihrer Großmutter und dem Hausmeister, dem alten Paul, geliebt! Damals besaß ihre Oma nur diese kleine Barke, mittlerweile leistete Maria sich allerdings den Luxus einer komfortablen Yacht, die normalerweise von Paul im Bootsschuppen der Insel liebevoll gehegt und gepflegt wurde. Für unerwartete Gäste und Notfälle lag das betagte Motorboot im Hafen. Den Schlüssel hatte Zoé wie gewohnt vom Hafenmeister erhalten. Der alte Seebär hatte sie sofort wiedererkannt und an sich gedrückt. Besorgt hatte sie ihn nach Maria gefragt. „*Madame est là!*“, waren seine erlösenden Worte gewesen. Maria war auf der Insel, und niemand hatte nach ihr gefragt oder gar ein Boot gemietet, um dorthin zu gelangen. Erleichtert atmete sie durch. Weit und breit keine Spur von den Killern.

Sie schlug einen nordöstlichen Kurs ein und blickte dem Horizont entgegen. Sie konnte es kaum erwarten, endlich ihre Großmutter wiederzusehen. Der frische Wind, der ihre Jacke glattstrich und mit den Strähnen ihrer Haare spielte, tat ihr gut. Ihre Zuversicht stieg mit jeder Meile, die das Boot sich vom Festland entfernte.

Nur die Entdeckung, welcher Organisation Falkenhayn und die Verbrecher angehörten, lag ihr unverändert wie ein Stein im Magen. Anfänglich konnte sie gar nicht glauben, daß der BND hinter alldem steckte. Doch Benjamin hatte ihr die abenteuerliche Entstehungsgeschichte des Geheimdienstes erzählt. Der General hatte bereits Anfang 1945 und noch als Chef der FHO sämtliches nachrichtendienstliche Material kopieren lassen. Die brisanten Informationen über die sowjetischen Streitkräfte verschwanden dann in fünfzig wasserdichten Stahlkisten und wurden von FHO-Agenten irgendwo in den Bayerischen Alpen versteckt. Damit hatte er die Grundlage für eine unglaubliche Nachkriegskarriere gelegt, die detailliert im Internet nachzulesen war: Im April 1945 hatte Hitler ihn in einem Wutanfall wegen der schonungslosen Feindlageberichte der FHO als Geheimdienstchef abgesetzt, was dem General endgültig freie Hand gab, um sich auf den bevorstehenden Zusammenbruch des Dritten Reiches vorzubereiten—und alles war wie am Schnürchen gelaufen. Wie auf ein verabredetes Zeichen hin verschwanden er und seine Leute kurz vor Kriegsende plötzlich von der Bildfläche und tauchten erst danach im amerikanisch besetzten Teil Deutschlands wieder auf. Er hatte sich im Morgengrauen des 28. April 1945 von einem seiner Männer in einem Seitental der bayerischen Alpen absetzen lassen. Aus Angst vor versprengten SS-Einheiten war der General abseits der Wege durch tiefen Schnee den Berg hochgestiegen, bis er nach vielen mühevollen Stunden sein Ziel erreicht hatte—eine abgelegene Almhütte mit einem traurigen Namen auf über tausend Metern Höhe.

Zoé hatte ihre Rolle als passive Zuschauerin nicht mehr ausgehalten und war auf Benjamins Schoß vor den Computer gerutscht. Ahnungsvoll gab sie den Namen der Alm in die Internet-Suchmaschine ein: *Elendsalm*.

Die meisten Treffer waren Reiseberichte von Wanderern und Mountainbikern. Sie klickte einen Foto-Bericht an und schlug vor Aufregung auf den Tisch, als sie

das Foto sah. „Falkenhayns Almhütte.“ Sie wechselte einen vielsagenden Blick mit Benjamin. „Unglaublich.“

Es bestand nicht der geringste Zweifel: Die Hütte auf der Elendsalm war genau diejenige, in der Falkenhayn sie erwartet hatte. Der General hatte mit seinen Männern und einigen Stabsshelferinnen hier seelenruhig den Vormarsch der Amerikaner abgewartet und sich dann wenige Tage später freiwillig den amerikanischen Truppen gestellt. Von Anfang an bot er der US-Regierung eine rückhaltlose Zusammenarbeit an, die die Amerikaner vor dem Hintergrund des aufziehenden Kalten Krieges bereitwillig annahmen—zumal die FHO den Geheimdiensten außerordentlich wertvolle Informationen zu bieten hatte. Kein anderer Nachrichtendienst der Welt verfügte bei Kriegsende über auch nur annähernd vergleichbare Kenntnisse über die Rote Armee wie die FHO. Und kein anderer Dienst konnte mit dem weitverzweigten Spionagenetz in Russland konkurrieren. Wie von dem gewief-ten Agentenführer vorausgesehen, waren die Amerikaner auf ihn und seine Geheiminformationen dringend angewiesen. Es überraschte daher nicht, dass zunächst der amerikanische Militärgeheimdienst und dann später die neu gegründete Central Intelligence Agency die FHO unter ihre Fittiche nahm. Von da an ging es mit dem General steil bergauf. Aus der FHO wurde kurzerhand die Organisation bzw. Org und dann 1956 sogar der BND—mit Hitlers ehemaligem Geheimdienstchef als erstem Präsidenten, der den Dienst bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1968 führte.

Nur ein paar Mausklicke weiter hatte Benjamin das Hauptquartier der FHO im Zweiten Weltkrieg lokalisiert. Es lag etwa sechzig Kilometer von Hitlers Hauptquartier, der Wolfsschanze, entfernt, bei Gizycko im heutigen Polen, dem ehemaligen deutschen Ort Lötzen. „Bis nach Königsberg waren es nur hundertzwanzig Kilometer“, stellte er fest.

„Das Bernsteinzimmer befand sich sozusagen die ganze Zeit vor der Nase der FHO“, hatte Zoé spontan ausgerufen. „Offensichtlich eine zu verlockende Chance, als daß die Abteilung Fremde Heere Ost sie sich entgehen lassen konnte.“

Mit jedem Klick fügte sich ein weiteres Mosaiksteinchen in das große Bild, welches immer deutlicher hervortrat. Sie fragte sich, warum sie bloß nie zuvor von der Vergangenheit des BND gehört hatte. Das Internet quoll über von Informationen über die Fremde Heere Ost, doch schien sich in Deutschland niemand dafür zu interessieren.

Gleich einem Triumphzug war der General mit seiner Schattenarmee ins Nachkriegsdeutschland eingezogen. Ein kolossaler Geburtsfehler der Republik, dachte Zoé, den sie und Benjamin nun am eigenen Leib zu spüren bekamen.

Sie warf einen Blick auf den Kompass des Bootes und korrigierte leicht den Kurs. Benjamin war zu ihr nach vorne gekommen und hielt ihr die Zeitung hin. „Schau mal.“ Mit ernster Miene zeigte er auf einen Artikel auf der ersten Seite. Deutlich prangte über dem Text ein Foto des Hotel Adlon.

„*Schießerei in Berliner Luxushotel*“, übersetzte sie die Headline laut. Rasch überflog sie den kurzen Artikel. Unbekannte Männer hatten das Hotel Adlon gestürmt und waren sogar bis in die hochgesicherte Präsidentensuite vorgedrungen. Ein freudloses Lächeln huschte über ihre Lippen, als sie las, daß sich glücklicherweise keine Gäste in der Luxussuite befunden hatten. Im Hotel war es zu einer Schießerei gekommen, bei der zwei Sicherheitsleute des Hotels getötet und zwei weitere

Männer schwer verletzt worden waren. Zoés Blick jagte jetzt über die Zeilen. Völlig ungeklärt schien zu sein, um wen es sich bei den Angreifern handelte. Die Verletzten waren noch immer nicht vernehmungsfähig, und zudem hatte die Berliner Polizei eine strikte Nachrichtensperre verhängt. Aus gut unterrichteten Kreisen verlautete jedoch, daß die beiden Verletzten möglicherweise Mitarbeiter des BKA oder eines deutschen Geheimdienstes waren, was aber umgehend von Polizei und Regierung dementiert worden war. Auch der Autor des Artikels vermutete eher eine Abrechnung unter rivalisierenden Banden der Russenmafia. Mysteriös war zudem die Rolle des Hoteldirektors. Nach der Ermordung der beiden Sicherheitsmänner war er für mehr als eine Stunde unauffindbar gewesen, ohne daß es hierfür eine Erklärung gab. Zurzeit befand er sich gemeinsam mit seiner Familie an einem unbekannten Ort, wo er von Polizeipsychologen betreut wurde. Zoé reichte Benjamin die *France Ouest* zurück.

Er schaute aufs Meer. „Wenn die Angreifer wirklich Männer der Kanzlerin waren, dann wollten sie uns wahrscheinlich zu Hilfe eilen. Sie müssen eine Nachricht erhalten haben, daß die Präsidentensuite angegriffen wird, und sind dann in das Hotel gestürmt, wo sie auf den Widerstand der Killer gestoßen sind.“

„Die Kanzlerin hat dich beschatten lassen.“

Seine Miene verfinsterte sich. „Nehmen wir für einen Augenblick an, daß die Kanzlerin von der Rolle der FHO beim Verschwinden des Bernsteinzimmers Kenntnis hat...“

Ihr stockte fast der Atem, als sie den abgebrochenen Satz zu Ende führte. „...dann weiß sie, daß sie auf einem Pulverfass sitzt, das jeden Augenblick in die Luft zu fliegen droht.“ Ihre Gedanken überschlugen sich. Was für ein gewaltiger Skandal! Sie sah die Überschriften der Zeitungen förmlich vor sich, falls die Sache publik werden sollte. Laut sagte sie:

*DEUTSCHLAND HÄLT BERNSTEINZIMMER VERSTECKT!
Regierung deckte jahrzehntelang BND-Operation!*

„Tja.“ Benjamin strich sich durchs Haar. „Die Kanzlerin steckt in der Klemme. Wenn herauskommt, daß der BND das Bernsteinzimmer seit Kriegsende wie einen deutschen Gral hütet, dann würde das nicht nur die Bundesregierung hinwegfegen, sondern das Ansehen der Bundesrepublik bis in die Fundamente zerstören.“

Sie schluckte. „Und die Zwei-plus-vier-Verträge wären nur noch Makulatur.“

Benjamin runzelte die Stirn. „Es ist nicht auszuschließen, daß die gerade wieder erworbene Souveränität Deutschlands in Frage gestellt wird. Neuwahlen unter UN-Beobachtung, eine Zerschlagung des deutschen Sicherheitsapparates und Neuaufbau unter Kontrolle der Alliierten, die Entwaffnung der Bundeswehr, Wiederauflebung des Vier-Mächte-Statuts—der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.“

„Vielleicht ist es gut so.“

„Vielleicht.“ Benjamin kniff die Augen zusammen. „In jedem Fall sitzt die Kanzlerin zurzeit wie ein Kaninchen in ihrem Regierungsbau, und draußen lauert ihr eigener Sicherheitsapparat.“

„Deshalb sucht sie das Bernsteinzimmer“, sagte Zoé. „Sie braucht es, um aus der Defensive zu kommen. Nur das Bernsteinzimmer führt sie zu den Köpfen der Verschwörung. Sie muß es finden, um ihre Gegner zu stellen.“

„Ja.“ Er rang sich ein mattes Lächeln ab. „Und da bin ich gerade recht gekommen! Der Einzige, der nichts mit der Verschwörung zu tun hat, aber dennoch in Verbindung zu Anne stand. Ich war wie gemacht für die Kanzlerpläne.“

„Sie hat dich losgeschickt und überwachen lassen. In der Hoffnung, ihre Gegner aus der Deckung zu zwingen und angreifen zu können.“

„Hat ja wunderbar geklappt.“ Benjamins Unmut war unüberhörbar.

„Vielleicht bist du wirklich ihre letzte Chance.“ Sie ließ den Blick über den Horizont schweifen. Sie mußte nachdenken. Wenn sie mit ihren Annahmen richtig lagen, bestand kaum noch Hoffnung. Sie hatten sich einer übermächtigen Organisation in den Weg gestellt, die alles daransetzen würde, sie umzubringen. Sanft zog sie Benjamin zu sich herüber, bis er ganz nahe bei ihr stand, lehnte sich schweigend an ihn und ließ sich von ihm umarmen.

„Dort!“, sagte sie nach einer Weile und deutete auf eine kaum zu erkennende Inselgruppe, die sich allmählich vom Horizont befreite. „Dort habe ich meine Kindheit verbracht.“

Auf dem größten Eiland in der Mitte der Inselgruppe, das nun immer näher kam, war schemenhaft ein schloßartiges Gebäude zu erkennen. Fieberhaft suchten ihre Augen nach einem Lebenszeichen—ohne Erfolg. Beim Anblick der Inseln packte sie plötzlich die Angst. Unbewußt drückte sie ihre Zähne gegen die Unterlippe. *Und was, wenn auf der Insel nicht Maria, sondern doch die Mörder auf uns warten?*

Kapitel 40

Die Insel ragte felsig aus dem Meer und maß kaum mehr als fünfhundert Meter Durchmesser. Auf dem zentralen, höher gelegenen Teil wuchsen knorrige Zedern, die das schloßähnliche Herrenhaus einrahmten. Das Chateau, ein Haupthaus mit einem Seitenflügel, hatte zwei mächtige Türme, die über den bewohnten Felsen wachten.

„Das ist das Chateau Costaérès.“ Zoé deutete auf das Gebäude. „Errichtet im Jahr 1892. Die Architektur lehnt sich an das Mittelalter an, was damals sehr beliebt war. Es ist aus dem berühmten *Granit Rose* erbaut, der die ganze Küste prägt. Im rückwärtigen Teil der Insel befindet sich das Bootshaus, in dem die Jacht meiner Oma liegt“, erläuterte sie, steuerte das Boot geschickt an den verschlungenen Sandbänken vorbei und umrundete zweimal das gesamte Eiland. Sie ließ ihren Blick über die Insel schweifen, doch sosehr sie sich bemühte, sie konnte kein Lebenszeichen erkennen.

„Die Fensterläden und Türen scheinen geschlossen zu sein“, sagte sie erstaunt und navigierte das Boot auf den Strand zu, von dem sich ihnen ein hölzerner Bootsanleger entgegenstreckte. Sie sah Parker ernst an. „Benjamin, laß mich allein an Land gehen. Wenn irgendetwas schiefgeht, legst du ab und holst Hilfe.“ Ihre Stimme vibrierte vor Anspannung.

Er nahm ihren Blick auf und streichelte ihr über die Wange. Dann wandte er sich ab und schaute noch mal zu dem Eiland hinüber. „Unsinn“, sagte er. „Wir gehen gemeinsam, aber laß zur Sicherheit den Motor laufen.“

Zweifelnd schaute sie ihn an. Sie gab noch einmal Gas, und das Boot schoß auf den Anleger zu. Abrupt stoppte sie die Fahrt, spielte ein bißchen mit dem Steuer-
rad, und das Boot schmiegte sich sanft an den Anleger.

„Hier.“ Sie warf ihm das Tau zu. „Mach es am Anleger fest.“

Er sprang an Land und legte das Tau um einen der schmiedeeisernen Poller. Dabei hatte er das unbehagliche Gefühl, beobachtet zu werden.

Zoé kletterte aus dem Boot, dessen Motor jetzt leise vor sich hin tuckerte. Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. „Komm!“

Schon nach wenigen Sekunden erreichten sie einen kleinen eckigen Turm, der sich als vorgelagertes Eingangstor entpuppte. Sie liefen durch den offenen Torbogen einen Kiesweg hinauf, bis sie plötzlich vor dem Chateau standen. Tatsächlich waren sämtliche Fenster verschlossen. Parker rüttelte an der mächtigen Eingangstür aus dunkler Eiche, die jedoch fest in ihrem Schloß lag.

„Warte hier“, trug ihm Zoé auf. „Es gibt ein Versteck für den Schlüssel. Ich hole ihn.“

Bevor er etwas erwidern konnte, war sie schon hinter dem Haus verschwunden. Da er nicht wußte, was er sonst machen sollte, setzte er sich vor der großen Eingangstür auf die steinernen Stufen, lehnte sich mit dem Rücken an die Tür und blickte in den Himmel. Die Wolken hingen in langen Reihen über ihm und zogen endlose Bahnen. Er schloss müde die Augen. *Ob Maria geflüchtet ist? Wußte sie, daß sie in Gefahr ist? Wenn ja, woher?* Er merkte, wie die Gedanken allmählich in seinem Kopf verblassten. Er öffnete die Augen, um nicht einzuschlafen—und zuckte erschrocken zusammen. Genau vor ihm stand ein alter Mann mit einer Schirmmütze auf dem Kopf und einem Schrotgewehr in den Händen. „*Haut les mains!*“

Parker nahm die Arme hoch und stand auf.

„*Ne bouge pas!*“

Der Mann war eher klein gewachsen und vermutlich weit über siebzig Jahre alt. Er hatte braune, flinke Augen und einen Knebelbart.

„*Je cherche Maria.*“ Parker versuchte zu lächeln. „*Je suis un ami!*“ Den Alten schien das nicht sonderlich zu beeindrucken. Mit dem Finger am Abzug verharrte er regungslos.

„*Maria. La grand-mère de Zoé?*“, fragte Parker nochmals, diesmal erheblich unfreundlicher.

„Was wollen Sie von Maria?“, ertönte plötzlich in akzentfreiem Deutsch eine weibliche Stimme von hinten.

Behutsam drehte Parker sich um. Eine Frau war hinter seinem Rücken lautlos an ihn herangetreten. Als er in ihr Gesicht schaute, verschlug es ihm den Atem. Völlig perplex ließ er die Arme sinken.

„*Ne bouge pas!*“ Doch der Befehl des Alten drang nicht mehr zu ihm durch. Zu sehr war er von der Erscheinung der Frau gebannt. Zoé war erst vor wenigen Augenblicken hinter dem Haus verschwunden—und jetzt stand sie um Jahrzehnte gealtert mit den Händen in der Schürze vor ihm. Dasselbe ebenmäßige Gesicht mit den hohen Wangenknochen—nur überzogen von zahllosen Falten. Dieselbe Stim-

me—nur etwas brüchiger. Derselbe seidene Glanz in den blauen Augen—ungetrübt trotz der vielen Jahre.

Unwillkürlich streckte Parker die Hände aus, um die Frau in die Arme zu nehmen. Flink trat sie einen Schritt zur Seite und zog ihre Hände aus der Schürze. Entsetzt wich er zurück, als er erkannte, was die alte Frau in der Schürzentasche verborgen hatte. In den faltigen Händen lag eine kugelförmige Handgranate.

„Ich nehme an, Sie wissen, was ich hier habe, junger Mann?“, fragte sie beiläufig.

Geschickt zog sie den kleinen Metallbügel aus dem Verschuß der Granate. Parker hielt die Luft an.

„Die Granate ist jetzt scharf. Nur der Seitenbügel, den ich noch festhalte, verhindert im Moment die Explosion.“ Ohne es zu wollen, erinnerte sich Parker an die erste Begegnung mit Falkenhayn. *Diese Generation hat einen unglaublichen Hang zum Dramatischen.*

Die Augen der Frau fixierten ihn eindringlich. „Sie werden jetzt genau das tun, was ich Ihnen sage. Sonst lasse ich den Bügel los, und Sie verlassen diese Insel nicht mehr lebend. Verstanden?“

Er erwiderte den scharfen Blick. „Das Gleiche gilt für Sie, Madame!“

Sie schaute ihn mitleidig an. „Ich bin fast neunzig, junger Mann. Da schreckt der Tod einen nicht mehr ganz so sehr.“

„Aber vielleicht würden Sie gerne vorher noch mal Ihre Enkelin wiedersehen?“

„Meine was?“

Parker hatte Angst, sie würde vor Schreck die Granate fallen lassen. In diesem Augenblick gellte ein Freudenschrei über die Insel.

„Mamie Marie!“ Jauchzend kam Zoé auf sie zugelaufen und blieb dann verdutzt vor ihnen stehen. „Was soll das? Seit wann schleppst du denn eine Handgranate mit dir herum?“ Sie faßte ihre Großmutter sanft am Arm. „Darf ich dir Benjamin Parker vorstellen? Er ist ein Freund von mir.“

„Zoé, was machst du hier?“ Verblüfft schaute Maria sie an, blickte dann von ihr zu Parker, und mit einem Mal löste sich die Anspannung bei ihr.

„Junger Mann“, wandte sie sich an ihn. „Entschuldigen Sie bitte, aber ich wußte nicht, mit wem ich es zu tun hatte. Ich bin Maria und freue mich, Sie kennenzulernen.“ Sie lächelte. „Meine Augen sind ausgesprochen schlecht. Könnten Sie bitte den Bügel wieder in den Verschuß der Handgranate stecken und das schreckliche Ding sichern?“ Vorsichtig nahm er den Bügel aus ihren Fingern und führte ihn wieder ein. Maria drückte ihm die gesicherte Granate in die Hand und umarmte dann lange und herzlich ihre Enkeltochter. „Meine kleine Zoé“, hörte Parker sie sagen, während er unschlüssig mit der Handgranate in den Händen neben den beiden Frauen stand. Jemand tippte ihm von hinten auf die Schulter. Als er sich umwandte, schaute er in die ernste Miene des alten Mannes mit dem Schrotgewehr, das nun locker in seinem Arm ruhte. „*Je suis Paul*“, sagte er und streckte ihm die Hand entgegen. Parker ergriff sie und stellte sich ebenfalls vor.

„Kommt, laßt uns ins Haus gehen“, sagte Maria. „Niemand darf wissen, daß wir hier sind.“

Kapitel 41

Parker saß in einem schweren Ledersessel in der weiträumigen Bibliothek, die das erste Obergeschoß des Chateau beherrschte. Obwohl die Sonne noch hoch am Himmel stand, waren die Fensterläden geschlossen. Kaum ein Schimmer drang durch die Ritzen in den Raum. Nur im flackernden Widerschein der brennenden Kerzen vermochte er die Einrichtung zu erkennen. Sein Blick schweifte ziellos über die massiven Wandschränke, die die Wände fast vollständig verdeckten—über vier Meter hoch und gefüllt mit fein säuberlich aufgereihten Büchern aus mehreren Jahrhunderten. Gerne hätte er ein oder zwei Tage auf der Insel verbracht, nur um in den Regalen zu stöbern. Überhaupt brauchten sowohl Zoé als auch er dringend eine Ruhepause. Er fühlte, daß die Anspannung der letzten Tage langsam nachließ. Mit der Entspannung kamen die Schmerzen zurück. Sein Brustkorb fühlte sich mittlerweile an, als ob jemand ein Feuer darauf entzündet hätte, und war blau und rot angelaufen. Jede Faser seines Körpers tat ihm weh, und das düstere Halbdunkel des Raums verstärkte seine bleierne Müdigkeit noch. Er streckte die Beine aus und lehnte sich im Sessel zurück.

„Paul fährt euer Boot in den Schuppen“, sagte Maria, während sie ein Tablett mit drei Porzellantassen und einer Teekanne auf den Bibliothekstisch stellte. „Und danach klettert er wieder auf den Turm, um das Meer nach unliebsamen Gästen abzusuchen. Das macht er mehrmals am Tag. So sind wir halbwegs sicher.“

Zoé hatte allen Tee eingeschenkt und nahm neben ihrer Großmutter auf einem großen Sofa Platz. Verstört blickte sie Maria an. „Vor wem habt ihr Angst, Oma?“

Langsam drehte Maria an dem dreifachen Goldring, den ihr Zoés Großvater geschenkt hatte. „Vor Thalbergs Männern.“ Ihr Gesicht hatte sich auf einmal in Stein verwandelt. „Deshalb haben wir die Fensterläden und die Tür geschlossen, um jedem Besucher den Eindruck zu vermitteln, wir seien geflohen. Mit dir haben wir natürlich nicht gerechnet.“ Sie deutete in den Raum. „Die Bibliothek ist das einzige Zimmer, das wir zurzeit bewohnen. Am Abend verdunkeln wir es vollständig, um hier Licht machen zu können, ohne daß es nach draußen scheint.“

Zoé hatte bereits die dicken Vorhänge und Decken bemerkt, die zusammengeklappt auf dem Boden lagen—offenkundig um nachts vor die Fenster gehängt zu werden. Jetzt fiel ihr auf, daß auch der große Kamin rechts neben dem Sofa nicht brannte, sondern elektrische Heizkörper zwischen den Sesseln für Wärme sorgten.

„In der Nacht halten wir uns im Schloß versteckt.“

Zoé nickte und mußte daran denken, wie sie als kleines Mädchen die vielen verborgenen Kammern und Gänge des alten Gemäuers erkundet hatte, in einem ständigen Wechselspiel aus Angst und Neugier.

Und dann hatte Maria wissen wollen, warum Zoé mit Parker auf die Insel gekommen war. „Ihr seid doch nicht zufällig hier.“ Und einer jähen Ahnung folgend hatte sie ungläubig hinzugefügt: „Hat es auch etwas mit Thalberg zu tun?“

Der Name hatte Zoé nichts gesagt, aber sie hatte eine Ahnung. Das Bild des alten Mannes, der sie in Falkenhayns Chalet überrascht hatte, stieg vor ihr auf. „Adlernase, Scheitel und Zigarette?“

Maria nickte besorgt.

„Oma!“ Sie hatte tief Luft geholt. „Dieser Mann ist auch hinter uns her.“

Als Maria ihr daraufhin einen erstaunten Blick zugeworfen hatte, waren die Worte aus Zoé nur so herausgesprudelt. Mit mal ungläubiger und mal erschrockener Miene hörte sich Maria Zoés und Benjamins Erlebnisse an. Als sie Falkenhayn erwähnte, zuckte ihre Großmutter unmerklich zusammen.

„Du kennst ihn, Oma. Du warst mit ihm in Königsberg.“

Maria schluckte schwer, griff nach einer Tasse und pustete leicht über die braune Oberfläche des dampfenden Tees. „Ich habe Fritz schon so lange nicht mehr gesehen.“ Mit heiserer Stimme fragte sie: „Wie geht es ihm?“

„Er ist tot.“ Zoé fasste sie am Arm. „Er hat sich umgebracht.“ Während sie die Ereignisse in den Alpen schilderte, wischte Maria sich mit einem Taschentuch immer wieder Tränen aus den Augen. Als Zoé ihren Bericht beendet hatte, trank Maria wortlos die Tasse aus. Ihre Augen lagen verborgen unter fast geschlossenen Lidern. Dann stellte sie die Tasse auf den Tisch zurück und sah ihre Enkelin an.

„Könnte es sein, daß Thalberg Fritz erschossen hat?“

Zoé rutschte unschlüssig auf der Couch hin und her. „Thalberg war zwar vor uns in Falkenhayns Haus, aber wir wissen nicht, ob er ihn noch lebend angetroffen hat.“ Sie seufzte. „Die äußeren Umstände deuteten jedenfalls auf Selbstmord hin. Falkenhayn lag auf dem Boden und die Pistole neben ihm.“

„Wie sah die Waffe aus?“

Benjamin beugte sich vor. „Es war eine Walther.“

„Walther PPK—Fritz’ Pistole.“ Marias Blick verlor sich für einen Moment in den Falten ihrer Schürze. „Und Thalberg will wirklich das Bernsteinzimmer an die Russen verkaufen?“, fragte sie fassungslos.

„So hat es uns Falkenhayn erzählt.“

Maria schüttelte den Kopf. „Allein für diesen Gedanken wäre man früher von Thalberg erschossen worden.“

„Falkenhayn wollte den Verkauf unbedingt verhindern. Deshalb hat er mit mir Kontakt aufgenommen—er wollte die Operation durch gezielte Indiskretionen vereiteln. Ich sollte einen Artikel über das Bernsteinzimmer schreiben.“

Maria blickte sie ungläubig an, drehte den Kopf nachdenklich zur Seite und schaute sie dann wieder an. „Du sagst, Fritz hat gelächelt, als er gestorben ist?“

„Es schien so.“ Sie nahm ihre Oma in den Arm. „*Mamie*, sag uns endlich, was das alles bedeutet. Ich kann immer noch nicht glauben, daß auch du in diese Sache verwickelt bist.“

Unvermittelt huschte auch über Marias Miene ein Lächeln. Sie strich sich eine unsichtbare Strähne aus der Stirn und begann zu erzählen.

Während des Krieges war sie in Berlin tätig als Stabshelferin für die Verwaltung des Oberkommandos der Wehrmacht und hatte in dieser Zeit das staubige Archiv im Keller des Hauptquartiers kaum verlassen. Ihre einzige Abwechslung war eine Fortbildung gewesen. Vom ersten Tag an hatte sie Russisch lernen müssen. Warum, das hatte man ihr nie gesagt. Und dann kam plötzlich die Versetzung in die Abteilung Fremde Heere Ost. Am 17. Juli 1943 fuhr ihr Zug im Königsberger Hauptbahnhof ein, wo sie bereits ein Unteroffizier erwartete, um sie in das geheime Hauptquartier in den ostpreußischen Wäldern zu bringen. Und damit hatte die Geschichte ihren Lauf genommen.

Marias eindringliche Schilderung der Ereignisse, die sich in den letzten Kriegsmonaten in Königsberg abgespielt hatten, nahm Zoé völlig gefangen. Die teure und umständliche Untersuchung des Kommandobefehls an Gommel hätte sie sich sparen können—ein Anruf bei ihrer Großmutter hätte genügt, um eine Erklärung für Gommels plötzliches Verschwinden zu erhalten. Ihre eigene Oma hatte den SS-Mann in einem Kampf auf Leben und Tod getötet. Zoé blickte in das faltige Gesicht, über das sich ein unverhohlener Stolz gelegt hatte. Nie hätte sie ihr eine solche Kaltblütigkeit zugetraut. Maria schien Zoés Irritation bemerkt zu haben und streichelte ihr über die Wange. „Es waren andere Zeiten, mein Kind.“

Zoé erhob sich und schenkte allen Tee nach, dann setzte sie sich an Marias Seite. „Warum war Thalberg damals nicht in Königsberg?“

„Eigentlich wollte er um jeden Preis das Bernsteinzimmer selbst herausschleusen.“ Ein kurzes Lächeln lief über Marias Gesicht. „Aber er mußte kurz zuvor nach Berlin-Zossen, wo die FHO sich mittlerweile einquartiert hatte. Verabredet war, daß er in wenigen Tagen wieder nach Königsberg zurückkehren würde, um gemeinsam mit Fritz das Bernsteinzimmer herauszuschmuggeln. Ich hatte den strikten Befehl, mit Dr. Brandner, dem Museumsdirektor, in Königsberg zu bleiben. Auf diese Weise wollte Thalberg jeden Verdacht des Gauleiters von vornherein ausschließen. Es war vorgesehen, daß Brandner und ich bis zum bitteren Ende in der Stadt ausharren sollten.“ Ärgerlich verzog sie das Gesicht. „Thalberg wußte ganz genau, was mir gedroht hätte, wenn ich lebend in die Hände der russischen Soldateska gefallen wäre, aber es hat ihm nichts ausgemacht.“ Sie hielt einen Augenblick inne. „Nur Fritz ist bei dem Gedanken schier verrückt geworden. Aber für ihn galt: Befehl ist Befehl.“ Mit leicht zitterigen Händen nahm sie ihre Teetasse auf und trank mit abwesendem Blick einen winzigen Schluck. „Schon damals hätten wir uns gegen Thalberg auflehnen sollen.“ Wieder kurze Stille. „Doch dann, als Fritz und ich schon völlig verzweifelt waren, geschah das Unerwartete. Thalberg erschien nicht am verabredeten Tag in der Stadt, und auch an den darauffolgenden Tagen nicht. Zugleich wurde die Lage in Königsberg immer prekärer, so daß wir handeln mußten.“ Mit einer energischen Bewegung strich sie ihre Schürze glatt. „Das war meine Chance. Fritz hat mich schließlich gefragt, ob ich ihn anstelle von Thalberg begleite.“

Zoé glaubte, einen besonderen Glanz in ihren Augen zu sehen. „Das war zwei Tage vor der Abfahrt. Zwei Tage, in denen ich den Herrgott angefleht habe, daß die Russen Thalberg erschossen haben und daß er nie mehr auftauchen würde. Und endlich, in der Nacht zum 24. Januar 1945, sind Fritz und ich raus aus Königsberg, zusammen mit dem Bernsteinzimmer. Eisbrecher hatten den Seeweg nach Pillau wieder geöffnet, so daß unser kleines Schiff dem Frachter EMDEN durch den Seekanal folgen konnte und schon am Morgen die Ostsee erreicht hat.“ Sie nahm noch einen Schluck Tee zu sich. „Erinnern kann ich mich allerdings nicht mehr daran. Ich dämmerte die ganze Fahrt über halb bewußtlos in der Kajüte des Kapitäns. Fritz hat meine Wunden versorgt und mich gepflegt, bis wir in Schweden ankamen.“ Eine Träne löste sich aus ihrem Augenwinkel und verharrte am Wangenknochen.

Benjamin warf Zoé einen fragenden Blick zu, wollte Maria aber offensichtlich nicht unterbrechen. Auch sie selbst war verblüfft über die Enthüllungen, die nicht mit Falkenhayns Angaben übereinstimmten. Der Abtransport des Bernsteinzim-

mers war zwar über das Meer erfolgt, aber gerade nicht im Laderaum der größeren Transporter PRETORIA oder EMDEN, wie die Foch'sche Raubsammlung und die Leichname der Hindenburgs, sondern auf einem kleinen Frachtschiff. Und die Fahrt ging auch nicht nach Deutschland, sondern nach Schweden.

„Das Bernsteinzimmer ist nicht auf die PRETORIA verladen worden?“ fragte sie erstaunt.

„Nein. Thalberg und Fritz haben Anfang Januar einen Kapitän aufgetan, der über ein kleines Transportschiff verfügte, das auf dem Seekanal eingesetzt wurde. Als Fritz ihm anbot, die notwendigen Papiere zu beschaffen, um Königsberg zu verlassen, hat er uns bereitwillig geholfen—es war auch seine letzte Chance, vor den Russen zu fliehen. Jedenfalls hat er keine Fragen bezüglich der Ladung gestellt.“

„Und euer Ziel war Schweden? Nicht Deutschland?“

„Wir fuhren nach Schweden. Thalberg und Fritz haben nächtelang darüber diskutiert, ob das Bernsteinzimmer nicht doch besser direkt nach Bayern oder Thüringen verbracht werden sollte. Aber am Ende erschien es allen als viel zu gefährlich, mit den kostbaren Bernsteintafeln durch das Kriegsinferno zwischen Elbe und Rhein zu reisen.“ Sie schaute Zoé nachsichtig an. „Du kannst dir das nicht vorstellen, mein Kind. Das Deutsche Reich kollabierte damals endgültig. Die Straßen waren verstopft mit Soldaten und Flüchtlingen. Die großen Städte wurden noch immer bombardiert, obwohl die Wehrmacht schon geschlagen war. Und die Tiefflieger machten Jagd auf alles, was sich bewegte.“ Sie schüttelte den Kopf. „Das Risiko, das Bernsteinzimmer zu verlieren, war viel zu hoch. Das hat selbst Thalberg eingesehen. Deshalb haben wir Kurs auf Schweden genommen, wo Fritz über Gewährsleute ein Versteck für das Bernsteinzimmer gefunden hatte.“ Marias Miene hellte sich auf. „Glücklicherweise war auch ein vertrauenswürdiger Arzt vor Ort, der mich versorgt hat. Ich blieb über ein Jahr in Schweden.“

Zoé sah zu Benjamin herüber, der ihr einen vielsagenden Blick zuwarf, aber weiterhin schwieg.

„Wann ist das Bernsteinzimmer denn nach Deutschland gekommen?“

„Erst viel später, als sich die FHO schon wieder konsolidiert hatte. Das muß im Jahr 1956 gewesen sein...“

„...in dem Jahr, als der Bundesnachrichtendienst gegründet wurde“, ergänzte Zoé.

Marias Augenbrauen hoben sich. „Genau. Aus dem Wehrmachtsgeneral war gerade ein piekfeiner Präsident geworden.“

„Wußte er vom Bernsteinzimmer?“ Benjamin hatte sich eine Teetasse genommen und fuhr mit dem Zeigefinger über den Rand des Porzellans.

Maria legte ihre Hände aufeinander. „Ich habe nie danach gefragt. Das Bernsteinzimmer war für Thalberg und Fritz ein Heiligtum. Es war ihre *raison d'être*—wie einen Gral haben sie es gehütet und gepflegt für den großen Tag, an dem Deutschland wieder auferstehen sollte.“

„Vielleicht hat uns Falkenhayn deshalb nicht die Wahrheit gesagt.“ Zoé richtete sich auf. „Er wollte uns glauben machen, daß ein Vertrauter des Gauleiters das Bernsteinzimmer Ende Januar auf der PRETORIA gemeinsam mit den Hindenburg-Särgen von Königsberg nach Bernterode bei Göttingen gebracht habe. Von

dort soll es dann über Weimar bis in ein Versteck im Erzgebirge transportiert worden sein, und zwar auf direkten Befehl von Erich Foch.“

„Genauso war es ja auch!“ Maria schaute sie ungerührt an, während sie fortfuhr. „Der Mann hieß Albert Poss und war ein ausgesprochen stattlicher Fliegeroffizier.“

Zoé hatte das Gefühl, nichts von dem begriffen zu haben, was ihre Großmutter soeben erzählt hatte.

Kapitel 42

Zoé sah ihre Oma an, die sich eine weitere Tasse von dem dunklen Tee eingoß und vergnügt sagte: „Alle glauben, daß die Bernsteinpaneele in einem dunklen Stollen im Erzgebirge vermodern—genau wie Thalberg es vorhergesagt hat. Obwohl keiner von uns damals auch nur einen Pfennig darauf verwettet hätte, daß er damit recht behalten sollte. Es war ein aussichtsloses Himmelfahrtskommando, vierzig Kisten voller Bernstein und weitere hundert Kisten mit der Kunstsammlung des Gauleiters durch Bomben- und Granathagel bis ins Erzgebirge zu transportieren.“ Sie trank langsam und stellte die Tasse behutsam zurück auf den Tisch. „Aber Albert Poss hat es geschafft!“

Noch immer konnte Zoé ihrer Großmutter nicht ganz folgen. „Mamie, könntest du bitte so nett sein, uns endlich zu verraten, was genau Poss von Königsberg über Swinemünde, Göttingen und Weimar bis ins Erzgebirge transportiert hat?“

„Zunächst einmal die Foch'sche Kunstsammlung, die dann teilweise in Weimar zurückgeblieben ist, weil die Amis schon anrückten.“

Zoé reichte es langsam, so auf die Folter gespannt zu werden. Ungeduldig schob sie ihre Hände unter die Oberschenkel. „Und was noch?“

„Bernstein natürlich, *ma petite!*“

„Also doch das Bernsteinzimmer?“

„Nicht so eilig, mein Kind.“

Resignierend lehnte Zoé sich zurück und seufzte: „*Oui, Mamie. J'attends.*“ Sie richtete ihren Blick nach oben an die Decke und zählte im Stillen die Lichter des Kronleuchters.

„In Poss' Kisten befand sich nicht das Bernsteinzimmer, sondern unbehandelte Bernsteinstücke.“

Zoé fiel fast von der Couch. „Unbehandelter Bernstein?“

Maria nickte. „Ja, Fundstücke aus der Ostsee, meist hatten sie noch nicht einmal die begehrten Inkluden—alles nicht besonders kostbar.“

Zoé richtete sich auf. „Warum zum Teufel hat der Gauleiter vierzig Kisten mit wertlosem Bernstein durch halb Deutschland transportieren lassen?“

Ihre Großmutter strahlte sie an. „Weil er dachte, daß sich in den Kisten das Bernsteinzimmer befand.“

„Ein Ablenkungsmanöver!“ Benjamin lachte laut auf. „Es gab also zwei Transporte, einen mit den Bernsteinstücken und der Raubsammlung des Gauleiters, geführt von Poss im Auftrag von Foch—und einen weiteren mit dem Bernstein-

zimmer, geführt von Falkenhayn im Auftrag von Thalberg. Der eine ging ins Erzgebirge, der andere nach Schweden.“

Zoé lehnte sich wieder zurück und betrachtete ihre Großmutter mit zusammengekniffenen Augen. Maria schien von innen zu leuchten. Vor Bewunderung fehlten Zoé die Worte. Benjamins Vergleich der Bernsteinzimmer-Legende mit dem Hütchenspiel kam ihr in den Sinn. „Ihr wart genial!“, stieß sie schließlich hervor.

„Ja“, erwiderte Maria. „Foch hat bis zu seinem Tod in polnischer Gefangenschaft geglaubt, daß das Bernsteinzimmer Ostpreußen zusammen mit seiner Kunstsammlung verlassen hat.“ Ihre Augen blitzten amüsiert. „So hatten wir völlig freie Hand, um unbehelligt die Bernsteintafeln aus Königsberg herauszuschaffen. Noch heute muß ich zugeben, daß Thalberg und Fritz die Operation perfekt geplant hatten. Das Bernsteinzimmer stand verpackt in vierzig Kisten im Kellergewölbe des Schlosses. Schon im Dezember 1944 haben wir weitere vierzig Kisten anfertigen lassen, die denen mit dem Bernsteinzimmer in Größe und Art haargenau glichen. Dann haben wir sie heimlich genauso beschriftet wie die echten Kisten. Mit Hakenkreuz, Reichsadler und Warnung des Gauleiters vor unbefugtem Öffnen. Dr. Brandner hat nach und nach Bernsteinstücke ins Schloß bringen lassen, mit denen wir die Kisten gefüllt haben. Die meiste Arbeit haben Fritz und ich erledigt, nachts im Schloßkeller bei Kerzenschein.“

„Und dabei hast du dich in ihn verliebt.“ Im klaren Blau von Marias Augen entdeckte Zoé einen zarten Schimmer.

„Während die echten Kisten im Südflügel des Schlosses lagerten, haben wir die falschen zunächst im Nordflügel untergebracht. Später wurden sie dann ausgetauscht. Keiner hat etwas gemerkt, da Brandner die alleinige Oberaufsicht über das Königsberger Bernstein hatte und im Schloß nach Belieben schalten und walten konnte.“

„Warum hat Brandner Ihnen geholfen?“, fragte Benjamin. „Er ging damit doch ein immenses Risiko ein.“

Auch Zoé fand das erstaunlich. Der Museumsdirektor hatte ohne jeden Zweifel mit seinem Leben gespielt.

„Tja. Brandner war ein Glücksfall für uns. Foch hatte das Bernsteinzimmer schon im Juni 1944 nach einem Museumsbrand vorsorglich abbauen lassen. Als Thalberg und Fritz davon erfuhren, witterten sie sofort die Chance, die Paneele aus dem Schloss zu stehlen. Allerdings gab es ein großes Problem. Die FHO hatte keinen Zugang zu Dr. Brandner. Und ohne die Hilfe des Museumsdirektors schien die Operation von vornherein aussichtslos zu sein. Es war also ganz entscheidend, Brandner für unsere Sache zu gewinnen.“ Maria atmete aus und warf Zoé einen Blick über den Rand ihrer Teetasse zu. „So kam ich ins Spiel. Ursprünglich war ich nur eine von vielen Stabshelferinnen der FHO, die abgehörte russische Funkgespräche übersetzte und Kaffee für die Offiziere kochte, wenn es welchen gab. Aber eines Abends zitierte Thalberg mich herbei und erklärte mir ohne Umschweife den Auftrag. Das war's. Schon am nächsten Tag begann meine Ausbildung. Ich lernte das Schloß bis ins Detail kennen: die Dienststellen und Behörden, die Zimmer, Säle, Türme, das Kellergewölbe und den Gasthof *Blutgericht*, in dem sich Foch und seine Spießgesellen oft bis zur Besinnungslosigkeit betrunken haben. Ich wußte genau, wer im Schloß ein und aus ging. Jede Kleinigkeit habe ich mir eingeprägt.

Mit verbundenen Augen hätte ich im Schloß nach Belieben umherwandeln können.“

Fasziniert hörte Zoé weiter zu. „Fritz hat mir gezeigt, wie sich jede Tür, jeder Schrank und jeder Schreibtisch mit dem passenden Dietrich öffnen ließ. Sogar einige Tresore waren nicht mehr sicher vor mir. Mein Auftrag lautete, Brandners Schwächen und dunkle Geheimnisse auszuspionieren. Ich sollte Thalberg etwas bringen, mit dem er den Museumsdirektor unter Druck setzen konnte.“

„Hat denn Brandner keinen Verdacht geschöpft?“, schaltete sich Benjamin ein. Eine Hand lag auf seinem Brustkorb, genau dort, wo Falkenhayns Gewehrkolben ihn getroffen hatte.

„Nein.“ Marias Blick war stolz. „Ich war sehr vorsichtig. Ich bin nur in Brandners Räume eingedrungen, wenn der Direktor nicht im Schloß war. Ich habe nie etwas entwendet, sondern die interessanten Dokumente nur fotografiert. Brandner hat nichts geahnt und mir rückhaltlos vertraut, was auch daran lag, daß ich eine gute Legende hatte. Die FHO hatte dafür gesorgt, daß mich die zuständige Verwaltung für staatliche Schlösser und Gärten in Berlin offiziell als seine neue Assistentin nach Königsberg beordnete. Brandner hatte schon mehrfach um eine Hilfe gebeten, doch seine Gesuche waren immer wegen vorrangiger Bedürfnisse der Heimatfront abgelehnt worden. Meine Legende stimmte in vielen Punkten mit meinem früheren Leben überein, da keine Zeit mehr für den Aufbau einer vollständig neuen zweiten Identität bestand. So bin ich auch als FHO-Agentin in Hannover aufgewachsen.“

„Und welchen Namen haben Sie dir gegeben?“ Zoé erwartete einen konservativen, schwergewichtigen Namen, vielleicht etwas Adeliges.

„Meinen Namen habe ich mir selbst ausgesucht.“

„Und, wie lautete er?“

Ein offener, warmer Blick ihrer Oma traf sie und strich über ihr Gesicht. „Maria Adler.“

„Maria Adler?“ Zoé musste schwer schlucken. „Aber das ist doch dein Name?“ Fassungslos starrte sie ihre Großmutter an. „Du bist gar nicht Maria Adler?“

„Doch, mein Kind. Aber vorher hieß ich anders. Vorher war ich auch noch ein kleines naives Mädchen, das einen großen hübschen Offizier heiraten wollte, um viele Kinder zu kriegen. Und ich glaubte noch, der Krieg sei gewonnen und bald vorbei. Und meine Eltern und meine drei Schwestern waren noch nicht bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Und Dachau und Auschwitz waren noch harmlose, friedliche Städtchen für mich.“ Zoé fühlte Marias Hand sanft über ihre Wange streicheln. „Da wußte ich noch nicht, in welcher Hölle ich eigentlich lebte. Aber 1943, als ich in Königsberg aus dem Zug stieg, da wußte ich, daß etwas Schlimmes im Gange war.“ Sie blickte jetzt sehr ernst. „Kurze Zeit später wurde ich Maria Adler.“

Zoé war so tief beeindruckt, daß sie nicht in der Lage war, nach dem richtigen Namen ihrer Oma zu fragen. Sie mußte sich erst an den Gedanken gewöhnen, daß sie einst eine Spionin gewesen war. „Warum hast du nicht...?“ Sie stockte und versuchte die richtigen Worte zu finden. „Ich meine, hast du freiwillig mitgemacht?“

„*Ma petite*, glaubst du etwa, Thalberg hätte mir eine Wahl gelassen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber, ehrlich gesagt, brauchte er das auch nicht. Damals war die

FHO meine Familie. Und Thalberg so etwas wie ein großer Bruder, dem man einfach gehorchte. Außerdem war ich felsenfest davon überzeugt, daß das Bernsteinzimmer um jeden Preis vor den Russen gerettet werden mußte und auch auf keinen Fall in die Hände des korrupten Gauleiters fallen durfte.“ Nachdenklich berührte sie ihren dreifachen Goldring. „Heute kann man nicht mehr verstehen, welche ungeheure Symbolik das Bernsteinzimmer für uns hatte. Es war der Grundstein für den Wiederaufbau des Deutschen Reiches.“ Sie seufzte. „Ich hätte damals—ohne zu zögern—mein Leben dafür gegeben.“

Davon war Zoé restlos überzeugt. „Und wie hat Thalberg den Museumsdirektor dazu gebracht, bei der Verschwörung mitzumachen? Hast du...“ Zoé stockte, und erneut fehlten ihr die Worte. „Ich meine, hast du etwas über den Direktor herausgefunden?“

„Nein. Brandner hatte eine lupenreine Weste: keine Verfehlungen und geheimen Leidenschaften. Wahrscheinlich hatte er noch nicht einmal bemerkt, daß ich eine Frau war.“

Entsetzt schaute Zoé ihre Oma an. „Du hättest doch nicht...?“

„Nein, nein, mein Kind“ Über Marias Gesicht huschte ein belustigter Ausdruck. „Auch nicht für Großdeutschland—jedenfalls nicht mit dem Schloßdirektor. Aber so weit kam es ja auch gar nicht. Brandner war im Grunde nur an Bernstein interessiert. Er war einer der wenigen Museumsdirektoren ohne Parteibuch der NSDAP. Doch er war natürlich ein glühender Patriot. Ich glaube, er sah sich als von Gott berufener Hüter des deutschen Grals aus dem Ostseegold, wie er das Bernsteinzimmer häufig nannte. Für russische Besitzansprüche oder gar Kritik an der Plünderung des Katharinenpalasts hatte er nicht das geringste Verständnis. Nach dem Eintreffen der Bernsteinplatten in Königsberg hat er die Heimholung des Bernsteinzimmers nach Königsberg als nationale Heldentat überschwänglich bejubelt.“

Zoé dämmerte allmählich, woher Brandners Motivation für die Unterstützung von Thalbergs und Falkenhayns großem Coup kam. „Spätestens als im Sommer '44 auch Ostpreußen zur Zielscheibe der alliierten Bomber wurde und die Rote Armee immer weiter auf die Weichsel zumarschierte, wurde Brandner wahrscheinlich klar, daß sein geliebter Bernsteinschatz in ernster Gefahr war und dringend evakuiert werden mußte.“

Maria nickte. „Ja, das Problem war nur, daß man das berühmte Prachtzimmer nicht so einfach abtransportieren konnte. Denn es unterlag dem Führervorbehalt. Ohne ausdrückliche Zustimmung Hitlers durfte es Königsberg nicht verlassen. Brandner hat immer gehofft, daß der Führer es noch rechtzeitig in Sicherheit bringen würde, aber nichts geschah. Berlin reagierte auf keinen seiner vielen Anträge auf Evakuierung des Bernsteinzimmers.“ Ein freudloses Lächeln huschte über Marias Gesicht. „Der Führer hatte damals wohl Wichtigeres zu tun, als sich um den Preußenschatz zu kümmern. Als Brandner dann im Dezember 1944 erfuhr, daß Foch die Bernsteinpaneele gemeinsam mit seiner Raubkunstsammlung verschiffen wollte, ist bei ihm Panik ausgebrochen. Er war völlig hysterisch und hat sich stundenlang in seinem Büro eingeschlossen. Am selben Abend kam er zu mir. Ich glaube, er hatte etwas getrunken. Jedenfalls hat er mir seine Befürchtungen über den Abtransport des Bernsteinzimmers gebeichtet. Er war überzeugt davon, daß Foch es nach dem Krieg auf dem Schwarzmarkt verkaufen würde. Dieser

braune Teufel darf die Paneele nicht bekommen! hat er geschrien. Ich habe versucht, ihn zu beruhigen, und hatte Angst, daß uns jemand hören würde. Er war am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Völlig verzweifelt hat er sich schließlich wieder in sein Büro zurückgezogen. In der Nacht bin ich noch mal zu ihm gegangen und habe an seine Tür geklopft. Von innen drang ein leises Wimmern. Da wußte ich, das war die Gelegenheit, auf die Thalberg und Fritz so lange gewartet hatten. Wenige Tage später habe ich dann ein Treffen zwischen Brandner und Thalberg unter dem Vorwand eines angeblichen Bernsteinfundes arrangiert. Ich weiß nicht, was Thalberg ihm erzählt hat, aber nach dem Gespräch war Brandner wie ausgewechselt. Seine ganze Sorge schien von ihm abgefallen zu sein. Er war regelrecht euphorisch. Mehrfach hat er sich bei mir bedankt, daß ich ihm die Bekanntschaft mit Thalberg vermittelt hatte.“

„Hätte Brandner nicht eigentlich sehr mißtrauisch sein müssen, schließlich kannte er Thalberg doch gar nicht?“, sagte Parker.

„Das hatte ich zunächst auch gedacht“, sagte Maria. „Aber er war Thalberg völlig ergeben.“ Maria lehnte sich vor und schenkte sich Tee nach. „Es hieß, daß Thalberg Brandner versprochen hatte, ihn schnellstmöglich nach Kriegsende aus Königsberg herauszuholen. Brandner sollte den Abtransport des Bernsteinzimmers decken und die Russen später noch ein bißchen in die Irre führen, bis sich eine Fluchtgelegenheit ergäbe. Auch habe Thalberg dafür gesorgt, daß der Sohn des Museumsdirektors Königsberg noch rechtzeitig vor dem Fall der Stadt verlassen konnte, was auch tatsächlich geschehen ist.“ Maria zuckte mit den Schultern. „Vielleicht war das ihre Vereinbarung. Brandner hat jedenfalls bis zum bitteren Ende ausgeharrt. Nach dem Fall der Stadt haben die Sowjets ihn sofort in Gewahrsam genommen und mehrfach zum Verbleib des Bernsteinzimmers verhört. Wochenlang hat er die russischen Offiziere mit immer neuen Andeutungen und Mutmaßungen hingehalten.“

„Wenn er redet, lügt er nicht selten, soll einer seiner Vernehmer über ihn gesagt haben“, warf Zoé ein, die sich an einen entsprechenden Kommentar in einem der Bücher erinnerte, die Falkenhayn ihr auf den Küchentisch gelegt hatte.

„Ja, Brandner hat es wohl ziemlich übertrieben. Zum Schluß haben die Russen ihm kein Wort mehr geglaubt. Gerade noch rechtzeitig soll Thalberg es angeblich geschafft haben, ihn aus der besetzten Stadt zu schleusen. Mit einer falschen Sterbeurkunde hat man seinen Tod vorgetäuscht.“

Zoé richtete sich auf. „Die Russen haben seinem plötzlichen Ableben mißtraut und das Grab öffnen lassen. Es war leer.“

„Brandner soll von polnischen Schmugglern nach Mitteldeutschland gebracht worden sein.“ Maria blickte sie skeptisch an. „So lautet jedenfalls die Geschichte, die Fritz mir erzählt hat.“

Benjamin schaute ernst zu ihr herüber. „Falkenhayn hat uns noch etwas anderes erzählt. Nach seiner Aussage hätten sie damals jeden Mitwisser getötet, der nicht zur Organisation gehörte.“

Seufzend strich Maria über ihre Schürze. „Heute glaube ich auch, daß es so war. Armer Brandner.“

„Eines verstehe ich noch nicht“, ergriff Benjamin erneut das Wort. „Wenn sich in Albert Poss' Kisten nur unbehandelte Bernsteinstücke befunden haben, wie konnte das während des ganzen Transports unbemerkt bleiben? Thalberg mußte

doch befürchten, daß Poss irgendwann entdeckte, daß er nicht das Bernsteinzimmer transportierte. Dann wäre die Sache doch sofort aufgefliegen.“

Maria gönnte ihm einen nachsichtigen Blick. „Ich glaube, Sie unterschätzen Thalberg ein wenig, junger Mann.“

Kapitel 43

Ein Schauer überlief Zoé. Sie war fassungslos, auf welch ein gefährliches Spiel sich ihre Großmutter damals eingelassen hatte. Und eine dumpfe Empfindung befiel sie, als ihr klar wurde, daß das Spiel nie aufgehört hatte.

Freundlich blickte Maria zu Benjamin herüber. „Natürlich war es Thalbergs und Fritz’ größte Sorge, daß der Austausch der Bernsteinkisten auffliegen würde. Zum Glück boten die Kisten selbst bereits den größten Schutz gegen eine Entdeckung. Denn Foch hatte in seiner Raffgier und Paranoia die Fracht mit einem deutlichen Warnhinweis beschriften lassen: **Museumsgut Foch-Königsberg / Unbefugtes Öffnen strengstens verboten!** stand auf jeder Kiste, begleitet von einem großen schwarzen Hakenkreuz und dem Reichsadler. Außer Hitler, Himmler und Göring hätte wohl kein Offizier oder Parteifunktionär damals gewagt, auch nur eine Kiste zu öffnen. Den ausdrücklichen Befehl des Gauleiters zu mißachten kam einem Todesurteil gleich.“

Benjamin nickte. „Aber wie konnte Thalberg sicher sein, daß nicht etwas Unvorhergesehenes passierte, etwa ein Luftangriff oder Unfall, bei dem die Kisten beschädigt worden wären?“

„Richtig“, sagte Maria. „Stellen Sie sich vor, eine Kiste wäre versehentlich bei der Verladung auf den Boden gefallen und Hunderte unbehandelte Bernsteinstücke wären herausgekullert—spätestens dann hätte Ryst Lunte gerochen.“

„Ryst“, unterbrach Zoé. „Das war doch der Nachfolger von Gommel.“

„Genau“, bestätigte ihre Großmutter. „Foch hatte ihn Albert Poss beim Transport als Wachhund an die Seite gestellt.“

Benjamin runzelte die Stirn. „Traute Foch Poss nicht?“

„Erich Foch traute keinem außer sich selbst, junger Mann.“ Maria legte ihre Hände um die Teetasse. „Foch hatte zwar keine Zweifel an Poss’ Loyalität, dafür hatte sich der Mann bereits zu oft bei delikaten Geheimaufträgen bewährt, aber der Gauleiter wollte—wie immer—auf Nummer sicher gehen.“

„Kannst du Poss?“ Zoé schmiegte sich in das Sofa und betrachtete ihre Großmutter neugierig. Sie war ihr ein wenig fremd geworden, aber das Fremde zog sie magisch an.

Mit blitzenden Augen begegnete Maria ihrem Blick. „Ja. Wir sind uns ein paar-mal im Schloß begegnet. Er war damals der Traum eines deutschen Mädchens. Groß, blond, ein hochdekorierte Fliegeroffizier—und die besten Beziehungen hatte er zu allem Überfluß auch noch.“

„Ich weiß“, sagte Zoé. „Falkenhayn hat uns vom Umzug von Hitlers Halbschwester nach Berchtesgaden erzählt, den Hitler Poss anvertraut hat. Ein echter Vorzeige-Nazi also.“

„Ja, wenn da nicht ein kleiner dunkler Fleck auf der braunen Weste gewesen wäre.“ Marie schlug einen süffisanten Ton an. „Poss war seit vielen Jahren ein glühender Verehrer von Admiral Canaris.“ Sie blickte lächelnd auf ihre Teetasse. „Was eigentlich auch nicht weiter verwunderlich war. Denn Poss kannte Canaris gut—der Abwehrchef war sein Vetter.“

Zoé hätte sich eigentlich denken können, daß es in Deutschland keine Verschwörung gegen die Nazis gab, bei der nicht früher oder später der Name Canaris fiel. Langsam begann sie zu verstehen. „Canaris ist von den Nazis umgebracht worden.“

„Ja, meine Kleine, aber erst später. Damals, im Januar 1945, lebte er noch, wenn auch interniert in Flossenbürg. Hitler hatte ihn wenige Tage nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli verhaften lassen. Die ehrlose Internierung hatte Poss niemals überwunden. Das war der Augenblick, als er sich innerlich vom Regime abgewandt hatte. Natürlich mußte er seine Abneigung gegen die Nazis strikt verbergen, um sein eigenes Leben nicht auch noch in Gefahr zu bringen. Er war zwar einer der engsten Vertrauten der Gauleiter von Ostpreußen und Sachsen, Foch und Mutschmann, aber das hätte ihn nicht gerettet, wenn ein Verdacht auf ihn gefallen wäre.“

„Und dennoch hat er einen Fehler begangen“, mutmaßte Zoé.

Maria nickte. „Ich habe nie erfahren, welche Unvorsichtigkeit er sich hatte zuschulden kommen lassen. Vielleicht eine zu offene Rede unter vermeintlichen Freunden—ich weiß es nicht. Jedenfalls fiel der Name Albert Poss im Zusammenhang mit dem Juli-Attentat im streng geheimen Gespräch eines FHO-Offiziers mit einem hochrangigen Befehlshaber der Wehrmacht. Beweise gab es keine. Die brauchte man damals aber auch nicht.“ Maria hielt kurz inne und sah Zoé eindringlich in die Augen. „Und damit kam Poss auf die Liste.“

„Was für eine Liste?“

„Die berüchtigte FHO-Liste, mit Hunderten Namen von hochrangigen Männern aus der NSDAP, der Wehrmacht, der Industrie und nicht zuletzt der SS, die man wegen der einen oder anderen Sache erpressen konnte. Ich habe die Liste nie mit eigenen Augen gesehen, aber ich weiß, daß sie der FHO nach dem Krieg sehr genutzt hat.“ Obwohl diese Zeit längst vergangen war, flüsterte Maria nun beinahe. „Thalberg kannte die Liste. Er hatte sich mit Poss vor dem geplanten Abtransport des Bernsteinzimmers getroffen. Ein Gespräch zwischen den beiden Männern hat gereicht, damit sich Thalberg Poss' Komplizenschaft gewiß sein konnte. Soweit ich weiß, hat Poss sogar freiwillig mitgemacht.“

Benjamin piffte durch die Zähne. „Und so hatte die FHO auch den falschen Bernsteintransport mittels ihres Gewährmanns Albert Poss die ganze Zeit unter Kontrolle.“

„Poss hatte den Auftrag, Ryst umzubringen, wenn etwas schiefgehen sollte.“ Maria verzog den Mund. „Aber das eigentliche Operationsziel bestand natürlich darin, daß Ryst dem Gauleiter gutgläubig den Vollzug der Aktion Bernsteinzimmer meldete.“

„Genau das hat er auch getan, wenn man den Aussagen seines Sohnes Rudi Glauben schenken darf.“

„Tatsächlich lief dieses Himmelfahrtskommando entgegen aller Erwartungen wie am Schnürchen.“ Maria zuckte mit den Schultern. „Foch hatte aus Berlin sogar

noch nachträglich die Zustimmung zum Abtransport erhalten, so daß Ryst die erfolgreiche Durchführung der Operation stolz dem Reichssicherheitshauptamt melden konnte. Poss hatte später selbst noch ein Motorradkommando nach Berlin gesandt, mit einer persönlichen Nachricht für Hitler. Um die Tarnung perfekt zu machen, hatte er dem Führer in dem Brief detailliert das angebliche Versteck des Bernsteinzimmers beschrieben. Aber die Nachricht kam nie an. Ein Teil des Kommandos starb bei einem Zusammentreffen mit den Amerikanern, und der Rest kehrte unverrichteter Dinge wieder um.“

„Die Fremde Heere Ost war eine wahrlich schlagkräftige Organisation“, sagte Benjamin.

„Sie ist es bis heute, junger Mann“, erwiderte Maria tonlos.

„Wenn das Bernsteinzimmer also tatsächlich nach Schweden gebracht wurde“, dachte Benjamin laut, „warum hat Falkenhayn uns das verschwiegen und uns auf die falsche Poss-Fährte gelockt?“

„Wahrscheinlich aus der Gewohnheit eines Mannes, der sein ganzes Leben mit Lüge und Verrat zugebracht hat. Die FHO-Agenten haben nichts mehr gefürchtet als die Wahrheit. Ohne Täuschungen und Tarnungen konnten Thalberg und Fritz nicht leben.“

Zoé rieb sich müde die Augen. In was für einer paranoiden Welt die Männer der FHO gelebt hatten. Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich sie. Falkenhayn hatte sie völlig zum Narren gehalten. Die Bücher über das Bernsteinzimmer hatten nur dazu gedient, die Wahrheit hinter einem geschickten Täuschungsmanöver zu verbergen. So wie 1945 in Königsberg.

Erst jetzt bemerkte sie, daß Benjamin aufgestanden war, und erblickte seine hochgewachsene Gestalt am Fenster. „Falkenhayn war ein alter Fuchs, der sich alle Optionen offenhalten wollte. Bis zuletzt hat er wahrscheinlich gehofft, den Verkauf der Bernsteinpaneele verhindern zu können, ohne seine Kameraden dabei zu verraten.“ Grübelnd schaute er durch die Ritzen der verriegelten Fensterläden. Zoé mußte sich eingestehen, daß es ihr ziemlich gut gefiel, wie er da mit nachdenklicher und ernster Miene im Halbschatten nach draußen aufs Meer sah. Doch sie verdrängte diese Empfindung augenblicklich. Jetzt waren andere Dinge wichtiger.

„Nein, mein Junge“, ergriff Maria das Wort. „Fritz war kein Fuchs, er war ein Besessener.“ Ihre Miene verfinsterte sich. „Das war auch der Grund, warum ich ihn schon kurz nach Kriegsende verlassen habe. Ein Leben im Dunkeln wollte und konnte ich unmöglich führen. Fritz hatte sich mit Haut und Haaren der Bekämpfung des Kommunismus verschrieben—und führte diesen Kampf auf Leben und Tod.“

Zoé hatte den Eindruck, als ob sich Marias Altersfalten weiter vertieften, während sie sprach. Bitterkeit durchdrang plötzlich jedes ihrer Worte. „Wenn wir uns getroffen haben, sprach er häufig von den Geheimoperationen hinter dem Eisernen Vorhang. Und wenn er wieder gegangen war, habe ich mich—wie unter Zwang—am ganzen Körper waschen müssen. Mir war, als ob das Blut, das an seinen Händen klebte, tief in die Poren meiner Haut eingedrungen war.“

„Und dann bist du abgehauen?“, fragte Zoé traurig.

„Nein. Ich habe Fritz vor die Wahl gestellt. Entweder mich oder die FHO.“ Sie seufzte. „Er brauchte ungefähr eine halbe Sekunde, um sich zu entscheiden.“

„Was für ein Idiot!“ Zoé sprang vom Sofa auf.

„Er hielt es für seine Pflicht. Er war zutiefst überzeugt davon, daß die Russen in Kürze Westdeutschland überfallen würden.“ Sie schnaubte. „Fritz hat die Trennung akzeptiert und mir sogar eine Stelle in einem Handelsunternehmen in Frankfurt verschafft, das mit Frankreich Geschäfte machte. Wenig später habe ich auf einer Industriemesse Tanguy kennengelernt...“

Zoé durchfuhr ein eisiger Gedanke, als sie den Namen ihres Großvaters hörte. Sie sah ihrer Oma fest in die Augen, und ihr war, als würde die Zeit stillstehen, während sie auf eine Reaktion wartete. Tanguy de Bezancourt war ihr größtes Glück gewesen. Bestimmt war sie in der kargen Nachkriegszeit beeindruckt gewesen von dem unglaublichen Reichtum des französischen Adligen und ehemaligen Resistance-Kämpfers mit dem sanften Blick. Leider war Tanguy schon vor Zoés Geburt gestorben. Doch immer wenn die Rede auf ihn kam, hatte sich ein entrückter Glanz auf das Gesicht ihrer Oma gelegt. Auch jetzt sah Maria sie zärtlich an. „Meine kleine Zoé, Tanguy de Bezancourt ist dein Großvater. Er und kein anderer.“

Sie fühlte sich erleichtert—und nun war es ihr unangenehm, daß sie überhaupt an ihrer Großmutter gezweifelt hatte.

„Eine Frage bleibt allerdings noch immer unbeantwortet.“ Benjamin hatte sich zu ihnen umgewandt. Das Licht, das durch die Rillen des geschlossenen Fensterladens drang, verursachte dunkle und helle Streifen auf seinem Gesicht. „Wo befindet sich das Bernsteinzimmer heute?“

Zoé hielt den Atem an. Wurde das alte Geheimnis jetzt endgültig gelüftet?

Als es an der Tür klopfte, drückte Thalberg die Zigarette aus und ließ Sarrow noch ein wenig draußen stehen, bevor er ihn hereinrief.

Die Tür ging auf, und Sarrow trat ein, den rechten Arm zum militärischen Gruß erhoben. Thalberg blieb regungslos sitzen. Mit federnden Schritten kam der Mann näher. Der stämmige Körper und das zackige Auftreten paßten nicht zu dem Gesicht mit den weichen Zügen. Maximilian Sarrow hatte sich offensichtlich seinen schmalen Kinnbart nur deshalb wachsen lassen, um von diesem soldatischen Makel in seinem Gesicht abzulenken. Unter den kurzgeschorenen blonden Haaren des Operationsleiters lagen nervöse Augen.

Thalberg spürte eine tiefe Befriedigung angesichts der Tragweite der Befehle, die er nun endlich geben konnte, und zögerte den Augenblick noch etwas hinaus. Dann erhob er sich. „Ab jetzt gilt Phase drei der Operation Sonnenuntergang—die Übergabe soll in spätestens vierundzwanzig Stunden stattfinden. Bereiten Sie alles vor.“

Kerzengerade stand Sarrow in dem runden Zimmer, das Thalberg sich oben im alten Wehrturm hatte einrichten lassen. Der unmittelbar anstehende Verkauf des Bernsteinzimmers schien ihm die Sprache verschlagen zu haben. „Sie können gehen“, sagte Thalberg und beendete das Treffen.

Kapitel 44

Zoé hatte sich auf die Lehne eines Sessels gesetzt und schaute gebannt zu ihrer Großmutter. Bisher hatte Maria auf Benjamins Frage nur mit einem freundlichen Blick aus ihren blauen Augen geantwortet, jetzt richtete sie sich auf. „Tja, junger Mann. Ich kann Ihr Interesse gut verstehen, nur fürchte ich, daß Ihnen meine Antwort nicht weiterhelfen wird.“

„Oma, sag uns, was du weißt“, stieß Zoé hervor. „Bitte!“

Maria machte eine vage Handbewegung. „Fritz hat mir erst lange nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst vom Transport des Bernsteinzimmers von Schweden nach Deutschland erzählt.“ Sie lächelte dünn. „Obwohl Thalberg es ihm bestimmt ausdrücklich verboten hatte. Aber wo in Deutschland es versteckt wurde, hat selbst er mir nicht verraten.“

Enttäuscht ließ sich Zoé in den großen Sessel fallen. Sie waren der Lösung des Geheimnisses keinen Schritt näher gekommen. Und Maria war ihre letzte Chance gewesen. Sie verdrängte den trüben Gedanken und zwang sich, nicht aufzugeben. Ihre Großmutter mußte irgendetwas wissen, das ihnen weiterhelfen konnte—auch wenn es ihr vielleicht selbst gar nicht bewußt war. „Mamie“, sagte sie mit Nachdruck. „Bitte versuch dich zu erinnern. Wir müssen das Bernsteinzimmer unbedingt finden. Bitte denk nach! Was hat Fritz dir noch alles erzählt?“

„Mein Schatz, glaubst du wirklich, ich hätte mir in all den Jahren nicht selbst oft genug die Frage gestellt?“

„Du hast ja recht, aber...“

„Aber“, unterbrach Maria sie, „es gibt vielleicht einen anderen Weg, um das Geheimnis zu lüften.“

Zoé saß augenblicklich wieder kerzengerade. „Und welchen?“

Maria senkte den Kopf und bäugte angestrengt ihre mit Altersflecken überzogenen Hände, die ruhig in ihrem Schoß lagen.

„Mamie?“

„Fritz hat mir über die Jahre immer wieder verschiedene Dinge zukommen lassen.“

„Dinge?“

„Ja, du wirst es nicht glauben, aber auf dem Dachboden liegen bestimmt zehn falsche Pässe. Alle mit meinem Foto und den wildesten Phantasienamen.“ Sie strich sich mit einer Hand über die andere. „Auch die Handgranate stammt von Fritz. Er war der Meinung, daß eine Granate die einzig richtige Waffe für wackelige und sehschwache Senioren sei.“ Sie schüttelte den Kopf. „Vielleicht hatte er ja recht. Manchmal schickte er die Sachen per Geheimboten, manchmal hat er mir etwas überreicht bei den wenigen Gelegenheiten, an denen wir uns noch mal gesehen haben.“

„Beispielsweise als du ihn auf der Elendsalm besucht hast, gemeinsam mit mir“, hakte Zoé ein.

Maria hob erstaunt den Kopf. „Du warst noch ganz klein. Daran Erinnerst du dich?“

Zoé lächelte. „Nach den gestrigen Erlebnissen schon.“

„Tanguy war schon gestorben, als ich beschloß, eine kleine Deutschlandreise zu unternehmen. Ich wollte nach Hannover und dich gerne mit dabei haben. Schließlich ist Deutschland ja auch ein wenig dein Vaterland. Ich hatte Fritz zuvor be-

nachrichtigt. Ich wollte ihn wiedersehen“, Maria hob die Hände, „aber nicht unbedingt allein auf dieser gottverlassenen Elendsalm. Nur weil ich ihn nicht vor den Kopf stoßen wollte, habe ich seine Einladung in die Alpen angenommen.“ Sie legte die Hände wieder in den Schoß und strich mit dem Daumen über den goldenen Ring. „Vielleicht hat er sich mehr von unserem Treffen versprochen. Aber mein Gott! Da war unsere Königsberger Liebelei doch schon gar nicht mehr wahr.“ Sie kniff die Augen zusammen. „Ich war jedenfalls froh, als ich mit dir am nächsten Tag in den Zug nach München gestiegen bin und ihm Lebewohl sagen konnte.“

Zoé hatte vollstes Verständnis für ihre Oma, doch noch mehr beschäftigte sie im Moment etwas anderes. „Was hat Falkenhayn dir noch gegeben, Oma?“

„Ich mußte ihm schwören, dass ich die Sache vertrauensvoll für ihn verwahre und niemals mit irgendwem darüber rede.“ Sie seufzte. „Aber ich glaube, jetzt nach seinem Tod gilt dieses Versprechen nicht mehr. Außerdem haben wir sowieso keine andere Wahl, wenn wir gegen Thalberg bestehen wollen.“

Behäbig erhob sie sich aus ihrem Sessel und schritt zur Tür. „Wartet hier auf mich, ich bin gleich wieder da.“

Sie hörten, wie sie die Treppe des Hauses hinunterstieg. Ihre Schritte waren ohne jede Eile und mit viel Bedacht gesetzt.

Parkers Blick glitt durch die Ritzen des Fensterladens über das offene Meer. Der Himmel hatte sich zugezogen, und das Wasser glich dem grauen Rücken eines uralten Ungetüms. Was mochte Maria wohl aus einem der vielen verborgenen Winkel des alten Schloßchens holen?

Er sah, daß Zoé sich mit einer schwungvollen Bewegung erhob. Mit einem fragenden Blick näherte sie sich, blieb dann aber zwei Schritte vor ihm am Fenster stehen. „Keine Ahnung, was meine Oma jetzt hervorkramt“, sagte sie. „Es kann alles Mögliche sein. Wahrscheinlich hilft es uns gar nicht weiter. Ich fürchte, wir müssen uns etwas Neues überlegen.“ Sie legte die Stirn gegen das Fenster und schaute auf das Meer, so wie er es kurz zuvor getan hatte. Dann schloß sie die Augen. Er schwieg und beobachtete nur ihr Profil. Sie atmete einmal tief ein und aus und drehte sich um, so dass sie nun neben ihm mit dem Rücken am Fenster lehnte. Unter ihren halb geschlossenen Lidern sah er es blau funkeln. Der sanft geschwungene Mund öffnete sich leicht, und Parker spürte einen unwiderstehlichen Sog, der von ihren Lippen ausging.

Unvermittelt stieß sie sich leicht vom Fenster ab und schaute ihn ernst an. „Wir müssen alles, was Falkenhayn gesagt hat, noch einmal von Anfang an durchgehen. Vielleicht haben wir etwas—“

„Ja.“ Seine Hände fanden ihre Taille, und sie fiel ihm entgegen, seinen Kuß erwartend.

Kapitel 45

Das Paket, das Maria in ihren Händen hielt, als sie in die Bibliothek zurückkehrte, hatte das Format eines größeren Briefumschlags. Es war in festes Packpapier eingewickelt und sorgfältig mit einer dicken roten Schnur verschnürt.

Sie legte es auf den Tisch und förderte aus ihrer Schürze ein kleines Küchenmesser zutage, mit dem sie die Schnur vorsichtig durchtrennte. Langsam schlug sie das Packpapier zurück, und zum Vorschein kam ein Stapel von etwa dreißig DIN-A4-Seiten.

Parker konnte nicht erkennen, was auf dem Papier geschrieben stand, da Maria sich über die Seiten gebeugt hatte. Wieder griff sie in die Schürze, um diesmal ihre Lesebrille hervorzuholen. „Hab ich es mir doch gedacht!“ Sie setzte sich die Brille auf und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die Seiten. Ihre Nase berührte dabei fast das Papier.

„Was steht da geschrieben, Oma?“ Zoé versuchte, ihr über die Schulter zu lugen, konnte aber offenkundig auch nichts erkennen.

Wortlos reichte Maria ihrer Enkelin und Parker jeweils eine der ersten Seiten. Blitzartig überflog Parker das Dokument. Es handelte sich um eine äußerst schlechte Kopie einer seltsamen Unterlage. Der kopierte Text bestand aus einer fortlaufenden Abfolge auf den ersten Blick zusammenhangloser Buchstaben und Zahlen. Weite Passagen des ursprünglichen Dokuments konnten auf der miserablen Ablichtung sehr schlecht oder gar nicht mehr entziffert werden. Parker senkte enttäuscht das Blatt und schaute die beiden Frauen an.

„Der Text ist verschlüsselt.“

Maria nahm sich die Brille von der Nase und nickte.

Nochmals studierte er das Blatt in seinen Händen und seufzte dann. Er konnte beim besten Willen keinen Sinn aus der wilden Kombination von Zahlen und Buchstaben herauslesen. „Wissen Sie, worum es hierbei geht?“

„Fritz hat mir das Paket überreicht, als ich ihn auf der Elendsalm besucht habe. Er sagte mir, daß es die wahre Geschichte der FHO von 1942 bis in die Achtziger enthält. Ich sollte es gut verwahren, hat er mir mehrmals eingeschärft. Das Dokument sei seine und meine Lebensversicherung.“ Sie hielt inne und schaute Zoé und Parker leicht zerknirscht an. „Ich habe das Paket ungeöffnet im Keller in den Tresor gelegt und niemals mehr angerührt. Ich hätte mir aber denken können, dass Fritz mir eine verschlüsselte Version übergeben hatte.“

„Den Code werden wir hier nie knacken können.“ Zoé rieb sich mit den Fingerkuppen über die Wangen. Ihre Miene spiegelte ihre Niedergeschlagenheit wider.

„In Deutschland gibt es bestimmt jemanden, der diesen alten Code entschlüsseln kann“, überlegte Parker laut.

„Klar. Wir brauchen nur beim BND anzurufen und um einen ihrer Verschlüsselungsexperten zu bitten. Die helfen uns bestimmt.“ Zoé biß sich auf die Unterlippe.

Maria hatte die Brille wieder aufgesetzt. „Das scheint ein militärischer Code zu sein. Solche Sachen habe ich täglich bei meiner Arbeit für die FHO gesehen. Es könnte ein Wehrmachtscode sein, der noch mit Hilfe der Enigma geschrieben und verschlüsselt wurde.“ Sie seufzte. „Aber natürlich hast du völlig recht, *ma petite*, wir werden so schnell nicht herausbekommen, was diese Zeilen bedeuten. Ich kenne keinen mehr, der davon noch etwas versteht.“ Mit beiden Händen nahm sie die Brille ab und faltete sie sorgsam zusammen. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepresst und schienen sich nur mühsam zu lösen, als sie ergänzte: „Thalberg ist der Einzige, der noch übrig geblieben ist.“

Tiefe Falten standen auf Zoés Stirn. „Was sollen wir jetzt machen? Wir können ja schlecht einfach zur deutschen Polizei marschieren und sagen: Seht her! Hier findet ihr alles über das Bernsteinzimmer und die größte Verschwörung, die die Republik je gesehen hat!“

Parker nickte. „Wenn die Papiere in die Hände der Polizei fallen, ist alles verloren. Thalberg würde sich sofort ihrer bemächtigen.“ Er wandte sich an Zoé, die wahllos durch die alten Seiten blätterte. „Kennst du vielleicht jemanden bei einer der großen Zeitungen, dem du vertrauen kannst?“

Nachdenklich verzog sie den Mund. „Ja, beim *Spiegel*. Aber eigentlich wollte ich ihn in der nächsten Zeit nicht wiedersehen.“

Parker konnte das Lächeln nicht unterdrücken. „Mal abgesehen davon, daß dieser furchtbare Kerl dir das Herz gebrochen hat...“

„Hat er nicht.“ Sie erwiderte trotzig seinen Blick.

„Wie dem auch sei, vielleicht könnte deine Bekanntschaft uns weiterhelfen. Ich meine, diese Zeitung müßte doch über Möglichkeiten verfügen, die verschlüsselten Seiten sicher zu verwahren und entschlüsseln zu lassen.“

Auf Zoés Stirn standen nachdenkliche Falten. „Das mag sein. Welche Zeitung käme sonst in Betracht, wenn nicht der *Spiegel*?“

„Kannst du mit...“ Parker stutzte. „Wie heißt er überhaupt, dein Bekannter?“

„Frank Weber. Dr. Frank Weber, falls du es genau wissen willst.“

„Du meinst den Chefredakteur des *Spiegel*?“ Parker war beeindruckt.

„Ja“, sagte Zoé mit blitzenden Augen. „Es war der Chefredakteur des *Spiegel*, der für mich seine Frau und seine zwei Kinder verlassen wollte.“ Sie schenkte ihm ein strahlendes Anknips-Lächeln. Ihn freute es heimlich, daß aus der Verbindung zu dem bekannten Journalisten nicht mehr geworden war.

„Schön, also kannst du mit Weber Kontakt aufnehmen? Am besten in Hamburg vor Ort. Ich meine, ihn von hier aus anzurufen ist viel zu gefährlich. Wir müssen damit rechnen, daß die Leitungen überwacht werden.“

Zoé nickte resignierend. „Ich mache es.“

„Auf nach Hamburg.“ Er drehte sich zu Maria um. „Dürfen wir Ihr Boot benutzen? Und wollen Sie uns begleiten? Ich halte es für das—“ Marias erstarrtes blaßes Gesicht verschlug ihm die Sprache. Ihre geweiteten Augen brannten vor einem inneren Schmerz, als sie ihre Enkelin anschaute.

„Oma, was ist los?“ Zoés Miene war tief besorgt.

„Sagtest du gerade, du kennst den Chefredakteur dieser Zeitung?“

Zoé schluckte. „Ja, wieso?“

Maria rieb die Hände aneinander, in denen sich noch immer ihre Brille befand. „Es kam heute Morgen in den Nachrichten.“ Sie schüttelte den Kopf. „Der Chefredakteur des *Spiegel* und sein Stellvertreter sind heute Morgen erschossen worden. Unbekannte haben beide Männer beim Verlassen ihrer Wohnungen abgepaßt und regelrecht hingerichtet.“ Traurig schaute sie zur Seite. „In den Nachrichten wurde darüber spekuliert, ob in Deutschland nun neue Verhältnisse herrschen und kritische Journalisten einfach aus dem Weg geräumt werden.“

Zoé rang nach Atem, und sie spürte die Tränen. „Sein Stellvertreter, das ist Max. Max Fantlinger.“ Ihr Blick verlor sich in dem grauen Meer, das an einer undefinierbaren Grenze mit dem ebenso grauen Horizont verschmolz. Bilder von Frank wirbelten durch ihren Kopf. Sie hatte ihn nie geliebt, war nur ein wenig ver-

liebt gewesen, aber sie hatte ihn sehr gemocht und für seine Arbeit bewundert. Er hatte finsterste Machenschaften aufgedeckt und war nie vor einer Auseinandersetzung zurückgeschreckt. Wenn seine Zeitung wirklich das Sturmgeschütz der Demokratie war, wie sie oft genannt wurde, dann war Frank Weber derjenige, der das Kanonenrohr hell zum Glühen brachte. *Er war*, wiederholte Zoé im Geiste. *Er war. Frank ist tot, Max ist tot. Anne ist tot, Falkenhayn ist tot.* Sie sank, ohne es zu wollen, auf die Knie und schluchzte. Sie merkte kaum, wie Parker sie vorsichtig aufhob und auf den Sessel legte. Die Finger ihrer Oma glitten zärtlich über ihr Gesicht, so wie vor über zwanzig Jahren.

„*Ma pauvre petite.*“

Sie nahm die Hand ihrer Oma und küßte sie. „Es geht schon. Danke.“ Parker kniete vor ihrem Sessel und schaute sie eindringlich an.

„Sie wissen jetzt, wer du bist, Zoé. Und sie kennen auch deine Kontakte.“

Zoé spürte die Leere ihres eigenen Blicks, als sie sagte: „Sogar die geheimen Liebschaften verwandeln sich in Todesurteile.“

Er schüttelte den Kopf, um einen klaren Gedanken fassen zu können. „Benjamin“, sagte Zoé mit tränenerstickter Stimme und erhob sich vom Sessel. Er nahm sie in den Arm, und schluchzend schmiegte sie sich an ihn. „Benjamin. Ich kann nicht mehr.“ Wieder schossen ihr Tränen in die Augen. „Lasst uns alle abhauen. Meine Oma, Paul, du und ich, wir nehmen die Jacht und fahren rüber nach England. Von dort fliegen wir weg. Karibik, Grönland, in die Mongolei, ganz egal. Hauptsache, wir sind endlich in Sicherheit—und niemand wird mehr meinetwegen sterben!“

Er faßte mit einem Arm unter ihre Beine, trug sie zum Sofa und legte sie nieder. Dann kniete er sich vor sie und umfaßte ihre Hand. „Einverstanden“, sagte er. „Aber ihr fahrt vor. Ich bringe der Kanzlerin noch Falkenhayns geheimes Dossier und komme dann nach.“

Krampfhaft schlossen sich ihre Finger um seine Hand. „Nein.“ Entsetzt schaute sie ihn an. „Warum?“

„Ich tue es nicht für die Kanzlerin, ich tue es für Anne. Ich will, dass ihre Mörder zur Verantwortung gezogen werden. Nur wenn das Dossier in den nächsten Tagen in Berlin ist, gibt es noch eine Chance.“ Er küßte Zoé auf die tränenfeuchte Wange. „Es geht auch um unser Leben. Thalberg muß gestellt werden, damit die Jagd aufhört. Erst dann sind wir alle sicher.“

Zoé schloß die Augen und vergrub weinend den Kopf in seinen Armen.

„Wir müssen so schnell wie möglich hier weg.“ Parker blickte zu Maria, die die ganze Zeit schweigend danebengesessen hatte.

Sie streichelte über Zoés Kopf und erwiderte entschlossen seinen Blick. „Bitte gehen Sie zu Paul auf den Turm und sagen ihm, er soll das Boot klarmachen. Ich werde mit Zoé ein paar Sachen einpacken. Dann fahren wir.“

Parker nickte und verließ die Bibliothek. Er steuerte mit zügigen Schritten auf die Haupttreppe des Chateaus zu und hechtete die Treppen hinauf. Nach dem dritten Stock begann eine Wendeltreppe aus festen Granitquadern. So schnell er konnte, stieg er sie empor.

Kurz bevor er die Turmspitze erreichte, hörte er ein Geräusch, das ihm die Kehle zuschnürte.

Ein tiefes, gutturales Schnarchen drang von oben herunter. Er nahm nun die letzten drei Stufen auf einmal und stand plötzlich auf der freien, überdachten Spitze des Turms. Paul saß, den Kopf gegen den Stein gelehnt, auf einem kleinen Holzschemel und hatte die Augen fest geschlossen. Das Schrotgewehr lag auf seinen Knien, und Schnarchgeräusche erfüllten die kalte Januarluft.

Sorgsam suchte Parker das Meer ab und stellte erleichtert fest, daß kein Schiff zu sehen war. Aber wie lange hatte Paul hier oben schon sein Nickerchen gehalten?

Kapitel 46

Auf dem steinernen Ausguck vergewisserte sich Parker nochmals, daß kein Boot in Sicht war. Dann lehnte er sich weit über die Brüstung des massiven Turms und spähte hinab. Unter ihm lag die kleine Insel in völligem Frieden. Erleichtert atmete er aus und rüttelte Paul an den Schultern. „Paul!“

„Eh?“ Blinzeln und verschlafen schaute der Alte zu ihm hoch. Als er Parker erkannte, weiteten sich seine Augen, und er sprang fluchend auf. Parker klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. „*Tous va bien!*“

Auch wenn er glaubte, daß die Killer ihnen noch nicht auf den Fersen waren, wollte er doch zur Sicherheit einen kleinen Rundgang über die Insel machen. Er deutete auf Pauls Schrotflinte und versuchte sein Anliegen in gebrochenem Französisch vorzutragen. Der Gefährte von Zoés Großmutter reichte ihm wortlos die Waffe. Aus seiner weiten Jackentasche zog er eine Art Sprühdose mit einer Tröte hervor und hielt sie in die Luft. „*Alarme!*“

Parker nickte und hoffte, daß die Sirene niemals losgehen würde. Dann verließ er den Ausguck, schritt die Wendeltreppe des Turms hinunter und spähte dabei durch die großen Fenster nach draußen. Niemand war zu sehen. Aus dem zweiten Stock entdeckte er plötzlich Zoé. Sie hatte einen großen roten Wäschekorb unter dem Arm und steuerte anscheinend auf das hinter dem Gebäude liegende Bootshaus zu.

Parker klopfte an die Glasscheibe, aber die Geräusche von Wind und Meer hatten Zoé vollkommen umschlossen. Ungerührt setzte sie ihren Weg fort. Unwillkürlich verstärkte er den Griff um den Schaft der Flinte und beschleunigte seine Schritte. Er hatte fast das Erdgeschoss erreicht, als plötzlich oben die Preßluftsirene losging. Der jaulende Ton drang durch das Schloß und ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Er stürzte die letzten Stufen zum Erdgeschoß hinab. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. „Zoé!“, schrie er, obwohl er wußte, daß sie ihn nicht hören konnte. Jetzt sah er schon die Ausgangstür, fahles Licht fiel nach innen. Parker hechtete die Stufen hinab und war beinahe unten angelangt, da verdunkelte sich für einen kurzen Augenblick der Eingang. Er zögerte, erwartete Zoé—und erkannte stattdessen die Gestalt eines Mannes mit einem dunklen Gegenstand in der Hand. Instinktiv legte er den Finger um den Abzug und sprang die letzten vier Stufen nach unten. Zugleich mit dem Aufprall auf dem Fußboden lösten sich zwei Schüsse.

Der Rückstoß der alten Waffe riß sie ihm fast aus den Händen. Er hatte versehentlich geschossen, aber die Wirkung der zweifachen Schrotladung war auf die kurze Entfernung verheerend. Die Schüsse hatten den Mann umgeworfen, den Neoprenanzug aufgerissen und den gesamten Oberkörper in eine einzige blutige Masse aus Gedärmen, Knochen und Fleisch verwandelt.

Ohne nachzudenken, warf Parker das Gewehr zur Seite, griff zur Pistole des Mannes, die über den Flur geschlittert war, und stürmte aus dem Gebäude. Schon nach wenigen Metern erblickte er den roten Wäschekorb, der umgestürzt auf dem Boden lag. Panisch sah er sich um, bis sein Blick am Bootshaus hängenblieb, das ungefähr noch hundert Meter von ihm entfernt war. Unschlüssig verharrte er einige Sekunden und rannte dann direkt darauf zu. Die überdachte Anlegestelle maß in der Länge fast dreißig Meter. Das Wetter hatte das Holz bereits gezeichnet und tiefgrau gefärbt. Kleine Fenster gaben Einblick in das dunkle Innere des gewaltigen Schuppens. Parker riskierte zwei schnelle Blicke hinein, konnte jedoch außer den vagen Umrissen von Marias Jacht nichts erkennen.

Langsam öffnete er die Tür und betrat geduckt das Gebäude. Seine Augen hatten sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt, doch ihm war klar, daß er sich auf einem hölzernen Steg befand, der augenscheinlich einmal um das Innere des Bootshauses lief. Ein Geländer schien es nicht zu geben.

Die Jacht lag auf der anderen Seite ruhig im Wasser, etwa acht Meter von ihm entfernt. Er hielt den Atem an und verharrte auf den hölzernen Planken des Stegs. Kein Anzeichen deutete auf weitere Menschen hin. In seinem Kopf rasten die Gedanken. Wo war Zoé? Was hatten die Verbrecher mit ihr gemacht?

Langsam erhob er sich aus seiner geduckten Haltung, mehr und mehr davon überzeugt, daß sich außer ihm niemand in dem Schuppen befand.

Raus hier!

Schnell drehte er sich zur Tür um, und noch in der Bewegung traf ihn der Schlag. Im selben Moment ging er zu Boden. Obwohl der Hieb ihn wegen seiner ruckartigen Bewegung nicht mit voller Wucht getroffen hatte, breiteten sich höllische Schmerzen wellenförmig in seinem Schädel aus. Er war auf den Knien gelandet und wollte sich gerade aufrappeln, als ihn ein heftiger Tritt in den Brustkorb traf. Vor Schmerz brüllte er auf. Der zweite Tritt ließ seine Pistole durch die Luft wirbeln und mit einem dumpfen Klatschen ins Wasser fallen.

Das Wasser!

Verzweifelt versuchte er, sich auf die Seite zu werfen und ins Wasser zu springen, doch sein Gegner, eingehüllt in einen schwarzen Taucheranzug, hatte dieses Manöver offenkundig vorausgesehen. Ein erneuter Schlag traf ihn am Hinterkopf, und eine Hand griff nach seinen Arm. Der Angreifer hatte jedoch nur seinen Ärmel zu fassen bekommen, seinen Oberkörper dafür aber weit vorbeugen müssen. Blitzschnell faßte Parker nun selbst nach dem Arm des Gangsters, krallte seine Finger in das Neopren und riß den Killer mit aller Kraft nach unten. Der Angreifer wurde davon völlig überrascht. Er verlor für einen Augenblick das Gleichgewicht und konnte Parker nicht mehr festhalten. Parker löste seinen Griff vom Arm des Gegners und fiel in die Tiefe. Bevor der andere seine Waffe auf ihn richten konnte, wurde Parker vom Atlantikwasser umspült. Sofort drängten seine Arme die Wassermengen beiseite und beförderten ihn kopfüber immer weiter hinab. Er hatte erwartet, zügig den Grund zu erreichen, aber er gelangte immer tiefer. Erst nach

sechs oder sieben Metern kam er endlich am Boden an. Eine vage Hoffnung keimte in ihm auf.

Er hatte zwar nicht die geringste Ahnung, wie Bootshäuser gewöhnlich konstruiert waren, aber mit etwas Glück würde es ihm gelingen, sich aus seiner mißlichen Lage zu befreien. Mit aller Kraft tauchte er auf den Ausgang des Anlegers zu und stieß nach zehn Metern gegen eine massive Betonwand. Er glitt an der Wand nach oben, Sekunden später ertasteten seine Hände ihr Ende. Doch als er spürte, was sich darüber befand, verließ ihn der neu erwachte Mut.

Seine Hände umfaßten ein rostiges, aber solides Eisengitter. Jäh begriff er: Er befand sich in einer betonierten Wanne, die das Wasser für die Boote bei Ebbe zurückhielt. Der Ausgang war durch einen schweren Gitterverschlag geschützt, der bei Bedarf mit einer Winde hochgezogen werden konnte.

Wütend rüttelte er an den Eisenstäben, doch nichts geschah, außer daß er den kostbaren Sauerstoff in seinen Lungen verbrauchte. Sein Oberkörper begann zu schmerzen, und er merkte, wie er begann, sich selbst aufzugeben.

Tauch auf! Du hast keine Chance mehr!

Der Sauerstoffmangel setzte ihm immer stärker zu. Unaufhaltsam ergriff ihn die Hoffnungslosigkeit. Er wußte, daß er nicht mehr klar denken konnte. Sein Körper drängte ihn mit aller Macht nach oben.

Tauch auf!

Aber seine Finger klammerten sich noch immer an das Gitter. Der Rost hatte Wunden in die Handflächen gerissen, was er jedoch durch den Nebel in seinem Kopf nur schwach registrierte.

Wenn ich auftauche, werde ich erschossen. Aber das ist nicht schlimm. Sterben ist normal. Alle Menschen müssen sterben. Tauch endlich auf!

Unwillkürlich hatte er den Kopf nach oben geneigt, und er sah einen hellen Lichtkegel, der die Oberfläche des Wassers erleuchtete. Der Kegel veränderte ständig seine Position.

Das Licht kommt von der Jacht! Der Killer steht auf der Jacht und benutzt den Deckscheinwerfer, war sein letzter Gedanke, bevor seine Hände sich öffneten und sein Körper endlich nach oben trieb.

Wie von selbst bewegten sich seine Arme und Beine. Er schwamm mit kaum geöffneten Augen zu der dunklen Fläche, die nicht von dem wandernden Lichtfleck erfaßt wurde. Sie lag genau im Zentrum des Bogens, den das Licht beschrieb. Ein toter Winkel.

Wenige Sekunden später stießen seine Hände gegen den Rumpf der Jacht. Er überlegte, an welcher Stelle er am besten auftauchen sollte, doch er hatte seine Selbstkontrolle längst verloren, und da, wo er war, streckte er einfach Nase und Mund aus dem Wasser.

Wie eine Fackel brannte der Sauerstoff in seinen Lungen und schien seinen Körper von innen zu zerreißen. Stoßweise und flach sog er die Luft ein. Sein Blick war verschwommen, und nur allmählich kehrten seine Sinne zurück. Jede Bewegung verursachte starke Schmerzen, aber er konnte wieder klar denken. Nach einigen Minuten reckte er den Kopf ganz aus dem Wasser und schaute sich vorsichtig um, jederzeit bereit, wieder abzutauchen.

Offensichtlich war er genau unter dem Bug des Schiffs an die Oberfläche gekommen. Er sah den Scheinwerfer nur wenige Meter vor sich über das Wasser tanzen—ohne daß er ihn erfassen konnte. Vorübergehend war er in Sicherheit.

Dann erkannte er zu seiner Rechten eine kleine metallene Leiter an der Bootsseite. Er merkte, daß sein Atem wieder gleichmäßiger wurde, und zwang sich, seine Situation ohne Emotionen zu analysieren.

Der Killer ist allein. Er kann nicht das ganze Bootshaus kontrollieren und...

Etwas riß ihn aus seinen Gedanken. Etwas, von dem er am Anfang nicht sagen konnte, was es eigentlich war. Aber etwas stimmte plötzlich nicht mehr.

Der Scheinwerfer!

Das Licht stand plötzlich still, so geschickt ausgerichtet, daß es fast den ganzen Schuppen erleuchtete.

Die logische Konsequenz dieses Faktums drang erst mit einer gewissen Verzögerung in seine Überlegungen. Der Killer hatte seine Position oben am Scheinwerfer aufgegeben.

Er ist auf dem Unterdeck. Er schleicht herum und sucht mich.

Zwei laute Schüsse beendeten seine Gedankenspiele. Sie schienen von der anderen Seite der Jacht zu kommen und peitschten ins Wasser.

Schüsse, was würde folgen? Vielleicht eine Handgranate...

So schnell er es in seinem Zustand noch konnte, hechtete er zu der Metallleiter und schwang sich hinauf. Er preßte sich fest an die Kabinenwand und verharrte völlig regungslos. Unmittelbar darauf fragte er sich selbst, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, aus dem Wasser zu steigen, aber er fand keine passende Antwort darauf.

Links von ihm lag das Heck mit seinem ausladenden Deck. Die Kabinentür war aus seiner Position nicht zu sehen. Rechts von ihm ging es zum Bug. Die Sekunden verstrichen, ohne daß er wagte, sich auch nur einen Millimeter zu bewegen. Dann vernahm er es: ein kaum wahrnehmbares Geräusch, das in unregelmäßigen Abständen an seine Ohren drang. Ihm stockte der Atem. Nahezu lautlos bewegte sich etwas auf ihn zu.

Der Killer wählte den Weg über das Heck, da war Parker sich sicher.

Ich brauche eine Waffe!

Verzweifelt jagten seine Blicke über das Boot, doch jemand hatte gründlich aufgeräumt. Aus seinem Innersten stieg ein grimmiger Mut auf, als er wieder die leisen Geräusche des näher kommenden Angreifers hörte.

Die Kabinenwand machte ungefähr einen Meter links neben ihm einen Knick und zog sich über das Deck zur anderen Seite des Bootes. Seine Augen starrten wie festgenagelt auf das Ende der Kabinenwand. In wenigen Augenblicken würde der Killer dort aus dem dunklen Teil des Bootes heraustreten.

Unzählige Überlegungen schossen durch seinen Kopf. Der Gangster würde ihn nicht übersehen können. Aber was sollte er tun ohne Waffe? Wieder ins Wasser springen?

Er erwog, nach rechts auszuweichen und sich zum Vorderdeck zu schleichen, doch der Weg dorthin war lang, und er befürchtete, keine Zeit mehr zu haben.

Du mußt ihn angreifen! Du mußt ihn überraschen und angreifen!

Parker merkte, daß er plötzlich ganz ruhig wurde. Es war, als ob er genau wüßte, was passieren würde. Langsam, aber stetig zog er seinen Gürtel aus den La-

schen der Hose. Als er ihn ganz in den Händen hielt, lauschte er noch einmal eindringlich nach dem Geräusch. Dann hörte er es, und im selben Augenblick warf er den Gürtel über Bord. Die metallene Schnalle und das Leder klatschten laut. Er spannte alle seine Muskeln an, und keine Zehntelsekunde später stürmte der Killer mit der Waffe in der Hand auf die Reling zu und starrte wie magisch angezogen auf das Wasser. In diesem Augenblick befand sich Parker schon im Sprung und rammte seinen Kopf mit aller Kraft gegen die Schläfe des Killers. Der Mann schrie auf und taumelte. Seine Waffe war ihm entglitten und schlitterte über das Deck.

Parker griff blitzartig mit verschränkten Armen nach der Kehle des Mannes. Seine Hände fanden ihr Ziel am Kragen des Neoprenanzugs. Ruckartig zog er die geballten Hände über Kreuz zusammen und schnürte dem Killer das Blut an der Halsschlagader ab. Sein Gegner versuchte verzweifelt, sich zu befreien, doch Parker verstärkte den Würgegriff immer mehr. Nur wenige Sekunden später war jede Kraft aus dem massigen Körper des Gangsters gewichen. Bewußtlos sank er nach unten. Parker ließ ihn auf das Deck gleiten und taumelte zurück an die Kabinenwand.

Urplötzlich schien sein ganzes Adrenalin aufgebraucht zu sein. Er merkte, wie sich ein Schüttelfrost vom Rücken über den ganzen Körper ausbreitete und seine Beine schwach wurden. Als Jugendlicher hatte er sich intensiv dem Judo gewidmet und war froh, daß er die damals erlernten Würgegriffe noch heute beherrschte. Er schwor sich genauso feierlich wie zittrig, das vor über zwanzig Jahren unterbrochene Training bei nächster Gelegenheit wiederaufzunehmen.

Ein weiterer Schüttelfrost überkam ihn, und sein matter Blick blieb an der Pistole des Killers hängen, die vor ihm auf dem Deck lag. Er bewegte sich wie in Treibsand mit tonnenschweren Beinen auf die Waffe zu und nahm sie mechanisch auf. Dann wandte er sich wieder zur Kabinenwand, stützte sich mit seinem rechten Arm ab und mußte sich übergeben.

Dunkle Gedanken fraßen sich in seinen Kopf.

Wo war Zoé? Was hatten die Gangster mit ihr und Maria gemacht?

Wieder mußte er erbrechen.

Ein kaum merkliches Gurren drang von hinten an sein Ohr. Er blickte erschrocken über seine Schulter, als sich zwei Hände wie ein Schraubstock um seinen Hals legten und zudrückten. Das Gesicht des Killers war nur einige Zentimeter von seinem entfernt, und der Mann starrte ihn mit wilder Mordlust an.

Parker röchelte, und ihm wurde schwarz vor Augen. Dann drückte er zum zweiten Mal an diesem Tag den Abzug einer Waffe durch.

Mit dem ohrenbetäubenden Knall ließ die Kraft seines Peinigers kurz etwas nach, aber dann wurde der erbarmungslose Griff um seinen Hals sofort wieder verstärkt. Parker war schon beinahe bewußtlos, als er erneut feuerte.

Er sah die erschlaffende Miene des Killers, der nun seine Hände vom Hals löste und nach hinten schwankte, bis seine Füße den Halt verloren, er rückwärts ins Wasser kippte und in der Tiefe verschwand.

Parker starrte noch einige Sekunden mit leerem Blick auf das Wasser und wandte sich dann zur Kabine um. Er taumelte auf die Tür zu und drückte sie nach innen auf.

Kapitel 47

Nachdem er vergeblich die Kabine durchsucht hatte, blieb er unschlüssig in der Mitte des Schiffsraums stehen. Zoé war nicht an Bord. Nachdenklich betrachtete er die Halbautomatik in seiner Hand, die dem Killer gehört hatte. Er ließ das Magazin herausgleiten und zählte zwei Patronen, plus eine im Lauf. Machte drei Schüsse, die ihm noch blieben. Er steckte das Magazin wieder zurück, sicherte die Pistole und schob sie sich im Rücken in die Hose. Dann verließ er das Bootshaus.

Von Zedernbaum zu Zedernbaum schlich er auf das Haupthaus zu. Niemand war zu sehen oder zu hören. Eine plötzliche Hoffnung keimte in ihm auf. Vielleicht waren die Gangster nur zu zweit gewesen. Vielleicht war alles schon vorüber.

Er rannte über die Rasenfläche an dem umgedrehten Wäschekorb vorbei auf die westliche Seitenfront des Schloßchens zu. Nur Sekunden später lugte er um die Ecke und erstarrte vor Entsetzen.

Der muskelbepackte Gangster aus dem Adlon stand auf dem Rasen vor dem Eingangsportal des Chateau und hatte seine Hand um Marias Genick gelegt. In der anderen Hand befand sich eine kompakte Maschinenpistole, eine Ingram, wie Parker sie oft auf dem Balkan gesehen hatte.

Der bullige Kerl trug wie seine Kumpane einen Taucheranzug, unter dem sich unwirkliche Muskelberge wölbten. Die Kapuze hatte er zurückgezogen, so daß Parker den blonden Zopf gut erkennen konnte. Und der Totschläger hatte Begleitung. Ein weiterer Mann in einem Neoprenanzug stand neben ihm und hatte seine Waffe auf Paul gerichtet, der beide Killer mit erhobenen Händen und ausdrucksloser Miene ansah.

Parkers Herz raste. Was sollte er tun?

Der Zopf-Killer packte Maria und zog sie nahe an sein Gesicht: „Wo sind Parker und das Mädchen?“ schrie er sie an. Erst jetzt fielen Parker Marias Hände auf, die tief in ihrer Schürzentasche verborgen waren. Ahnungsvoll starrte er auf die Finger, die sich unter dem Stoff abzeichneten. Ihm stockte der Atem, als er sah, wie Maria in der Tasche eine ruckartige Bewegung ausführte.

Der Killer deutete mit der Ingram auf Paul. „Ich werde deinen alten Freund hier erschießen, wenn du mir nicht sagst, wo Parker und das Mädchen sind!“

Teilnahmslos erwiderte Maria den Blick, und auch Paul schien völlig gelassen zu sein. Er schaute zu Zoés Großmutter herüber und schüttelte entschieden den Kopf.

Lächelnd legte der Killer auf ihn an.

„Ich bin hier!“, ertönte Zoés feste Stimme auf einmal von der anderen Seite des Geländes. Langsam trat sie hinter der Hausecke hervor, die auf der gegenüberliegenden Seite von Parkers Standpunkt lag. Er verfluchte sich innerlich, daß er nicht auf die Idee gekommen war, dort nach ihr zu suchen. Aber nun war es zu spät.

„Hol sie her!“ befahl der bullige Killer seinem Kumpan, der sich sofort mit Paul auf Zoé zubewegte.

Maria stand das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, als sie ihre Enkelin erblickte. Sie wandte sich an den Killer und sagte voller Verachtung: „Mörder!“ Der Mann

lachte auf, und da spuckte Maria ihm ins Gesicht. Er schrie sie in wilder Wut an, und seine Hand umschloß ihren Hals—und genau in diesem Moment zog Maria unbemerkt ihre Hände aus der Schürze.

Fassungslos erkannte Parker die Handgranate wieder, mit der sie ihn bei der Ankunft begrüßt hatte. Den Sicherungsstift hatte sie bereits entfernt. Die Granate war nur noch durch den Bügel gesichert, den sie mit ihrem Zeige- und Mittelfinger umfaßt hielt.

Parker brach der Schweiß aus, als er sah, wie sich Marias Finger wie in Zeitlupe vom Bügel lösten. Die Handgranate war gezündet. Es blieben nur noch wenige Sekunden, bevor sie explodieren und die Metallschrapnelle Maria und den Killer zerfetzen würden.

Ein ruckartiger Impuls ließ Parker hinter der Hausecke hervortreten. Wie in Trance stand er aufrecht und ohne jede Deckung auf dem Rasen vor dem Schloß. „Und ich bin hier!“, rief er.

Ein breites Grinsen überzog das Gesicht des Killers, als er Parker erkannte und den Arm mit der Ingram auf ihn richtete und abdrückte. Die tödlichen Geschosse verfehlten ihn nur, weil Maria sich gegen den Arm des Killers geworfen hatte. Wie ein gehetztes Wild hechtete Parker zurück hinter die schützende Hausecke und sah aus den Augenwinkeln, daß der Killer auf ihn zugerannt kam. Fieberhaft suchte er eine geeignete Deckung. In seinen Gedanken mischte sich Panik mit Verwunderung—und einer vagen Hoffnung. Allerdings konnte er selbst nicht glauben, was er kurz vor seiner Flucht gesehen hatte. Die Granate war plötzlich aus Marias Händen verschwunden, aber konnte das wirklich sein?

Von weitem sah er das Bootshaus—unerreichbar für ihn. Er würde es noch nicht einmal bis zur Tür schaffen. „Also los“, rief er entschlossen, riß die Waffe hoch und wirbelte im Laufen herum. Der Killer war gerade um die Hausecke gebogen und schoß aus der Maschinenpistole. Im Fallen feuerte Parker zwei Schüsse zurück, die den Killer weit verfehlten. Aber auch die Kugeln aus der Ingram jagten über ihn hinweg, nachdem er sich ins feuchte Gras geworfen hatte. Sofort schoß er einen weiteren, seinen letzten Schuß auf den Mann ab. Er schloß die Augen und wußte, daß er nun sterben würde. Im gleichen Moment wurde er von einer lauten Explosion überrascht. Er schaute auf und sah den völlig zerfetzten Kopf auf dem Körper seines Verfolgers. Entsetzt registrierte er, wie der blutüberströmte Rumpf des Killers sich noch einige Sekunden wankend auf den Beinen hielt, bevor er nach hinten kippte. Parkers linke Hand löste sich in einem unkontrollierten Zittern von der Pistole. Er hatte sich nicht geirrt. Maria hatte dem Killer die Handgranate in die Kapuze gesteckt und den Totschläger so zum Tode verurteilt. Aufgrund des Alters war die Granate wahrscheinlich erst sehr zeitverzögert, aber gerade noch rechtzeitig detoniert.

Parker wurde von Schwindel ergriffen, und er starrte auf den Rasen und den modrigen Boden darunter. War das der Mörder von Anne?

Er schluckte trocken.

Anne!

Jäh wurde ihm bewußt, daß er die letzten vierundzwanzig Stunden kaum an sie gedacht hatte. Zum ersten Mal weigerte er sich nicht mehr, ihr plötzliches Ableben zu akzeptieren. Er würde sie sein ganzes Leben lang vermissen, aber sie war nicht mehr da. Jetzt hatte er es akzeptiert.

Erschöpft schloß er die Augen, und sein Kopf fiel aufs Gras. Er roch das salzige Meer. Das Rauschen der Brandung klang ihm in den Ohren, und ohne Vorwarnung stiegen Tränen in ihm auf, wellenartig entlud sich die Flut unter seinen Lidern und spülte Angst, Erschöpfung und eine alles erfassende Sehnsucht heraus. Sehnsucht nach Zoé.

Mühsam rappelte er sich auf und näherte sich widerstrebend der entsetzlich zugerichteten Leiche des Killers. Er schaute sich kurz um, bis seine Augen die Maschinenpistole erblickten, die einen Meter entfernt im Gras lag. Er nahm die Waffe auf und lief in das schützende Unterholz des Zedernwäldchens. Mit der Waffe in der Hand robbte er auf eine Stelle zu, die ihm einen Blick auf die Fläche vor dem Schloß ermöglichen würde. Vorsichtig spähte er durch die Äste und konnte es kaum fassen. Er sah sie alle: Zoé, Maria und Paul—nur der zweite Killer war verschwunden.

Überrascht streckte er seinen Kopf nach oben und merkte, daß er sich geirrt hatte. Der zweite Mann war noch da, allerdings lag er verkrümmt und reglos auf dem Boden. Paul stand daneben und blickte prüfend auf ihn herab, in der Hand hielt der Alte ein schmales, langes Klappmesser mit leicht gebogener Klinge.

Benommen erhob sich Parker und trat auf die Wiese. Zoé sah ihn als Erste und kam auf ihn zugelaufen. Sie lachte, schrie, jubelte. Mit der Waffe in der Hand wischte er sich die Tränen aus den Augen und schloß sie in seine Arme. Ihr Kuß ließ Erleichterung und Freude durch seinen Körper strömen.

Dann waren auch Maria und Paul bei ihnen. Paul säuberte das blutige Messer sorgfältig mit ein paar Grasbüscheln, und Maria hatte sich bei ihm untergehakt. Auf den Gesichtern der beiden Alten lag eine freudige Gelassenheit.

Parker dachte an seine eigenen weichen Knie und war beeindruckt.

Kapitel 48

Im Büro der deutschen Regierungschefin sperrten cremefarbene Jalousien die schwache Mittagssonne aus. Der an die Decke montierte Beamer warf nacheinander Lebensläufe und Porträtfotos verschiedener, durchweg männlicher Personen auf eine weiße Leinwand. Die Kanzlerin hatte ihr Kinn tief in ihrer rechten Handfläche vergraben und stützte den angewinkelten Arm auf dem Schreibtisch ab. Das grelle Licht der Projektion brannte in ihren Augen, denen sie in den letzten achtundvierzig Stunden kaum Ruhe gegönnt hatte.

„Hörst du mir überhaupt noch zu?“

Sie ließ die Frage des Innenministers der Bundesrepublik Deutschland eine Weile in der Luft hängen. Nachdenklich wanderten ihre blassen Augen von der Leinwand zu dem Fragesteller, der sich in seinem Rollstuhl aufgerichtet und zu ihr umgedreht hatte. Seine langen weißgrauen Haare lagen perfekt gewellt um den Mittelscheitel herum—wie bei einem in größter Würde gealterten Mitglied der Musketiere Ludwigs XIII. Vervollständigt wurde die Erscheinung des Ministers durch eine gerade Nase und ein markantes Kinn. Einem hartnäckigen Gerücht zufolge nannten ihn viele weibliche Mitglieder des Berliner Politbetriebs hinter sei-

nem Rücken nur *Aramis*. Einige von den Damen waren im Laufe der Jahre dem guten Aussehen, dem Charme und wohl nicht zuletzt der Macht des Politikers erlegen—auch nach dem tragischen Tag, an dem sein Pferd ihn in vollem Galopp abgeworfen hatte.

Sie war damals die Erste gewesen, die er an sein Krankenbett vorgelassen hatte, und nie würde sie die Kaltblütigkeit vergessen, mit der er die Querschnittslähmung hingenommen hatte. „Immerhin bleiben mir noch die Politik und der Rotwein. Das müßte reichen, jedenfalls wenn du erst Kanzlerin bist“, hatte er lächelnd verkündet, als sie sich ihm mit tränenerfüllten Augen genähert hatte.

Vor keinem anderen ihrer Minister hätte sie sich einen derartigen Gefühlsausbruch erlaubt, aber sie hatte auch mit keinem anderen geschlafen.

Die *Sache*—wie sie ihr einziges außereheliches Verhältnis bezeichnete—hatte genau eine Nacht gedauert. Am Morgen hatte sie die Affäre beim gemeinsamen Frühstück für beendet erklärt. Statt eines Liebhabers hatte sie einen politischen Weggefährten gewollt, mit dem sie die Leidenschaft eines schier unstillbaren Hungers auf Macht teilte. Es gab keinen Politiker in der Republik, dem sie vertraute, außer Arno Reißfeld.

„Ja, Arno, ich höre dir zu!“

Ihre Blicke trafen sich, als Reißfeld seinen Vortrag fortsetzte. „Die Bilder zeigen ehemalige Angehörige der Führungsebene des BKA. Heute alles längst vergreiste oder verstorbene Herren. Ich will dich nicht mit den Biographien jedes einzelnen langweilen. Exemplarisch reicht eigentlich schon dieser höhere Polizeibeamte.“ Der Innenminister zeigte auf das Bild eines knapp vierzigjährigen Mannes. „Vor dir siehst du Theodor Saevecke, Ende der fünfziger Jahre Referatsleiter beim BKA für das Ressort Hoch- und Landesverrat und seit 1962 stellvertretender Leiter der Sicherungsgruppe Bonn. Saevecke war maßgeblich an der Spiegel-Affäre, der Verhaftung Rudolf Augsteins und anderer Journalisten des Spiegel beteiligt.“ Der Minister drehte sich erneut zu ihr um und lächelte sie schief an. „Hier auf dem Foto trägt er allerdings noch die Dienstkleidung seines früheren Arbeitgebers, der SS, wo er es bis zum Gestapochef von Mailand gebracht hat. 1999 wurde er von einem italienischen Gericht in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt wegen der Erschießung von Widerstandskämpfern. Unnötig zu erwähnen, daß die Bundesrepublik eine Auslieferung von Herrn Saevecke nach Italien strikt abgelehnt hat.“ Reißfeld räusperte sich. „Oder nehmen wir den hier.“ Erneut erschien ein Mann in SS-Uniform auf der Leinwand. „Paul Dickopf, seit 1965 Präsident des BKA, vor 1945 war er SS-Untersturmführer.“

„Arno“, unterbrach sie seinen Redefluss. „Ich bin ein Kind der DDR, wie du weißt. Mir brauchst du über die faschistische Vergangenheit vieler Amts- und Würdenträger der Bundesrepublik keinen Vortrag zu halten. Das habe ich alles schon zur Genüge in der Schule gehört.“

„Ich rede nicht über die nur oberflächliche Entnazifizierung von Führungsleuten in der Adenauer-Zeit.“ Reißfeld drehte seinen Rollstuhl um die halbe Achse und schaute sie eindringlich an. „Ich versuche, dir klarzumachen, daß unsere Polizei bis in die siebziger Jahre systematisch mit tiefbraunen Seilschaften durchsetzt war. Versteh doch, beim BKA und den Landeskriminalämtern sind nicht etwa nur ein paar Altnazis durch das Sieb gefallen. Es war umgekehrt: Versehentlich scheinen auch ein paar unbelastete Kriminaler Aufnahme gefunden zu haben.“

Skeptisch befreite sie ihre rechte Hand von der Schwere ihres Hauptes und lehnte sich zurück. „Ich weiß nicht.“

Mit ungehaltener Miene schüttelte Reißfeld den Kopf. „Von den insgesamt siebenundvierzig Führungsleuten unserer Bundespolizei hatten Ende der fünfziger Jahre nur genau zwei keine nationalsozialistische Vergangenheit.“ Ihr Minister hob seine rechte Hand mit gespreizten Zeige- und Mittelfinger wie ein *Victory*-Zeichen. „Du kannst also ohne jede Übertreibung sagen, daß der gesamte Polizeiapparat des Bundes damals von Altnazis geführt wurde, von denen viele ganz erheblich in die Judenverfolgung und andere Verbrechen des Regimes verstrickt waren.“

„Und du glaubst wirklich, daß diese Nazi-Opas noch heute das BKA kontrollieren?“

„Entweder die alten braunen Kameraden selbst oder die von ihnen herangezöchteten Nachfolger.“ Reißfeld rollte den fahrbaren Stuhl mit kräftigen Bewegungen seiner muskulösen Arme an ihren Schreibtisch heran und legte seine rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Tisch. „Oder wie kannst du dir sonst erklären, daß die Polizei die Überwachung der Kreifelts genau in der Nacht abgebrochen hat, in der sie ermordet wurde.“ Regungslos hielt sie seinem Blick stand, während er fortfuhr. „Und daß die streng geheime Masterkennung des Hotel Adlon aus dem BKA-Computer abgerufen werden konnte, von einem Unbekannten, der offenbar über die allerhöchsten Zugangscodes des BKA verfügte?“

Sie mußte sich eingestehen, daß sie bisher auch keine plausible Erklärung für die Vorkommnisse gefunden hatte, und machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Unsere Sicherheitsorgane sind also von alten und neuen Nazis unterwandert, die das Bernsteinzimmer wie einen Schatz hüten.“

Er zog seinen Arm vom Schreibtisch zurück. „Nach der Ermordung der Anwältin und der Schießerei im Adlon müssen wir davon ausgehen, daß eine Geheimorganisation das Bernsteinzimmer seit Kriegsende in Deutschland versteckt hält.“

„Finde diese Männer, Arno“, sagte sie mit einem Seufzen. „Niemals darf herauskommen, daß die deutsche Polizei beteiligt ist. Das ist dir doch klar?“

„Tja, dann kommen die Amis und Russen zurück.“ Reißfeld faltete seine Hände auf den gefühllosen Oberschenkeln. „Aus der Sicht des Auslands wäre vor allem die deutsche Regierung tief in die Affäre verstrickt. Man würde glauben, die Deutschen hätten den Traum von einem Vierten Reich nie aufgegeben. Die Wiederbewaffnung der Bundeswehr, die Wiederherstellung der Einheit und der Souveränität, die Kriege auf dem Balkan und am Hindukusch—all das würde plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen, wenn die Sache publik wird.“

Die Kanzlerin konnte es immer noch nicht fassen. Die bundesdeutsche Polizei unterwandert von einer Bande Altnazis? Und niemand war den Verschwörern in den letzten sechzig Jahren auf die Schliche gekommen? In ihr völliges Unverständnis für diesen Vorgang mischte sich mehr und mehr Ärger. „Arno, du mußt schnellstens deinen Laden in den Griff bekommen! Ich erwarte von dir, daß ich mich auf die Polizeikräfte der Bundesrepublik bedingungslos verlassen kann.“

Reißfeld hob abwehrend die Hände. „Wir sind ja schon dabei. Zurzeit läuft eine rigorose interne Überprüfung sämtlicher Führungskräfte. Außerdem habe ich einen Sonderstab gebildet, der ausschließlich aus handverlesenen Frauen und Männern besteht. Wir arbeiten mittlerweile notgedrungen wie die Freimaurer. Der-

jenige, für den nicht mindestens drei absolut vertrauenswürdige Kollegen bürgen, besteht den Aufnahmetest nicht. Der Betroffene erfährt davon natürlich nichts. Aber ich brauche Zeit...

„...die wir nicht haben!“

Reißfeld warf seinen Rollstuhl herum und steuerte auf das große Fenster zu. „Da hast du allerdings recht. Nach den letzten uns zugespielten Informationen soll das Bernsteinzimmer in Kürze verkauft werden“, sagte er grimmig.

Sie spürte den Jähzorn in sich aufsteigen wie eine Fontäne, und ihr Oberkörper schnellte unwillkürlich vor. „Das BKA verkauft das Bernsteinzimmer, und wir müssen ohnmächtig zusehen!“ Ihre linke Hand knallte flach auf den Tisch. „Das darf doch alles nicht wahr sein!“ Kopfschüttelnd schaute sie ihn an. „Arno, wenn sich Foch damals in Königsberg das Bernsteinzimmer unter den Nagel gerissen hat, dann müssen wir doch herausfinden können, wer seine Vertrauensleute waren.“ Verzweifelt warf sie die Hände in die Höhe. „Ich meine, es muß doch zu überprüfen sein, wer von denen heute noch lebt und wer bei der Polizei nach Kriegsende Karriere gemacht hat.“

Reißfeld lenkte den Rollstuhl wieder zu ihr. Sorgenfalten verunstalteten sein ebenmäßiges Gesicht, und er schaute sie ernst an. „Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, welche Organisation 1945 noch in der Lage war, eine Operation wie den Raub des Bernsteinzimmers durchzuführen. Seit heute Morgen glaube ich nicht mehr, daß wir es hier mit Leuten aus der Entourage des Gauleiters zu tun haben. Foch verfügte damals gar nicht über eine Organisation, die hierfür schlagkräftig genug war. Er war fest in die Partei- und SS-Struktur eingebunden, in der er seine Macht genoß, aber letztendlich jeder Funktionär den anderen mißtrauisch beäugte und kontrollierte. Foch hatte bestenfalls eine Handvoll Vertrauter, das hätte aber nie gereicht. “Er strich sich eine Locke aus dem Gesicht. „Ich vermute, daß eine ganz andere Organisation Foch das Bernsteinzimmer abgeluchst hat— und da es die Abwehr damals nicht mehr gab, bleibt eigentlich nur ein Dienst übrig, der noch in Betracht kommt: die Abteilung *Fremde Heere Ost*.“

„Die FHO!“, entfuhr es der Kanzlerin.

„Ja, ich glaube, daß das Bernsteinzimmer von ehemaligen FHO-Angehörigen geraubt wurde.“

Sie ließ sich wieder zurück in ihren Ledersessel fallen, verwundert über sich selbst. *Da hättest du doch allein drauf kommen können!* Natürlich war die Operation eine Nummer zu groß für die Langweiler des BKA, nicht aber für einen Mastermind wie den legendären Chef der FHO.

Sie konnte nun getrost auf weitere nachrichtendienstliche Berichte und Analysen in dieser Frage verzichten. „Du hast recht“, sagte sie laut. „Er hat 1945 das Bernsteinzimmer geklaut und ist dann zu den Amerikanern übergelaufen, samt seiner Mannschaft und dem Geheimarchiv über die Rote Armee.“ Sie verschränkte die Hände vor dem Gesicht und atmete laut durch die Finger aus. „Als langjähriger BND-Chef konnte er die Bernsteintafeln problemlos versteckt halten. Wahrscheinlich hat er mit seinem Schatz sogar die damalige Bundesregierung erpreßt.“ *Und du darfst die Suppe jetzt auslöffeln!*

„Ganz sicher.“ Reißfeld rollte langsam auf sie zu. „Auch der Dienst war von Anfang an mit NS-Leuten durchsetzt. Der General selbst war sicherlich kein fanatischer Anhänger Hitlers, aber es ist auch kein Geheimnis, daß eine ganze Reihe

von ehemaligen SS-Leuten aus dem Sicherheitsdienst, der Gestapo und anderen Verbänden in seiner Organisation Unterschlupf fanden.“

„Heinz Felfe“, warf sie ein. „Auch ein wichtiger Bestandteil meiner DDR-Erziehung.“ Der ehemalige SS-Mann Felfe hatte mit seinen alten Kameraden Clemens und Tiebel bis in die sechziger Jahre für den BND gearbeitet. In Wahrheit hatten die drei Männer allerdings einen Spionagering gebildet, der jahrelang systematisch hochbrisantes Geheimdienstmaterial an den KGB lieferte.

„Das war wohl die schlimmste Schlappe, die der BND je einstecken mußte. Aber die drei Verräter zeigen recht gut, wie wenig sich der Dienst um die braune Vergangenheit seiner Mitarbeiter scherte. Ein SS-Führungszeugnis schien damals noch immer so etwas wie ein Empfehlungsschreiben zu sein.“ Reißfeld drückte mehrfach auf die Fernbedienung des Beamers. „Hier findest du alles, was der nationalsozialistische Terrorapparat zu bieten hatte und der BND bei seinem Spionagekrieg gegen die Russen für unverzichtbar hielt. Vom sadistischen Massenmörder bis zum gewissenlosen Opportunisten. Beispielsweise den BND-Angehörigen Hans Eichele.“ Reißfeld las den Text auf der Projektionsfläche des Beamers laut vor: „Ehemaliger SS-Sturmbannführer mit der SS-Nummer zwei-eins-sechs-vier-null, geboren am ersten Mai 1901. Eichele war zeitweise Standortkommandant des Konzentrationslagers Dachau. Oder Josef Anetzberger, erst SS-Wachmann im KZ Sachsenhausen, dann beim BND...“

„Genug.“ Langsam mußte sie einschreiten, denn Reißfeld war sonst nicht mehr zu stoppen. Doch der Minister war gerade erst in Fahrt gekommen. „Eine interne Untersuchung hat ergeben, daß der BND schon 1952 den Aufenthaltsort von Adolf Eichmann in Argentinien kannte, ohne es zu melden. Sogar der SS-Mann, der Anne Frank in Amsterdam verhaften und deportieren ließ, hat später für den BND gearbeitet. Und auch sein Präsident selbst ist nicht gerade ein in der Wolle gefärbter Demokrat gewesen. Nach CIA-Berichten hat er 1956 Putsch-Pläne erarbeiten lassen, für den Fall, daß die Adenauer-Regierung durch eine Volksfrontbewegung aus Sozialdemokraten und anderen abgewählt werden würde.“

Nichts anderes hatte sie von dem Geheimdienstchef erwartet, und sie winkte ab. „Schnee von gestern, Arno. Entscheidend ist doch nur, daß es einen Verräter in den Reihen der Schattenkrieger gibt, der den Verkauf des Bernsteinzimmers offensichtlich verhindern möchte. Dieser Mann kann uns zu den Verschwörern führen. Wir müssen ihn unbedingt finden.“

Reißfeld brummte irgendetwas Unverständliches—ein, wie sie wußte, schlechtes Zeichen.

„Wir wissen bis heute rein gar nichts über unseren Informanten.“ Wieder traf sie ein besorgter Blick. „Ich hatte es dir noch nicht gesagt.“ Reißfeld preßte kurz die Lippen aufeinander. „Es sieht so aus, als ob wir unseren Mann verloren haben.“

„Was?“

„Unser Informant hatte vor knapp vierzig Stunden angekündigt, einen Beweis für die Existenz des Bernsteinzimmers zu liefern. Vermutlich ein besonderes Stück, das nachweisbar aus dem Kunstwerk stammt. Die Quelle wollte kurzfristig ein geheimes Versteck bekanntgeben, wo wir das Teil abholen sollten.“

„Ich weiß. Ich habe deinen Bericht gelesen.“

„Seitdem herrscht absolute Funkstille. Er hat auf keines unserer Zeichen reagiert. Wir hatten für den Notfall abgemacht, dass wir ein bestimmtes Inserat in der

FAZ aufgeben. Er sollte nach dem Erscheinen eine sichere Telefonnummer anrufen, aber es gab keine Reaktion. Wir gehen davon aus, daß die Quelle abgeschaltet wurde.“

Sie erhob sich von ihrem Sessel, suchte mit den Füßen nach ihren Schuhen und schlüpfte hinein. „Arno, mach bitte den Beamer aus.“ Sie ging zum Fenster und drückte auf einen Schalter an der Wand. Unter den hochgleitenden Jalousien strömte das Sonnenlicht wieder ins Büro. „Wenn der Informant wirklich ausgeschaltet wurde, kann das auch vorteilhaft für uns sein. Es kann einen wertvollen Zeitgewinn für uns bedeuten, den wir unbedingt nutzen müssen.“

Lange blickte Reißfeld sie an. Er hatte die Kanzlerin genau verstanden. „Du meinst, der Verkauf des Bernsteinzimmers kann geräuschlos abgewickelt werden, wenn der Informant...“ er stockte, „...nicht mehr am Leben sein sollte.“

Sie nickte. „Das Bernsteinzimmer wird still und heimlich verkauft. Die Paneele wandern in irgendein geheimes Versteck in Russland, und niemand wird davon erfahren. Der erwartete Skandal bleibt aus. Die Bundesregierung müßte nicht zurücktreten“, sie lächelte ihn an, „und wir beide blieben im Amt, so daß du weiter nach den Verschwörern suchen könntest.“

„Aber das Bernsteinzimmer wäre für immer verloren.“

Sie musterte ihren Innenminister. Wo war bloß sein legendärer politischer Instinkt geblieben? „Das Bernsteinzimmer ist 1945 im Königsberger Schloß verbrannt. Es existiert nicht mehr.“ Sie fixierte seine dunkelbraunen Augen, die ihren Blick starr erwiderten. „Falls es doch irgendwann einmal irgendwo auftauchen sollte, haben wir jedenfalls nichts damit zu tun.“

Eine Weile stand gespannte Stille zwischen ihnen wie eine Barriere. „Gut“, sagte er schließlich mit belegter Stimme. „Was machen wir mit Parker und dem Mädchen?“

Ein leises Summen ertönte, und sie drückte auf eine Taste an ihrem Schreibtisch.

„Schmitt, für den Minister“, ertönte die Stimme der Sekretärin aus einem eingelassenen Lautsprecher. „Ja“, antwortete die Kanzlerin mit einem fragenden Blick zu Reißfeld.

Die holzverkleidete Tür zum Vorzimmer öffnete sich, und der breitschultrige Sicherheitsmann mit dem militärischen Kurzhaarschnitt trat ein.

„Haben Sie sie dabei?“, fragte Reißfeld.

„Jawohl, Herr Minister“, antwortete der Mann und legte eine dunkle Plastikbox auf den Schreibtisch.

„Danke. Sie können gehen“, sagte Reißfeld und rollte zu dem Tisch hinüber. Mit einer schnellen Bewegung öffnete er die Box, während der Polizist sich zurückzog. Zum Vorschein kam ein ölig glänzender, handlicher Revolver mit kurzem Lauf. „Das ist eine Smith & Wesson Chiefs Special. Geladen und gesichert. Kannst du damit umgehen?“

„Arno, auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen: Ich bin in der DDR aufgewachsen und habe selbstverständlich einen ausgezeichneten Waffenkundeunterricht genossen. Aber was soll der ganze Quatsch?“

„Hör zu. Ich habe dein Wachpersonal überprüfen lassen und jeden ausgewechselt, der nicht zu einhundert Prozent sauber war.“

„Nett von dir, aber das hatte Schmitt bereits getan.“ Hauptkommissar Schmitt war nun seit über zehn Jahren an ihrer Seite, und sie vertraute ihm blind. Entgegen allen Gepflogenheiten hatte sie sogar einmal eine Einladung von seiner Frau und ihm nach Hause angenommen. Auf der Rückfahrt von einer Wahlkampfveranstaltung nach Berlin hatte sie einen kurzen Abstecher bei den Schmitts und deren drei Kindern im Mecklenburgischen gemacht. Während sie mit seiner Frau, einer Blondine mit einem fröhlichen Wesen, bei einer Tasse Tee geplaudert hatte, saß Schmitt angestrengt dabei und hatte vor Stolz kein Wort herausgebracht.

„Es gibt keine hundertprozentige Sicherheit. Nimm die Waffe, für alle Fälle.“ Eindringlich schaute Reißfeld sie an.

„Du hast bestimmt auch Schmitt checken lassen?“

„Natürlich!“

„Das war ebenso überflüssig wie das Ding hier.“ Sie zeigte auf die Pistole. „Oder glaubst du etwa, ich werde mir den Weg aus dem Kanzleramt freischießen?“ Manchmal fragte sie sich wirklich, was in den Köpfen ihrer männlichen Kollegen so vor sich ging. Entschlossen klappte sie die kleine Waffenkiste wieder zu und reichte sie ihrem Minister. „Und was Parker angeht, er bleibt eine große Hoffnung.“

„Das Mädchen und er sind in höchster Lebensgefahr.“

Sie schaute an ihm vorbei und schwieg.

„Wir sollten endlich eine verdeckte Fahndung rausgeben, bevor es zu spät ist. Mit etwas Glück sind die beiden noch nicht in die Hände der Verbrecher gefallen, und wir können sie retten.“ Fordernd schaute Reißfeld sie an.

„Nein.“ Sie schlenderte zurück zu ihrem Schreibtisch und lehnte sich an die Tischkante, ihre Arme fest vor der Brust verschränkt. „Keine Fahndung. Parker ist unser einziger Köder. Er hat keinen operativen Wert mehr für uns, wenn er einmal aus dem Spiel ist. Wir müssen warten.“

Reißfeld warf ihr einen ablehnenden Blick zu, legte die Pistolenbox auf seinen Schoß und steuerte schweigend auf die Tür zu.

Nachdenklich drückte die Kanzlerin erneut auf eine Taste am Tisch, um die Tür zu öffnen, und beobachtete, wie ihr Innenminister mit ruckartigen Bewegungen den Rollstuhl ins Vorzimmer manövrierte. Kurz bevor die Tür sich wieder schloß, hörte sie ihn murmeln: „Das ist kein Spiel.“

Kapitel 49

Die Dunkelheit war schon lange hereingebrochen. Zoé spürte nicht mal ein Ruckeln, als die Jacht behutsam an der Kaimauer der alten bretonischen Hafenstadt anlegte.

Benjamin sprang von Bord und half Paul, das Schiff zu vertäuen. Sie blieb mit ihrer Großmutter auf dem Oberdeck und suchte mit einem Feldstecher die Hafenanlage nach verdächtigen Personen ab. Nur die Laternen und Lichter aus den Restaurants und Bars warfen ein wenig Helligkeit auf die zahllosen Boote, die im Schutz des Hafenbeckens dümpelten. In dem Halbdunkel konnte sie zwar nur we-

nig erkennen, aber dennoch schien ihr alles so zu sein, wie es wohl immer war. Sie reichte das Fernglas ihrer Großmutter und folgte Benjamin an Land.

Hand in Hand gingen sie die Hafenpromenade entlang, wie ein verliebtes Pärchen, das gemeinsam Urlaub machte und den lauen Winterabend am Meer genoß. Ob sie wirklich einmal mit Benjamin solche unbeschwerten Augenblicke erleben würde? Sie versuchte sich vorzustellen, sie beide wären als Touristen hier. Dann wären sie jetzt in eines der Restaurants gegangen, sie hätten eine große Platte *fruits de mers* und danach noch einen crêpe verdrückt, um dann schnellstens ins Hotel zurückzukehren. *Du bist verknallt, Zoé!*

Plötzlich mußte sie an Anne denken. Benjamin war ihr Vertrauter und Geliebter gewesen—sollte sie ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie etwas mit ihm anfang?

Benjamin zog sie zu sich herüber und sagte leise: „Nach dem Gespräch lade ich dich zum Essen ein. Paul hat mir gesagt, daß ein alter Freund von ihm in einem kleinen Küstenort ein Restaurant betreibt, das nur ein paar Seemeilen von hier entfernt liegt.“

Sie schaute ihn erstaunt an. Konnte er jetzt schon ihre Gedanken lesen?

„Die Meeresfrüchte in dieser Region sind sensationell, das dürfen wir uns nicht entgehen lassen.“

„Hast du keine Angst, Benjamin?“

„Mach dir keine Sorgen“, sagte er mit freudig glänzenden Augen. „Paul wird draußen für uns Wache stehen, das hat er mir versprochen.“

Sie konnte es kaum glauben. Der zurückhaltende Gelehrte hatte sich in einen lebensfrohen Abenteurer verwandelt, der sich Austern und Hummer schmecken ließ, während ihm eine Bande gemeingefährlicher Killer auf den Fersen war. Verdutzt schaute sie ihn an und mußte unwillkürlich lachen, was er gelassen und mit einem Augenzwinkern quittierte.

Im Grunde hatte er recht, sagte sie sich. Thalberg konnte unmöglich die zahllosen Häfen und Buchten überwachen, dafür war die bretonische Küste einfach zu unübersichtlich. Und außerdem hatte er vermutlich sein ganzes Team auf der Insel verloren.

Sie spürte, wie ein Windstoß die feuchte Kühle des bretonischen Januars unter ihre Winterjacke blies, und fröstelte. Eng schmiegte sie sich an Benjamin, und er legte wortlos den Arm um sie.

Nach einer Weile erreichten sie das Telefonhäuschen, das sie von der Jacht aus entdeckt hatte. Benjamin warf ein paar Münzen in den Schlitz des Apparats und wählte eine längere Nummer. Unwillkürlich legte er dabei seine linke Hand auf den Rücken, ungefähr dort, wo Zoé den Griff der Halbautomatik unter der Jacke vermutete.

Parker hörte verschiedene Verbindungstöne. Seine Anspannung verstärkte sich durch das monotone Tuten an seinem Ohr nur noch. Zoé schaute ihn fragend an, und er senkte seinen Kopf, damit sie mithören konnte. Sie drückte sich dicht an ihn. Dann vernahm er eine Stimme, die nur stark verzerrt zu ihm durchdrang: „Ja?“

Er gab seinen Namen an und verlangte die Bundeskanzlerin. „Herr Parker, ich bin bereits am Apparat“, vernahm er dieselbe Stimme erneut.

Er hielt inne. War das wirklich die Kanzlerin, mit der er sprach? Er erkannte die Stimme nicht wieder, so verzerrt klang sie. Er hätte noch nicht einmal sagen können, ob sie männlich oder weiblich, alt oder jung war. „Parker, ich habe mir große Sorgen gemacht. Ich hoffe, es geht Ihnen gut?“

Bevor er antworten konnte, fuhr die sonore, metallische Stimme fort: „Passen Sie jetzt bitte genau auf, Parker! Die Telefonleitung, über die Sie anrufen, dient der verschlüsselten Übertragung von Gesprächen. Deshalb hören Sie auch nicht meine wirkliche Stimme, sondern eine Art digitale und verzerrte Übersetzung.“ Sie legte eine kurze Pause ein. „Da Sie aber von einem öffentlichen Fernsprecher anrufen, ist die Leitung nicht sicher. Es besteht die Gefahr, daß das Gespräch bei der Übertragung abgehört wird. Überlegen Sie also gut, bevor Sie etwas sagen.“

„Ich weiß.“ Parker räusperte sich. „Ich habe eine persönliche Frage an Sie.“

„Ja?“

„Bei unserem Treffen im Kanzleramt haben Sie etwas sehr Überraschendes mit den Händen gemacht. Was war das?“

„Ich habe sie Ihnen auf die Schulter gelegt. Hat Sie das überrascht? Wieso fragen Sie?“

„Ich wollte nur sichergehen, daß ich wirklich mit Ihnen spreche, Frau Kanzlerin.“ Er atmete einmal tief durch, bevor er weitersprach. „Ich möchte Ihnen einen geheimen Bericht übergeben, der wahrscheinlich mit einem alten Wehrmachtscode verschlüsselt worden ist. Es handelt sich um eine detaillierte Darlegung des Raubs des Bernsteinzimmers bei Kriegsende durch FHO-Agenten. Sie werden in den Papieren alle Informationen darüber finden, wer das Bernsteinzimmer aus Königsberg geschleust hat und es bis heute versteckt hält. Bitte überprüfen Sie sofort folgenden ehemaligen BND-Mitarbeiter: Carl von Thalberg.“

Parker wartete auf eine Nachfrage, doch die Kanzlerin schwieg. Das Gespräch wurde offenkundig aufgezeichnet. „Thalberg ist der Kopf der Operation“, fuhr er fort. „Wir wissen, daß sein Komplize, Falkenhayn, Sie bereits anonym über einige der gerade von mir geschilderten Umstände informiert hat—was Sie mir jedoch im Kanzleramt verschwiegen haben.“

„Wo befinden sich die beiden Männer?“

„Falkenhayn hat sich gestern das Leben genommen, in einem Berghaus in den bayerischen Alpen, ganz in der Nähe der Elendsalm, wo sich die FHO 1945 vor den Amerikanern versteckt hatte. Thalberg war jedenfalls gestern auch dort.“

„Wir werden das überprüfen.“

„Sie werden niemanden finden.“

„Reden Sie weiter.“

„Falkenhayn hat Ihnen verraten, daß das Bernsteinzimmer in Kürze verkauft werden soll—und Sie haben mich daraufhin als ahnungslosen Lockvogel benutzt.“ Er hielt inne. Die Sekunden verstrichen.

„Ja“, drang es dann an sein Ohr. „Es tut mir leid, aber wir hatten keine andere Wahl. Sie waren unsere einzige Chance, an die Verbrecher heranzukommen. Hätte ich Sie vorher fragen sollen?“

„Ja!“

„Hätten Sie dann nicht abgelehnt?“

„Das wäre allein meine Sache gewesen.“

„Parker, glauben Sie mir, ich freue mich wirklich von Herzen, dass es Ihnen gutgeht.“ *Dieser metallische Klang harmoniert perfekt mit ihren Mitteilungen*, ging es ihm durch den Kopf, bevor er fortfuhr. „Ich nehme an, daß mein Anruf zurückverfolgt wird, während wir reden?“

„Was meinen Sie damit?“

„Daß Sie gerade versuchen, mich zu orten—und daß man Ihnen gesagt hat, Sie sollen mich so lange wie möglich am Telefon halten, bis die Ortung ergeben hat, wo ich mich befinde, richtig?“

Ein paar Sekunden war die Leitung stumm, dann ertönte die Stimme erneut. „Richtig.“

„Wie lange brauchen Sie noch?“

„Drei bis fünf Minuten.“

Parker schaute auf die Uhr. Das Telefonat lief bereits fast eine Minute. „Ich gebe Ihnen einen Tipp. Ich bin in Nordfrankreich.“

„Nordfrankreich also.“ Die Kanzlerin hielt inne. Sie schien nicht zu verstehen, warum er ihr diese Informationen am Telefon offenbarte.

„Ich bleibe in der Leitung“, sagte er, „bis Sie mich haben, verstanden?“

„Parker, was haben Sie vor?“

Er schwieg und schaute Zoé in die Augen. Jetzt begann der heikle Teil des Telefonats. „Ich will einen Übergabeort mit Ihnen vereinbaren“, antwortete er. Gemeinsam mit Zoé hatte er lange über den richtigen Treffpunkt für die Übergabe des Dossiers nachgedacht. Die Örtlichkeit mußte ausreichend Schutz bieten und vor allem eine gute Übersicht, um eventuelle Angreifer frühzeitig identifizieren zu können. Schließlich mußte der Treffpunkt in einem Radius liegen, den sie mit dem Boot gut erreichen konnten.

„Ich weiß jetzt, wo Sie sich befinden“, unterbrach die Kanzlerin das Schweigen.

„Sehen Sie, was dort ganz in der Nähe ist?“

Wieder verstummte sie. Die Sekunden vergingen, ohne dass er auch nur das geringste Geräusch vernahm, bis sich die Kanzlerin endlich wieder meldete. „Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen.“

„Können Sie dort ein Treffen für morgen am späten Vormittag arrangieren?“

„Kein Problem.“

Doch er war noch nicht zufrieden. „Ich werde den Bericht nur an jemanden übergeben, der absolut vertrauenswürdig ist.“

Nach einer Weile des Schweigens fragte die Kanzlerin: „An wen hatten Sie gedacht?“

Jetzt zögerte er. Es war ein Dilemma. Auf keinen Fall wollten sie Freunde oder Bekannte in die Angelegenheit mit hineinziehen, folglich kamen nur Personen aus dem öffentlichen Leben in Betracht. Leute, die sie zwar nicht persönlich kannten, die aber über jeden Zweifel erhaben waren. Auch nach längerem Überlegen waren ihnen nur eine Handvoll Kandidaten eingefallen, aber keiner von den Ausgewählten schien perfekt zu sein.

„Ich dachte, Sie kommen selbst, Frau Kanzlerin.“

Eine längere Pause entstand, bis sie sagte: „Unmöglich.“

Das war die erwartete Antwort.

„Ich kann Berlin nicht einfach so verlassen. Das würde einen riesigen Aufruhr in der Presse verursachen“, schnaubte die Regierungschefin. „Zumal morgen der

polnische Ministerpräsident nach Berlin kommt, wie Sie vermutlich auch in Frankreich in der Zeitung lesen konnten.“

So etwas hatte Parker befürchtet. Die Kanzlerin zog sich geschickt aus der Affäre. Er hörte ihren Atem, der langsam und schwer durch die Telefonleitung glitt. Sie schien zu überlegen, und Parker beschloß, ebenfalls eine Weile schweigend abzuwarten. „Aber es gibt eine Alternative“, sagte sie schließlich.

„Wen?“

„Arno Reißfeld.“

Parker war verblüfft. Ihr legendärer politischer Weggefährte, mit dem sie ein höchst ungleiches, aber sehr erfolgreiches Paar bildete. Ihr *Magier der Macht*, wie Reißfeld respektvoll von den Medien genannt wurde. Ein Polit-Profi, der es geschafft hatte, auch nach über vierzig Jahren in der Politik nicht in den kleinsten Skandal verwickelt worden zu sein—von ein paar Frauengeschichten abgesehen. Die Beliebtheitswerte des grauhaarigen Beaus lagen seit langem weit über denen des restlichen Personals der Berliner Republik. Viele wünschten sich Reißfeld als nächsten Kanzler oder zumindest als Bundespräsident. Und viele sahen in ihm den Grund für den unaufhaltsamen Aufstieg der Kanzlerin. Keiner jedoch hatte je an seiner Integrität gezweifelt. Parker bedeckte die Telefonmuschel mit einer Hand und flüsterte zu Zoé: „Was denkst du?“

Sie nickte ihm zu.

„Einverstanden“, sprach er dann.

„Reißfeld braucht einen gewissen Schutz.“

„Nicht mehr als einen Mann. Und der muß wirklich handverlesen sein. Schicken Sie nur jemanden mit, dem Sie selbst blind vertrauen.“

„Gut.“ Die Kanzlerin schluckte. Die Entscheidung schien ihr schwerzufallen. „Mein persönlicher Leibwächter, Hauptkommissar Schmitt, wird den Innenminister begleiten. Sie kennen ihn ja schon. Er ist absolut vertrauenswürdig.“

Parker erinnerte sich an den kräftigen Polizisten, der ihn aus der Gerichtsmedizin abgeholt hatte. „Überprüfen Sie ihn noch einmal genau.“

„Das ist bereits durch den Innenminister selbst veranlaßt worden. Schmitt ist in Ordnung. Dreifacher Familienvater, und er weicht seit über zehn Jahren nicht von meiner Seite.“

Er überlegte kurz und gab dann der Kanzlerin sein Einverständnis.

„Wo ist das Bernsteinzimmer jetzt?“, fragte sie.

„Unbekannt.“

„Irgendeine Ahnung?“

„Nein.“

„Wer ist der Käufer?“

„Angeblich Russen.“

„Preis?“

„Unbekannt.“

„Sind Sie allein unterwegs?“

Zoé und er hatten abgemacht, so wenig Informationen wie möglich über ihre derzeitige Lage preiszugeben. Die Kanzlerin sollte nur das erfahren, was sie brauchte, um gegen die Verschwörer vorzugehen. „Ja. Ich möchte, daß Reißfeld und Schmitt exakt um elf Uhr dreißig die Anlage betreten. Ich werde die beiden

beobachten und die Übergabe beim geringsten Verdacht abbrechen. Haben Sie das verstanden?“

„Verstanden“, antwortete die Kanzlerin. Sie räusperte sich kurz, bevor sie hinzufügte: „Parker, sollen wir Sie in Sicherheit bringen? Wenn Sie wollen, nimmt Reißfeld Sie mit nach Berlin zurück. Wir können Sie hier schützen, bis alles vorbei ist. Das verspreche ich Ihnen. Sie haben schon mehr als genug getan—kommen Sie nach Hause, Parker.“

Er verabschiedete sich und hängte den Hörer auf die Gabel.

Zoé schaute ihn schelmisch an. „Ein Rendezvous mit Aramis auf dem romantischen Mont Saint-Michel.“ Sie schnalzte leise mit der Zunge. „Das wollte ich schon immer.“

Kapitel 50

In der Nacht war das Wetter umgeschlagen. Ein triefender, mattgrauer Nebel hatte sich über den Ärmelkanal gelegt und sie auf der ganzen Fahrt bis zur Mündung des Flusses Couesnon begleitet. Die Sicht betrug kaum mehr als fünfzig Meter, so daß sich die gewaltige Klosterburg vor ihnen verbarg, obwohl der granitene Felskegel nur wenige Kilometer vor ihnen die Grenze zwischen der Bretagne und der Normandie markierte.

Als Zoé gemeinsam mit Benjamin am frühen Morgen das Schiff verließ, rieselte hauchfeiner Regen durch den Nebel auf sie herab. Durch meterhohes Schilf näherten sie sich auf Schleichwegen ihrem Ziel. Nach einer halben Stunde begann sich der schier undurchdringliche graue Dunst um den sagenumwobenen Sakralbau allmählich zu lichten, und plötzlich türmte sich der Mont Saint-Michel achtunggebietend vor ihnen auf.

Zoé verharrte, und auch Benjamin blieb im Angesicht des imposanten Bauwerks stehen. Die mächtigen Befestigungen am Fuß des Burgbergs wirkten bedrohlich und uneinnehmbar. Über den gewaltigen Bollwerken thronte in schwindelerregender Höhe das Kloster. Wie ein mahnender Finger ragte im Zentrum der Insel der Glockenturm der Abteikirche in die neblige Höhe.

„Die Engländer sind im Hundertjährigen Krieg vergeblich gegen diese Trutzburg angerannt“, sagte Benjamin, ohne den Blick von der Insel zu nehmen. „Erstaunlich, daß sie es überhaupt versucht haben.“

„Stimmt, aber die Anlage war nicht nur gut zu verteidigen“, ergänzte Zoé, „das Burghoch war auch praktisch ausbruchssicher. Deshalb befand sich hier nach der Französischen Revolution eines der schrecklichsten Gefängnisse des Landes.“ Unvermittelt kam ihr der ursprüngliche Name des mystischen Inselbergs in den Sinn. „Noch bis ins achte Jahrhundert haben die Bretonen den Berg *Mont Tombe* genannt. Erst als der Erzengel Michael Bischof Aubert von Avranches befahl, eine Kirche auf dem Berg zu errichten, änderte sich der Name.“

Mont Tombe, das bedeutet Grabhügel, wollte sie noch hinzufügen. Doch sie schluckte die Worte herunter und schwieg. Auf einmal kam ihr die Felsburg nur noch grau, kalt und abweisend vor.

Später, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und dem Nebel einen hellen Schimmer verlieh, hatte Zoé diese düsteren Gedanken längst verdrängt. Sie befand sich in der Nähe des Châtelet, des Burgtors mit den beiden Zwillingstürmen und offiziellen Eingangs der Abtei, von wo sie einen märchenhaften Blick auf die Umgebung hatte. Über dem Meer lag ein dichter Dunst, auf dem der Klosterberg wie ein Wolkenschloß zu schweben schien. Der befestigte Steg, die einzige Verbindung zum Land, führte geradewegs in die undurchdringliche Nebelwand.

Sie lehnte an den Mauerresten eines Teils der mittelalterlichen Befestigungsanlage und stampfte im Schutz einer Mauernische mit den Füßen auf den abgetretenen Granitboden. Doch die Kälte in ihren Gliedern ließ sich nicht so leicht vertreiben. Sie neigte ihren Oberkörper vor, was ihr einen weiten Blick auf die Gebäude unterhalb der Abtei ermöglichte. Wie ein kopfsteinbepflasterter Lindwurm schlängelte sich die *Grande Rue* zum Kloster hinauf. Die gassenartige Straße säumten dichtgedrängte Fachwerkhäuser, die Hotels, Restaurants und Souvenirläden beherbergten.

Sie zog den rechten Ärmel ihrer Winterjacke hoch und schaute auf die Uhr. Elf Uhr achtzehn. Ein paar Regentropfen fielen auf das Zifferglas der Uhr; sie wischte sie weg und schob den Ärmel wieder darüber. Dann warf sie erneut einen Blick auf die Gasse und betrachtete kritisch die wenigen Touristen, die an einem solch verregneten Januartag den Mont Saint-Michel besichtigten.

Benjamin hatte gegen neun Uhr mit den ersten Besuchern die Klosteranlage durch das Burgtor betreten, während sie sich vor dem Tor in der Mauernische verborgen hatte.

Stundenlang waren erschöpfte Familien in klitschnassen Regenponchos, lautstarke Besuchergruppen aus aller Herren Länder, Pärchen mit gedämpfter oder euphorischer Laune und hier und da auch ein paar Alleinreisende an ihr vorbeigetrotzt, frierend, aber erwartungsvoll.

Keiner von ihnen hatte auch nur im Geringsten Verdacht erregt. Wenn sich nicht bereits jemand im Klostergebäude versteckt hielt, war Benjamin dort drinnen so sicher wie in Abrahams Schoß. Natürlich ließ sich nicht mit Sicherheit ausschließen, dass das Treffen verraten worden war. Einer oder gar mehrere von Thalbergs Bande hatten es vielleicht geschafft, in der Nacht in die Abtei einzudringen, obwohl das angesichts des klösterlichen Wachschutzes nicht ganz einfach war. Und selbst für Thalberg war es schwierig, in der Kürze der Zeit einen Trupp auf die Klosterinsel zu schaffen. Trotzdem hatte sie von Benjamin das Versprechen verlangt, äußerst vorsichtig zu sein und beim geringsten Verdacht sofort den Rückzug anzutreten.

Das und das Wissen um seine Pistole beruhigten sie etwas. Auch ihre Finger umschlossen den Griff eines kleinen Revolvers.

Sie hatte sich zunächst strikt geweigert, die Waffe auch nur anzufassen. Es war eine Horrorvorstellung für sie, mit einer geladenen Pistole herumzulaufen. „Ich treffe ein Scheunentor nicht mal auf drei Meter Entfernung“, hatte sie hervorgebracht. „Mag sein“, hatte Maria geantwortet und ihr die Pistole hingehalten, „aber einen Mann auf einen halben Meter bestimmt.“

Schließlich war es Benjamin gewesen, der sie überzeugt hatte, das todbringende Ding einzustecken. „Wenn dir etwas Verdächtiges auffällt und du der Meinung bist, wir sollten fliehen, schieß zweimal hintereinander in die Luft und setz dich

dann, so schnell du kannst, ab. Warte nicht auf mich. Wir treffen uns auf dem Boot.“ Der Revolver war ihre einzige Möglichkeit, Alarm zu schlagen.

Widerwillig hatte sie die Waffe eingesteckt, doch damit hatte Maria es nicht beenden lassen. „Hiermit habe ich Gommel getötet“, hatte sie gesagt, als sie ihr einen schmalen, beidseitig geschärften Dolch überreichte. Der Griff war aus Elfenbein und ungefähr so lang wie die Klinge. Zu ihrer Überraschung hatte er sich perfekt in ihre Hand geschmiegt. Benjamin hatte ungläubig zugeschaut, als Maria ihr gezeigt hatte, wie man die Klinge bequem im rechten Winterstiefel verbergen konnte. Von Anfang an war ihr klar gewesen, daß sie Benjamin nicht allein zum Treffen gehen lassen würde. Entgegen seiner Bitte, sich mit Maria und Paul in Sicherheit zu bringen, hatte sie darauf bestanden, ihn zu begleiten. Die Erinnerung verstärkte ihre Anspannung, und sie atmete ein paarmal tief ein und aus, um sich zu beruhigen. *Wir übergeben die verdammten Papiere und verschwinden.*

Eine Windböe schlug ihr den Regen kalt und prickelnd ins Gesicht und beendete ihre Gedankenspiele. Abermals zog sie den Ärmel hoch und sah auf die Zeiger ihrer Uhr. Elf Uhr einunddreißig. Schnell neigte sie sich vor, und ihr Herz begann laut zu schlagen.

Da waren sie! Sie hatten das untere Eingangstor, die *Porte de l'Avancée*, bereits passiert, und Zoé sah, wie der hochgewachsene, kräftige Kriminalpolizist seine Mühe hatte, Arno Reißfeld im Rollstuhl den Weg hinauf zum Kloster zu schieben. Für einen Augenblick stand sie nur still da und starrte auf die Szene weit unter sich. Ein leichter Schwindel erfaßte sie, als ihr erneut das ganze Ausmaß der Affäre bewußt wurde. Die Bundesrepublik Deutschland mußte sich zweifellos in einer ernststen Staatskrise wähnen, wenn der Innenminister Hals über Kopf in der Nacht aus Berlin nach Nordfrankreich reiste, um persönlich ein altes Geheimdossier in Empfang zu nehmen.

Hoffentlich würde alles gutgehen. Sie schickte ein Stoßgebet zum nebelverhangenen Himmel hinauf.

Obwohl auch Reißfeld mit seinen muskulösen Oberarmen nach Kräften mithalf, kamen die beiden Männer nur langsam auf dem beschwerlichen Weg voran. Erst nach einiger Zeit näherten sie sich endlich, und Zoé blieb die Auswölbung unter der engen Regenjacke des Sicherheitsmannes nicht verborgen. Hauptkommissar Schmitt trug eine Waffe. Aber das war auch nicht anders zu erwarten gewesen.

Die Muskeln der Männer schienen nun warm zu sein, denn die beiden kamen schneller voran, obwohl die Steigung auf dem letzten Wegabschnitt der *Grande Rue* stetig zunahm. Reißfeld hatte sich die Kapuze seiner Regenjacke vom Kopf gerissen, und die langen grauen Haare klebten naß an seinem markanten Haupt. Schwitzend knöpfte er sich die Jacke vorne etwas auf und schob die dicke dunkelblaue Wolldecke über seinen Beinen ein paar Zentimeter nach unten. Dann griff er mit zusammengepreßten Lippen wieder in die Räder des Rollstuhls.

Kurze Zeit später waren die beiden Männer oben angelangt und verschwanden aus Zoés Blickfeld. Sie wandte sich um und spähte hinter der Mauernische zum Burgtor herüber. Langsam schob der blonde Polizist den Innenminister unter den beiden Zinntürmen hindurch in die Abtei. Sie lehnte den Rücken an das alte Mauerwerk und kontrollierte ihre Uhr: elf Uhr siebenundvierzig. In wenigen Minuten würde im Kreuzgang des Klosters die Entscheidung fallen.

Der Kreuzgang lag auf der obersten Ebene der Abtei und galt gemeinhin als eine der Hauptattraktionen des Mont Saint-Michel. In jedem Fall stellte der von Wandgängen umgebene Innenhof den Höhepunkt einer jeden Besichtigung der sogenannten *Merveille* dar. Die Äbte hatten hier mit Unterstützung des französischen Königs Philippe-Auguste ein gotisches Wunderwerk über den Fluten des Ärmelkanals errichtet. Die *Merveille* umfaßte auf ihrer obersten Ebene neben dem Kreuzgang noch das sich östlich anschließende Refektorium. Auch heute rief die wagemutige Architektur der mittelalterlichen Bauleute fassungsloses Erstaunen hervor. Es war den alten Baumeistern gelungen, die dreistöckige *Merveille* entgegen den statischen Widrigkeiten sicher auf dem steilen Felsen hoch über dem Meer zu errichten und dank des Spitzbogengewölbes hohe und helle Räume zu schaffen. Ein Wunder, gemacht mit Lot, Granit und Mörtel.

„Die *Merveille*“, hatte Benjamin ihr auf dem Boot erzählt, „steht schon lange auf der Liste der Orte, die ich unbedingt besuchen will.“ Doch Zoé war überzeugt davon, daß er heute nur wenig Muße für die Besichtigung des zwischen Himmel und Meer schwebenden sakralen Rundgangs haben würde. Denn es waren alles andere als kunstsinnige Gesichtspunkte, die die Wahl des Treffpunkts bestimmt hatten.

Er würde sich unter den vielen Touristen relativ sicher bewegen, außerdem konnte der Kreuzgang sowohl von der Ostseite als auch von der Südseite betreten und wieder verlassen werden. Und schließlich boten ihm die über zweihundert filigranen versetzten Säulen viel Deckung, falls es notwendig sein sollte.

Ein idealer Ort, dachte Zoé und atmete tief durch, aber die Anspannung wollte nicht von ihr weichen. Sie strich sich mit den Händen übers Gesicht und massierte ihre Wangenknochen. *Mach dich nicht verrückt! Niemand hat von dem Treffen erfahren.*

Ein paar Minuten würde sie noch warten, ehe sie dem Innenminister und seinem Bodyguard unauffällig folgte. Wie mit Benjamin verabredet, würde sie ihm den Rücken freihalten—und im schlimmsten Fall eingreifen können.

Entschlossen griff sie zum Revolver in ihrer Tasche.

Bald haben wir es geschafft.

Nur wenige Meter von Zoés Versteck entfernt, in dem alten *Salle des Gardes*, dem Saal der Wachen, saß ein Mann auf einem einfachen Holzschemel und betrachtete das Spitzbogengewölbe über sich. Er trug die blau-weiße Jacke und Kappe des klösterlichen Sicherheitspersonals. Die Kleidungsstücke waren gebraucht und ein bißchen zu groß für ihn—sie gehörten dem Chef des Sicherheitsdienstes, der mit seiner Frau in einem der Fachwerkhäuser an der *Grande Rue* wohnte. Gestern Abend hatte der Mann auf die Klingel an der Eingangstür des Hauses gedrückt, den Europol-Ausweis und die beiden internationalen Haftbefehle für Parker und das Mädchen in den Händen. Der Wachmann hatte ihn bereits erwartet und persönlich die Tür geöffnet. Kurz zuvor hatte ihn die Klosterleitung über eine Anfrage aus Paris instruiert. Ein deutscher Kommissar namens Helmuth Fuggs von Europol brauchte dringend Hilfe bei der Zielfahndung nach einem deutschen Pärchen. Anlagebetrüger, die Gelder in Millionenhöhe unterschlagen haben sollen. Die französische Polizei war im Bilde und unterstützte die Europol-Fahndung selbstverständlich. Absolutes Stillschweigen war zu wahren.

Bereitwillig hatte der Wachmann ihm die gebrauchten Sachen überlassen und sogar ein Hotelzimmer auf dem Klosterberg besorgt, während seine Frau einen Coc

au Vin für den geheimnisvollen Gast zubereitete. Um sieben Uhr heute Morgen hatte der Mann dann seinen Posten im Wachsaal bezogen. Gegen neun Uhr hatte er Parker die Abtei betreten sehen. Kurz danach hatte er sich nach dem Mädchen umgeschaut. Sie stand genau da, wo er es vermutet hatte: in einer kleinen Nische aus Mauerresten, von der sich die *Grande Rue* gut einsehen ließ. Zufrieden war er zurück in den Wachsaal geschlendert und hatte dort auf den Minister und den Bodyguard gewartet.

Als die beiden Männer endlich das Burgtor passierten, hatte er den Blick zur Decke erhoben. Die Operation lief genauso harmonisch und exakt wie die steinernen Linien der Spitzbogen über ihm. Entschlossen senkte er nun das Haupt und verließ wortlos den Wachraum. Er näherte sich der Mauernische und achtete behutsam darauf, nicht von dem Mädchen bemerkt zu werden. Aus der Tasche zog er ein Stofftuch und ein kleines Glasfläschchen, dessen Verschluss er vorsichtig im Gehen öffnete. Erst im allerletzten Augenblick würde sie ihn sehen—und dann war es zu spät. Das außergewöhnlich ebenmäßige, fein geschnittene Gesicht des Mannes verzog sich zu einem Lächeln.

Kapitel 51

Angespannt schritt Parker vom ehemaligen Refektorium durch zwei massive Holztüren mit wuchtigen Eisenbeschlägen in den Kreuzgang des Mont Saint-Michel.

Er ließ seinen Blick über den Wandelgang und den begrünten Innenhof schweifen. Doppelreihig und versetzt standen die glatten, schlichten Säulen auf einem sechzig Zentimeter hohen Sockel. Auf ihnen ruhten spitzbogige Arkaden, die auf ihrer Innenseite mit Pflanzenornamenten, Fabeltieren und Menschenköpfen verziert waren—und Parker im Moment nicht im Geringsten interessierten. Außer ihm befanden sich nur noch einige wenige Touristen im Kreuzgang.

Sein Blick schwenkte nach links zum südlichen Eingang, von dem aus Reißfeld und Schmitt den Kreuzgang betreten würden, wenn sie dem Rundweg für die Besucher folgten.

Er kontrollierte die Uhrzeit. Nach seiner Schätzung mußten der Innenminister und sein Sicherheitsmann jeden Augenblick auftauchen. Er stellte sich mit dem Rücken neben den Refektoriumseingang und vertiefte sich scheinbar in einen großen Reiseführer, den er nur für diesen Zweck mitgebracht hatte. Dabei beobachtete er verstohlen den südlichen Zugang durch einen Spalt, den die Säulen freigaben.

Falkenhayns Geheimdossier steckte sorgfältig in Packpapier gewickelt im Rucksack auf seinem Rücken. Auf seinem Kopf saß ein Käppi, das er tief in die Stirn gezogen hatte, und zusammen mit seiner Winterjacke, den Jeans und den Turnschuhen unterschied er sich in nichts von anderen Touristen. Hoffte er jedenfalls.

Unwillkürlich spannten sich seine Muskeln, als der Innenminister der Bundesrepublik Deutschland seinen Rollstuhl durch den Eingang schob. Reißfelds Haare klebten klatschnass auf seinem Kopf, und eine Wolldecke wärmte die bewegungs-

losen Beine. Er hatte das Revers seiner Regenjacke weit geöffnet, und Parker sah am Hals des kräftigen Mannes eine goldene Kette aufblitzen. Ein privates Detail des Politikers, den er bisher nur mit Krawatte und Anzug kannte. *Paßt zu ihm*, dachte Parker schmunzelnd.

Jetzt erschien auch die durchtrainierte Gestalt von Hauptkommissar Schmitt im Kreuzgang. Beide Männer folgten dem üblichen Weg für die Besucher und bewegten sich von Parker weg nach Westen. Alles lief nach Plan, dachte er. Vor allem hatte Zoé keinen Alarm ausgelöst. Es waren keine Schüsse gefallen.

Er schätzte, daß sie nun ebenfalls auf dem Weg zum Kreuzgang war. Rasch zog er sich den Rucksack von den Schultern und holte das Dossier hervor. Mit dem geheimen Bericht unter dem Arm und dem Reiseführer in den Händen schlug er die entgegengesetzte Richtung des Rundwegs ein und ging auf Reißfeld und seinen Bodyguard zu. In wenigen Sekunden würde er auf die beiden stoßen.

Er hob kurz den Blick und sah, dass Reißfeld sich bereits auf der Höhe der *Trois Arches*, der drei großen Spitzbogen auf der Westseite des Gangs, befand, die bis zum Boden gezogen waren. Drei Tore, die den Kreuzgang mit dem Himmel verbanden. Bei gutem Wetter boten sie einen umwerfenden Ausblick vom bretonischen Cancale-Felsen im Westen bis zu den Felswänden der Normandie im Osten, und manchmal sogar auf die Chausey-Inseln, die den Granit beherbergten, mit dem die Abtei erbaut worden war.

Aber auch das interessierte Parker im Moment nicht. Der Adrenalinpiegel in seinem Blut stieg mit jedem Meter, den er sich den beiden Deutschen näherte. Sein Herz raste, als er an einer Mutter mit zwei Kindern vorbeiging, die stehen geblieben waren und fasziniert den Blattfries unter dem Sims bewunderten. Jetzt befand sich niemand mehr zwischen ihm und den beiden Männern aus Berlin. An der nächsten Ecke des Säulengangs würden sie sich zwangsläufig in die Arme laufen. Doch dann hielt Reißfeld den Rollstuhl an und schaute durch die drei großen Arkaden. Zwischen dem Minister und den Nebelschwaden draußen war lediglich eine Glasscheibe, die in die *Trois Arches* eingelassen worden war, um die Besucher vor einem Sturz in die Tiefe zu bewahren.

Die feuchte Kühle hatte anscheinend auch von Reißfeld Besitz ergriffen, der sich die Decke nun bis über die Unterarme zog. Der Minister schien völlig entspannt zu sein, nur Schmitts Augen fixierten Parker mißtrauisch. Parker senkte den Reiseführer, so daß sein Gesicht gut sichtbar war, und lächelte. Als er vor den Männern stand, warf er Reißfeld das Paket auf die Decke und sagte: „Schön, Sie zu sehen.“ Reißfeld wandte sich erstaunt zu ihm um—und Schmitt zückte im gleichen Augenblick seine Dienstwaffe. Parker machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Ich bin Parker.“

„Waffe runter!“, sagte Reißfeld. „Das ist unser Mann.“

Doch die Waffe blieb unverändert auf Parkers Stirn gerichtet. „Tut mir leid.“ In den Augen des Polizisten zerbrach etwas. „Die haben meine Familie als Geiseln genommen.“

Parker registrierte wie aus weiter Ferne, daß einige Leute plötzlich in Panik aufschrien. Instinktiv ließ er sich zur Seite fallen, ohne im Geringsten am tödlichen Einschlag der Kugel in seinem Schädel zu zweifeln. Der Schuß knallte in seinen Ohren, und seinen Augen bot sich ein irreales Bild.

Schmitt lehnte blutüberströmt an einer der Säulen und drückte mit schmerzzerfülltem Gesicht seinen rechten Arm gegen den Brustkorb. Die Waffe hatte er verloren. Fassungslos starrte er den Innenminister an, der seine Hand unter der Decke hervorzog und einen handlichen Revolver zum Vorschein brachte.

„Die Smith & Wesson für die Kanzlerin“, stammelte Schmitt.

Reißfeld lächelte ihn freudlos an. „Nicht gedacht, was?“

Noch bevor der Innenminister seinen Satz ganz beendet hatte, stürzte sich der angeschossene Sicherheitsmann auf ihn und versuchte, ihm die Waffe zu entreißen. Ein zweiter Schuß fiel und hallte durch den Kreuzgang.

Parker sprang auf und hechtete zu den beiden kämpfenden Männern, als die Steine unvermittelt rings um ihn herum zu explodieren schienen. Aus den Augenwinkeln erkannte er voller Entsetzen den dandyhaften Killer aus dem Adlon wieder, gekleidet in eine blau-weiße Uniform.

Der Mann stand ungerührt am Südeingang und holte aus der Tasche seiner Jacke ein neues Magazin für die Ingram-Maschinenpistole in seiner Hand. Parker hörte das Magazin mit einem metallischen Ratsch einrasten. Die versetzten Säulen hatten die erste Salve der todbringenden Geschosse abgefangen. Verzweifelt riß Parker seine Pistole hervor und feuerte zweimal gezielt auf den Killer, der sich jedoch am Südeingang hinter den Säulen verschanzt hatte, und warf sich auf den Granitboden. Jetzt konnte ihm nur noch der gemauerte Sockel, auf dem die Säulen standen, Schutz bieten.

In seinem Kopf verdichtete sich alles zu einem einzigen Gedanken: *Was hast du mit Zoé gemacht?*

Der Mann mit der Uniformjacke erwiderte sofort das Feuer, und Parker drückte seinen Kopf flach auf den Boden. Dann krachten zwei aufeinanderfolgende Schüsse unmittelbar rechts neben ihm, gefolgt vom scheppernden Geräusch zersplitternden Glases. Entsetzt blickte er zu Reißfeld. Der Minister rang noch immer mit Schmitt um den Revolver, aus dem sich die Schüsse gelöst hatten. Die Projektile waren durch die mittlere Arkadenscheibe geschlagen, die dabei vollständig zu Bruch gegangen war. Die kämpfenden Männer waren wie Ringer ineinander verkeilt, und jeder versuchte, Reißfelds Revolver in seine Gewalt zu bekommen. Keinem gelang es, die Oberhand zu gewinnen. Doch der Sicherheitsmann schob jetzt den Rollstuhl immer weiter auf das ungesicherte mittlere Arkadentor zu.

Wieder splitterte Granit über Parkers Kopf, als eine weitere MP-Salve über ihn hinwegfegte. Schnell rollte er auf dem Boden zur Seite und schoß dann mehrfach blind über den gemauerten Sockel. Als er den Kopf leicht hob, erkannte er, daß der Dandy-Killer einen Angriff gewagt hatte und nach vorne auf die Grünfläche des Innenhofs gesprungen war. Äußerst gewandt kroch er nun aber wieder zurück hinter die Säulen, wahllos aus der Ingram feuernd. Alles um Parker herum schien zu bersten. Eine Wolke aus Granit legte sich über ihn, als die Schüsse in die Säulen und den Sockel einschlugen. Er jagte die letzten Patronen aus seiner Waffe über die Mauer, kroch diesmal zur anderen Seite und sah erleichtert, daß der andere sich offenbar wieder zum Südeingang zurückgezogen hatte.

Position verteidigt.

Schnell tastete er seinen Körper ab—er schien unverletzt zu sein. Ob er den Killer getroffen hatte? Und wo war bloß Zoé?

Kapitel 52

Arno Reißfeld brauchte nicht lange, um zu begreifen. Der Leibwächter der Bundeskanzlerin wollte den Rollstuhl so weit durch den offenen Arkadenbogen schieben, bis die Schwerkraft sich des Gefährten und seines Besitzers bemächtigen würde.

Reißfeld hielt noch immer den Revolver in seiner rechten Hand, aber es gelang ihm nicht, die Waffe aus der Umklammerung des Polizisten zu lösen. Schmitt war zwar durch seine Schußwunde merklich geschwächt, hatte aber noch genügend Kraft, um den Rollstuhl immer näher an den offenen Bogen zu bugsieren und die Mündung der Smith & Wesson von sich wegzudrücken.

Mit aller Kraft bewegte Reißfeld seinen Unterarm über die Lehne des Rollstuhls zum mechanischen Bremshebel. Zentimeter für Zentimeter näherte er sich dem Schalter, der die Bremse des Rollstuhls feststellte. Als nur noch Millimeter fehlten, stieß er kraftvoll seinen Arm dagegen. Augenblicklich rasteten die Stahlbolzen in der Bremsvorrichtung ein und sperrten die Räder. Der Rollstuhl stand still, und die unheilvolle Fahrt zum offenen Arkadenbogen war gestoppt.

Doch der schwere Körper des Polizisten lag unverändert auf ihm wie eine Betondecke. Zwischen den Männern klemmte das Dossier, das Parker ihm auf den Schoß geworfen hatte.

Die Unterlagen!, schoß es Reißfeld durch den Kopf. Sie mußten um jeden Preis gerettet werden. Aus den Augenwinkeln sah er zu Parker hinüber, der sich mit einem weiteren Mann in einer blau-weißen Uniformjacke einen wilden Schußwechsel lieferte. Er glaubte nicht, daß Parker diesem Angriff noch lange würde standhalten können. Gegen einen Profikiller mit einer Maschinenpistole hatte er keine Chance.

Aber auch seine eigene Lage war hoffnungslos. Zwar war es Schmitt nicht gelungen, ihm den Revolver zu entreißen, aber der Sicherheitsmann ließ ihm praktisch keine Bewegungsfreiheit und schob den Rollstuhl trotz der blockierten Räder unaufhaltsam auf das mittlere Arkadentor zu.

„Um Himmels willen, Schmitt!“, schrie er. „Hören Sie auf! Wir werden Ihre Familie retten!“

Mit trauriger Entschlossenheit funkelte der Hauptkommissar ihn an. „Es sind meine Kinder, und es ist meine Frau, die in Gefahr sind. Und ich werde kein Risiko eingehen.“

„Die werden alle umbringen.“ Reißfeld war außer sich über die Naivität des Polizisten. Niemals würden die Verbrecher ihn und seine Familie verschonen. Beschwörend schaute er dem Leibwächter in die Augen. „Wenn Sie Ihre Frau und Kinder retten wollen, müssen Sie mir helfen. Sonst werden alle sterben.“ Reißfeld keuchte vor Anstrengung. Er betete, daß seine Worte Eindruck auf den Mann machten, aber ihm war auch die Chancenlosigkeit einer Befreiungsaktion klar. Falls der Polizeikommissar seinen Mordauftrag auf dem Mont Saint-Michel nicht erfüllte, würde das sofort zu den Verschwörern durchsickern. Die Familie wäre tot, noch bevor Reißfeld auch nur ein verlässliches Sondereinsatzkommando zusam-

mengestellt hätte. Ganz zu schweigen davon, daß niemand wußte, wo die Familie gefangen gehalten wurde. Und doch mußte er Schmitt irgendwie von seinem tödlichen Plan abbringen. „Helfen Sie uns, Schmitt, helfen Sie Deutschland!“

„Nein!“, brüllte der Polizist und schob mit brachialer Gewalt die feststehenden Räder des Rollstuhls immer weiter auf die offene Arkade zu. „Ich werde Sie töten!“

Reißfelds Gehirn arbeitete jetzt auf Hochtouren. Tausend Gedanken schienen wirr durcheinanderzulaufen, ohne daß er einen davon zu fassen bekam—und er hatte zu lange gezögert. Mit einem kräftigen Ruck stieß ihn Schmitt bis auf die Kante der mittleren Arkade. Reißfelds Blick ging in die Tiefe. Dreißig Meter unter ihm erstreckte sich die gepflegte Gartenanlage der Abtei. Heftige Windböen schlugen ihm ins Gesicht. Sein Ende nahte, da gab es keinen Zweifel. Wieder ruckte der Rollstuhl.

„Wir müssen zusammen gegen die Verbrecher kämpfen, sonst ist alles verloren.“

Der Leibwächter hob den Blick. „Begreifen Sie doch endlich, Reißfeld! Die Verschwörer haben längst das BKA unterwandert. Wir haben den Kampf verloren.“ Erneut stemmte Schmitt sich gegen den Rollstuhl. In diesem Moment löste Reißfeld instinktiv die Bremse des Stuhls und hielt mit aller Kraft das linke Rad fest. Der Rollstuhl vollführte unter dem Druck des Leibwächters eine halbe Kreisbewegung und knallte dann gegen die rechte Seite des Steinbogens. Blitzartig schlug Reißfeld die Bremse wieder in die Stahlvorrichtung, dabei entglitt ihm Schmitts Arm, und sofort traf ihn ein brutaler Schlag mit dem Ellenbogen ins Gesicht. Reißfeld achtete nicht darauf, sondern schnellte nach vorne und drückte Schmitt mit seiner freigewordenen Hand die Kehle zu. Der große Mann bäumte sich auf, um den Griff abzuschütteln, doch Reißfelds Hand klebte förmlich an seinem Hals. In seiner Rückwärtsbewegung hatte Schmitt ihn ein Stück weit aus dem Sitz herausgezogen, so daß Reißfeld etwas Bewegungsfreiheit gewann. Mühsam versuchte er den Lauf des Revolvers auf seinen Gegner zu richten und drückte in der blinden Hoffnung ab, Schmitt zu treffen. Ein Schmerzensschrei glitt über die Lippen des Polizisten. Der Leibwächter wirbelte herum und riß Reißfeld dabei ganz aus dem Rollstuhl. Für einen Sekundenbruchteil schwankte er unter der Last des Ministers vor und zurück, bis er endgültig das Gleichgewicht verlor.

Reißfeld schaute einen Moment lang in den Abgrund. Und dann löste sich die Schwere, die er seit seinem Reitunfall verspürt hatte. Sein massiger Körper drückte nicht länger auf die toten Beine, sondern wurde leicht. Er begann zu schweben.

Er preßte die Papiere fest an sich. Das Geheimdokument durfte durch den Sturz nicht beschädigt werden. Mit seinem Körper würde er es schützen.

Er sah das Meer, die Klippen und den klösterlichen Garten, und alles geschah in einer unendlichen Langsamkeit, wie in Zeitlupe. Szenen seines Lebens zogen an ihm vorbei. Frauengesichter lächelten ihm zu, an manche konnte er sich erinnern, an andere nicht. Seine Eltern waren plötzlich da, und er war ein kleiner Junge, der mit seinen Schwestern spielte. Er fragte sich, ob er die Papiere wohl fest genug umklammerte, und fand darauf keine Antwort.

Ein Lächeln eroberte sein Gesicht, als er sich selbst sah, auf seiner Lieblingsstute in vollem Galopp. Dann schlug er auf den Felsboden.

Kapitel 53

Parker lag flach ausgestreckt auf dem steinernen Boden des Kreuzgangs. In seinem Mund steckte das Ersatzmagazin der Halbautomatik, das er aus der Hosentasche gezogen hatte. Er drückte auf den Knopf an der Seite der Pistole, um das leer geschossene Magazin zu lösen. Mechanisch rastete es aus der Halterung im Griff. Er zog es heraus und steckte das andere in den Schlitz. Dann feuerte er mehrere Schüsse über den Sockel und hob zugleich für einen Sekundenbruchteil den Kopf. Aber der Killer war nicht mehr zu sehen.

Unschlüssig blickte Parker sich um, bis er die Geräusche hörte. Blankes Entsetzen übermannte ihn.

Leise Schritte drangen vom Dach des Kreuzgangs an sein Ohr. Erst kamen sie immer näher und waren dann plötzlich nicht mehr zu hören. Stille.

Verzweifelt glitt sein Blick an der Dachkante entlang, die mit einer schmalen Regenrinne versehen war.

Wo würde der Killer bloß angreifen? Wo?

Vorsichtig robbte er ganz nah an die Innenwand des Kreuzgangs heran und lehnte seinen Rücken an die Wand. Mit beiden Händen hielt er die Pistole ausgestreckt vor sich, bereit, jederzeit abzudrücken.

Sein Herz raste, aber seine Finger waren ruhig. Sein Geist hatte die Angst abgeschüttelt. Er war pure Konzentration.

Komm!

Und dann ertönte ein metallisches *Pling*.

Er schwenkte die ausgestreckte Pistole nach rechts und links, aber er entdeckte nichts.

Pling.

Über ihm. Es war genau über ihm. Er riß die Waffe hoch und schaute über den Lauf auf die massiven Holzbohlen, die die Unterkonstruktion des Dachs bildeten.

Pling.

Irgendetwas tropfte in die Regenrinne.

Er stand auf, trat vor und begriff. Der Killer stand genau über ihm auf dem Dach—und er blutete. Es war Blut, das in die Regenrinne tropfte.

Einen Augenblick lang starrte er gebannt nach oben. Dann sprang er wie besessen nach vorne in den Innenhof, wirbelte im Lauf herum und feuerte und feuerte.

Den Killer konnte er nur schemenhaft erkennen. Wie eine Katze schmiegte sich eine Gestalt an die hell schimmernden Schindeln des Dachs über dem Wandelgang. Verstört wurde ihm klar, daß seine Schüsse harmlos über den Killer hinweggegangen waren. Ein Schrecken durchfuhr ihn, als er sich die tödliche Gefahr vergegenwärtigte, in die er sich selbst gebracht hatte. In jäher Todesangst schlug er jetzt Haken wie ein Hase und hetzte auf die gegenüberliegende Seite des Wandelgangs zu. Schüsse fielen, und ein Stich fuhr ihm ins rechte Bein. Dann hörte er Flüche des Killers, der wutentbrannt seine Waffe auf die Dachziegel schlug.

Ladehemmung! In Parkers Kopf explodierten die Euphoriehormone. *Die Ingram hat eine Ladehemmung!*

Fast wahnsinnig vor Adrenalin hechtete er auf den schützenden Innengang zu, doch mitten im Lauf knickte sein rechtes Bein jäh um wie ein Strohalm, und er schlug längs auf den Rasen des Innenhofs. Als er sich aufrappeln wollte, stürzte etwas Dunkles auf ihn und begrub ihn unter sich. Der Killer war vom Dach auf ihn herabgesprungen. Parker wurde brutal zu Boden gedrückt. Er roch Schweiß, schmeckte Blut und spürte den unbändigen Haß seines Gegners. Ein heftiger Schlag mit der funktionsuntüchtigen Ingram traf ihn an der Stirn, und dabei lösten sich die restlichen Schüsse aus der Maschinenpistole und jagten über den Rasen. Parker packte die Schußhand des Angreifers, zog sie zu seinem Mund und biß hinein. Der Killer jaulte auf und schlug auf Parkers Solarplexus. Seine Sinne schwanden. Verzweifelt versuchte er, die eigene Waffe in Schußposition zu bringen, aber der andere hatte die leer geschossene Ingram losgelassen und hielt nun Parkers Pistole fest am Lauf. Der Arm des Killers schob sich über seinen Hals und drückte ihm die Kehle zu. Er keuchte und hatte das Gefühl, sein Kehlkopf würde jeden Augenblick zersplittern.

Voller Verzweiflung versuchte er, sich aus der fatalen Fesselung zu befreien, doch sein Gegner ließ nicht mehr locker.

Parker preßte seine Hand gegen den Unterarm, um die drohende Zermalmung seines Kehlkopfs noch abzuwenden, aber er wußte, daß seine Kräfte bald schwinden würden. Der Bewußtlosigkeit nahe, sah er unter seinen zuckenden Augenlidern, daß der Killer leicht den Kopf anhob, und völlig unerwartet traf ihn nur Sekundenbruchteile später ein wuchtiger Kopfstoß.

Das Blut schoß aus der Platzwunde, und Schmerzen liefen wie Stromschläge durch seinen Körper. Ein lautes Rauschen tobte in seinen Ohren. Er japste nach Sauerstoff und war der Ohnmacht nahe. Sein Griff um die Pistole lockerte sich. In ein paar Sekunden würde der Killer ihm die Waffe entreißen.

Wenn du das Bewußtsein verlierst, bringt er dich um. Und danach Zoé.

Ihr Bild erschien vor ihm, und mit letzter Kraft bäumte er sich noch einmal gegen den nahen Tod auf. Dann lief alles automatisch ab. Sein Daumen glitt über den Freigabe-Mechanismus für das Pistolenmagazin und ließ es ausrasten. Ein erneuter Kopfstoß traf ihn, aber er nahm ihn kaum noch wahr. Er krümmte den Abzug seiner Waffe. Ein Schuß jagte über die Rasenfläche, und Parker lockerte den Griff um die Pistole. Wie erwartet riß der Killer ihm sofort die Halbautomatik aus der Hand, aber da flog Parkers freigewordene Faust schon auf das Gesicht des anderen zu. Der überraschende Schlag traf die Schläfe, und für einen kurzen Moment gab der tödliche Druck auf seinen Kehlkopf nach.

Der Killer riß sich los und versetzte ihm einen kräftigen Schlag in die Seite. Die Wucht der Schmerzen raubte ihm fast endgültig die Sinne. Durch einen schwarzen Schleier schaute er jetzt in die Mündung der Pistole.

Der Killer drückte den Abzug durch.

Parker erstarrte. Wie in Zeitlupe löste sich das ausgerastete Magazin und fiel zu Boden. Parker hörte das Klicken der entladenen Pistole, schnellte wie ein Springmesser vor und schlug dem verblüfften Killer mit voller Kraft zwischen die Beine.

Der Mann taumelte stöhnend vor Schmerz zurück. Ein haßerfüllter Blick traf Parker, und er rechnete mit einem sofortigen Angriff. Doch nichts geschah.

Er rappelte sich auf und ließ den Killer nicht aus den Augen. Der Blick des Verbrechers hatte einen glasigen Schimmer angenommen. Auch seine Haut war asch-

fahl. Parkers Blick fiel auf die rechte Schulter des Mannes. Befriedigt stellte er fest, daß sich die Uniformjacke dunkelrot verfärbt hatte. Dort hatte er ihn also getroffen.

Und jetzt würde er es zu Ende bringen. Er durfte ihn auf keinen Fall entkommen lassen. Nur dieser Mann wußte, was mit Zoé geschehen war. Parker vergaß seine Schmerzen und wollte sich auf ihn stürzen. Er machte zwei Schritte nach vorne, woraufhin der Killer sofort zurückwich, sich umdrehte und schwankend zum Südausgang lief.

Du entkommst mir nicht! Parker setzte nach.

Doch da schossen brennende Pfeile in sein rechtes Bein. Er wankte, bis das Bein ohne Vorwarnung jede Spannung verlor und er unwillkürlich in die Knie ging. Jetzt wurde ihm klar, warum er vorhin umgeknickt war. Vorsichtig tasteten seine Finger über die blutige Hose und fanden die Schußwunde. Ein Streifschuß hatte ihn erwischt und eine vier Zentimeter lange Wunde im Oberschenkel hinterlassen. Immerhin nur ein Streifschuß.

Parker blickte sich um. Der Killer war verschwunden. Und auch von Reißfeld und Schmitt war nichts mehr zu sehen.

Kalter Atlantikwind blies durch die Arkaden der *Trois Arches* in den Kreuzgang. Der Rollstuhl des Innenministers stand einsam und verlassen da, umgeben von Glasscherben unter dem offenen Steinbogen.

Wo war Reißfeld geblieben? Eine dunkle Ahnung beschlich Parker. Bestürzt schleppte er sich zu dem großen Bogen. Kalter, feuchter Wind schlug ihm entgegen, als er in die Tiefe blickte. Dreißig Meter unter ihm, im Garten des Klosters, erkannte er die seltsam verkrümmten Leichen von Reißfeld und Schmitt. Und auf den Klippen verteilte der Wind die Papiere aus Falkenhayns Geheimdossier.

Von unten ertönte Geschrei, und Parker sah zwei uniformierte Polizisten, die auf den Garten zuliefen. Dann schwirrten Polizeisirenen durch die kühle Luft, und er hörte, wie Menschen auf den unteren Ebenen des Klosters laut durcheinanderredeten. Schnell drehte er sich von der Öffnung weg. Auf keinen Fall durfte er in die Hände der Polizei fallen.

Raus hier!

Doch in seinem Zustand, mit dem malträtierten Gesicht und der blutverschmierten Hose, würde er die Abtei nicht unbemerkt verlassen können. Nachdenklich schaute er sich in alle Richtungen um. Noch lag der Kreuzgang der Abtei verlassen vor ihm, doch die Stimmen kamen unaufhaltsam näher. In seinem Kopf wog er mühsam verschiedene Überlegungen ab, die allesamt vollkommen unnütz waren.

Laß dir endlich etwas einfallen!

Grübelnd schaute er sich noch einmal um. Da blieben seine Augen an Reißfelds Rollstuhl hängen. Nur wenige Augenblicke später hatte er auch sein Käppi und den Reiseführer wiedergefunden. Er setzte sich in den Rollstuhl, legte die Decke des Innenministers sorgfältig über seine blutige Hose, positionierte darauf den aufgeschlagenen Reiseführer und rollte ins Refektorium. Ohne auf seine Schmerzen zu achten, trieb er den Rollstuhl mit aller Kraft auf den Ausgang zu.

Die Anstrengungen des Kampfs und die Verletzungen trübten seine Sinne. Plötzlich sah er Ian Fowler vor sich. Der Freund winkte ihm lachend zu. Dann platzten Erinnerungen an die Kosovo-Mission in den inneren Film. Er sah die Wa-

genkolonne der OSZE, die bei Peć die schmale Bergstraße erklimmte. Er hörte das fürchterliche Geräusch des Einschlags der Granate in den Toyota. Wieder lag Fowler blutend und sterbend in seinen Armen. Das fürchterliche Bild löste sich auf, und Anne erschien vor seinem inneren Auge, hohlwangig und wächsern auf dem Obduktionstisch. Das Laken der Gerichtsmedizin war diesmal weit zurückgezogen und gab den Blick auf ihren zerschundenen Körper frei. Er schüttelte den Kopf, um die Gedanken loszuwerden.

Seine zwei engsten Freunde hatte er verloren. Zweimal hatte er sie nicht retten können. Ein Gefühl der Ohnmacht stieg wie ein wilder Schwindel in ihm auf.

Dann fühlte er nur noch eine kalte Wut, die ihn nicht mehr losließ, während er sich mit dem Rollstuhl den Weg durch die *Merveille* bahnte, bis er einen Aufzug erreichte.

Auf der unteren Ebene des Klosters strömten die Besucher panisch dem Burgtor zu wie eine unaufhaltsame Herde verängstigter Schafe. Ein Stimmengewirr in zahllosen Sprachen erfüllte die alten Mauern. Von Zeit zu Zeit drängelten sich uniformierte Polizisten mit gezückten Waffen in den Händen durch die Leute. Von Parker und den anderen Besuchern nahmen sie keine Notiz.

Als er endlich den Mont Saint-Michel verlassen hatte, taumelte er durch die nebelige Schilflandschaft zum Anleger der Jacht. Laut rief er Zoés Namen, lange bevor er das Boot sah. Maria stand auf dem Deck und starrte ihn mit aufgerissenen Augen an.

„Zoé?“ Er wagte kaum, die sinnlose Frage auszusprechen.

Sie schüttelte den Kopf und preßte sich schluchzend die Hände vors Gesicht.

Er nickte stumm. Er kannte nun seinen Weg.

Kapitel 54

In der tiefen Nacht bahnte sich die Jacht ihren Weg vorbei an den gefährlichen Riffen der bretonischen Küste. Der Nebel lag schwer und feucht auf dem Wasser. Nur selten riß der dichte Dunst auf und gab den Blick auf die gewaltige Steilküste frei. Bis zu vierzig Meter hohe, spitzkantige Schatten erschienen im Licht des Mondes und verschwanden unmittelbar darauf wieder in der Dunkelheit.

Paul steuerte das Schiff immer tiefer in die Bucht hinein. „Gleich sind wir da“, rief er vom Oberdeck auf Französisch und spähte angestrengt in die Dunkelheit, vermochte ihr Ziel aber nicht zu erkennen.

Prüfend belastete Parker sein verletztes Bein. Paul hatte die Schußwunde behandelt, und der fachmännisch angebrachte Druckverband wirkte Wunder. Er konnte voll auftreten, ohne Schmerzen zu spüren. Auch die Platzwunden am Kopf hatte der Bretone mit geübten Stichen genäht. Auf Parkers Frage in gebrochenem Französisch, wo er diese medizinischen Fähigkeiten erworben hatte, hatte der alte Mann nur matt gelächelt, „*Résistance, Indochine, Algerie*“ gemurmelt und sich über seinen Knebelbart gestrichen.

Parker hatte beeindruckt durch die Zähne gepfiffen. Er hätte gar keinen besseren Sanitäter finden können.

Maria kam aus der Kabine und näherte sich ihm. Freundschaftlich hakte sie sich bei ihm ein. Kein Vorwurf war über ihre Lippen gekommen, obwohl Parker genau wußte, wie sehr sie unter Zoés Verschwinden litt.

„Maria, ich weiß, dass Zoé noch lebt“, versuchte er ihr Mut zu machen.

Sie drückte seinen Arm. „Ja, sie lebt.“

Ohne Ankündigung tauchte plötzlich ein kleiner Hafen im nebeligen Dunst vor ihnen auf.

Die letzten Minuten an Bord hatten begonnen. Er wandte sich zu Maria, und plötzlich fehlten ihm die Worte. Die zierliche kleine Frau schaute zu ihm auf. „Viel Glück, *mon petit!*“, sagte sie und preßte dann die Lippen über dem sich kräuselnden Kinn zusammen. Nach französischer Sitte gab er ihr einen Kuß auf die tränenfeuchte Wange und verließ das Deck.

Gewandt sprang er auf die Pier und vertäute die Jacht nach Pauls Anweisungen. Als er das Boot festgemacht hatte, folgte ihm der Alte. Er trug eine schwarze Wollmütze und hatte eine handliche Umhängetasche geschultert.

Langsam und ohne Hast gingen sie den schmalen Kai entlang. Ein paar Laterne warfen ihr trübes Licht auf das Hafenbecken, Fischerboote dümpelten neben kleineren Motor- und Segelbooten im sanften Wind, und die Takelage der Segler verursachte ein rhythmisches Klappern und Klirren, das gedämpft zu ihnen herüberschallte.

Ein Riegel aus Häusern, Schuppen und Lagerhallen umschloß den Hafen von der Landseite. Die Fensterläden der meisten Gebäude waren verschlossen, und kein Lichtschimmer drang nach außen. Niemand war auf der Straße zu sehen. Der ganze Ort wirkte wie ausgestorben.

Angesichts des trostlosen Anblicks fragte sich Parker, ob sie nicht doch einen größeren Hafen hätten anlaufen sollen. Seine Hoffnung schwand, und er befürchtete, hier nur wertvolle Zeit zu verlieren.

Als sie das Ende der Kaistraße erreicht hatten, blieb Paul stehen. Langsam stellte er die Umhängetasche auf den Boden, deren Inhalt dabei ein leises metallisches Geräusch verursachte. Unschlüssig zog er sich die Mütze vom Kopf und strich über die kurzgeschorenen weißen Haare. Nachdem er die Mütze wieder auf dem Kopf plazierte hatte, deutete er nach rechts in eine düstere Seitenstraße, die an beiden Seiten von grauen Häuserfassaden aus Granit gesäumt wurde. Der Nebel zog sich immer weiter zu, was Parker als gutes Zeichen ansah. Für ihre Pläne konnte ein wenig Schutz vor unliebsamen Beobachtern nicht schaden.

Am Ende der Straße stießen sie auf einen Platz mit einer kleinen Kirche. Vor der Kirche standen drei steinerne Kreuze, unter denen granitene Figuren eine biblische Szene darstellten. Ein Satanskopf mit weit hervortretenden Augen und spitzen Hörnern grinste sie an und bleckte seine Zahnstummel. Dieser Kalvarienberg aus dem 15. Jahrhundert hätte Parker zu einer anderen Zeit begeistert, kam ihm aber heute wie eine letzte Warnung des Schicksals vor. Doch er hatte keine Wahl.

Er wandte den Blick ab und erblickte auf der gegenüberliegenden Seite ein Restaurant, dessen Licht das feuchte Kopfsteinpflaster glänzen ließ.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Fast unmittelbar vor dem Restaurant parkte ein nagelneuer Citroën der Luxusklasse. „*Voilà!*“, sagte er zu Paul und deutete auf den Wagen. Innerlich schüttelte er den Kopf über sich selbst. Noch vor wenigen Tagen wäre er nicht im Traum auf die Idee gekommen, einen Wagen zu klauen.

Und jetzt musterte er mit dem vorweggenommenen Besitzerstolz eines Autodiebs das blitzblank geputzte Fahrzeug.

Doch Paul zog ihn unvermittelt in eine Gasse hinein. „*Viens!*“ Mürrisch marschierte der Alte voran. „Der Citroën ist viel zu modern“, sagte er auf Französisch. „Was glaubst du eigentlich, wann ich das letzte Auto gestohlen habe?“

Parker zuckte mit den Schultern.

„Das war 1975. Kurz bevor Maria mich eingestellt hat.“

Parker konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sämtliche moderne Wagen der Oberklasse verfügten heute über eine ausgefeilte Sicherheitstechnik. Alarmanlagen, Wegfahrsperren und anderes machten den Verbrechern das Leben schwer. Paul fehlten einfach rund dreißig Jahre Praxis als Autodieb, was bedauerlicherweise die Auswahl an geeigneten Fahrzeugen deutlich zusammenschrumpfen ließ. Im Prinzip mußten sie einen Wagen finden, der ungefähr so alt war wie er selbst, schloß Parker, während er dem grummelnden Haus- und Leibwächter von Zoës Großmutter folgte.

Abrupt blieb Paul stehen. Die Gasse hatte sie auf eine größere Straße geführt, die im Dämmerlicht nur einer einzigen Laterne lag.

Parker verstand auf den ersten Blick, was Pauls Interesse erregt hatte.

Keine dreißig Meter vor ihnen parkte ein grüner Renault 16. Bis auf einige zu vernachlässigende Beulen und Kratzer schien dem Wagen nichts zu fehlen. Seine markanten Scheinwerfer schauten fragend zu Parker herüber. *Könnte glatt Baujahr 1968 sein*, schätzte er vorsichtig.

Mit einer kurzen Handbewegung bedeutete ihm Paul, an der Straßenecke zu warten. Der alte Mann blickte auf die Straße, bis er gefunden hatte, was er suchte. Er bückte sich und hob einen vom Meerwasser rund gespülten Stein auf. Mit einem federnden Gang, den Parker ihm gar nicht mehr zugetraut hätte, schlenderte Paul auf den Wagen zu. Er streckte die Arme aus, als ob er seine betagten Muskeln und Sehnen dehnen wollte, und warf dann aus der Bewegung heraus und für Parker völlig überraschend den Stein gegen die Straßenlaterne. Glas zersplitterte, und im gleichen Moment verschwand die Straße samt Wagen in der Dunkelheit.

Parker drückte sich gegen die Häuserwand und spähte in die Finsternis. Leise Geräusche drangen an sein Ohr. Ein kaum wahrnehmbares metallisches Klacken ertönte. Die nächsten Sekunden vergingen, ohne daß er etwas sehen oder hören konnte.

Dann erwachte jaulend die Zündung des Wagens und zerriß die Stille. Parker hörte den Renault näher kommen, mit ausgeschalteten Scheinwerfern. Auf Höhe der Straßenecke hielt er an, die Beifahrertür öffnete sich, und Parker stieg ein.

Die Scheinwerfer flammten auf, und Paul gab Gas. Er umrundete die Hafenanlage auf der Rückseite und stoppte den Wagen auf einem unbeleuchteten Parkplatz. Er machte den Wagen aus und zog den Schlüssel aus dem Schloß. Er hing an einem Bund mit zahllosen anderen Dietrichen. Paul löste den falschen Zündschlüssel heraus und reichte ihn Parker. „*Attends ici!*“, sagte er, griff nach seinem Rucksack und stieg aus dem Renault.

Parker rutschte auf den Fahrersitz und steckte den Schlüssel in die Zündung.

Kurze Zeit später fiel scheppernd das vordere Nummernschild auf den Boden—dann wiederholte sich das Geräusch am Heck des R 16.

Die Beifahrertür wurde geöffnet, und unter struppigen Augenbrauen blitzten ihn zwei listige Augen mit unverhohlenem Stolz an.

„*Merci*“, sagte Parker.

Der alte Mann lächelte und drückte Parkers Gesicht einmal an seine Wange. „*Glück*“, hörte er ihn noch auf Deutsch sagen, bevor die gedrungene Gestalt in der Finsternis verschwand.

Kapitel 55

Die Kegel der Xenon-Scheinwerfer des schwarzen BMW sprangen wild auf und ab, als der Wagen von der Nationalstraße auf den mit Schlaglöchern übersäten Feldweg abbog. Schmerzen durchzuckten den Mann in der blau-weißen Uniformjacke und ließen ihn aufstöhnen. Er atmete tief aus und vergewisserte sich mit einem Blick auf die Navigationsanzeige seiner Position.

Immerhin hatte er sein Ziel fast erreicht, stellte er erleichtert fest. Mit einem durchnästen Tuch wischte er sich den fiebrigen Schweiß von der Stirn und gab vorsichtig wieder Gas. Jede Erschütterung verursachte Stiche, die wie Feuer in seinem Körper brannten. Parkers Schlag unter die Gürtellinie hatte ihn mit voller Wucht getroffen. Als er die Verletzung begutachtet hatte, war sein Geschlecht bereits grotesk angeschwollen. Wenigstens hatte ihn Parkers Schuß nur an der Schulter gestreift, auch wenn die Wunde so stark blutete, als ob eine Arterie verletzt worden wäre.

„Ich bringe dich um, Parker!“, brach es aus ihm heraus. Während der stundenlangen Fahrt zum Treffpunkt war der andere bereits mehrfach das Ziel zahlloser Flüche gewesen. Und noch immer fand er keine Erklärung für das Geschehen. Wie konnte ihn ein Amateur bloß so fertig machen?

Zornig erinnerte er sich an den Blick, mit dem Parker im Kreuzgang auf ihn zugekommen war. Eisig und siegessicher zugleich hatten ihn die dunkelgrünen Augen angefunkelt.

Und was hatte er gemacht? Er war geflohen. Einer der gefürchtetsten Profikiller Europas haut vor seinem unbewaffneten Opfer ab!

Bitter lachte er durch die Zähne und warf einen flüchtigen Blick in den Rückspiegel. In seinen Augen sah er die Wut flackern. „Du hast versagt, Stutzer!“, vernahm er seine eigene Stimme, kalt und vorwurfsvoll.

Stutzer, das war sein Deckname für die Operation. Er hatte diesen Tarnnamen schon einmal benutzt. Da war er siebzehn und hatte seinen ersten Menschen getötet. Sauber, schnell und ohne eine Spur zu hinterlassen. Für tausend Deutsche Mark. Ein lächerlicher Preis für seine erstklassigen Dienste, aber darauf kam es gar nicht an. Es war das Töten, das ihn damals gepackt hatte, der Blick durch das Zielfernrohr auf ein ahnungsloses Opfer. Die Macht über Leben und Tod war eine Bestätigung seines Seins, die er noch nie zuvor erlebt und die ihn nicht mehr losgelassen hatte.

Den Auftrag für seinen ersten Mord hatte er von seinem Zuhälter erhalten. Von dem Mann, der ihn schon im Aufnahmelaager Friedland angeheuert hatte. In dem

kleinen niedersächsischen Ort, der die zentrale Anlaufstelle für ihn und alle anderen Rußlanddeutschen war, hatte er die Gesetze des Westens schnell gelernt. Angebot und Nachfrage.

Und sein Angebot bestand in einem makellos schönen Gesicht, in dem sich die männlichen und weiblichen Gesichtszüge in perfekter Harmonie zu vereinen schienen, sowie dem Körper eines griechischen Gottes.

Sie nannten ihn nur Ladyboy, und keine achtundvierzig Stunden nach seiner Einreise in die Bundesrepublik hatte er schon seinen ersten Freier. Aber nicht wie ein armseliger Strichjunge in einem im Dunkeln geparkten Wagen für ein paar Scheine, nein, er war von Anfang an in der Luxusklasse unterwegs gewesen.

In Rußland hatte er bereits von Zeit zu Zeit einigen Geschäftsmännern seinen Körper zur Befriedigung ihrer gierigen Wünsche dargeboten, für ein paar Gefälligkeiten und etwas Kleingeld. Aber das richtige Business ging erst in Deutschland los. Hochrangige Manager, Beamte, Journalisten und sogar ein paar bekannte Politiker ließen ihn in die teuersten Hotels Europas einfliegen. Der Tagessatz hatte zum Schluss nicht unter fünftausend Euro gelegen, plus Spesen. Der Kick des Geldes war irre. Fast so wie das Töten.

Und auf das Töten folgte noch etwas viel Größeres, das ihn seitdem total beherrschte.

Daß ein unbekanntes Monster in seinem Innersten darauf gelauert hatte, auszurechnen, hatte er schon lange geahnt. Die leblosen Körper, die er aus den Menschen machte, zogen ihn an wie unerfüllte Versprechen. Er hatte diese Gefühle zunächst nicht ernst genommen und eher auf den hochgeputzten Adrenalinhaushalt geschoben, der bei Anschlägen unvermeidbar war. Aber dann bekam er den Auftrag, einen südamerikanischen Geschäftsmann erst zum Reden und dann zum Tode zu bringen. Es ging um Geschäftsgeheimnisse, die einige Herren brennend interessierten, und er hatte ihnen Lieferung versprochen.

Zwei Wochen überwachte er das Target, dann schlug er zu. Er überraschte den Mann und seinen Bodyguard im Haus einer Geliebten im Taunus. Erst tötete er den Leibwächter vor den Augen des Paares, dann folterte er das Mädchen.

Der Latino schaute ausdruckslos zu und schwieg.

Und im Kopf des Stutzers entstand explosionsartig eine neue Welt, ein neues Fühlen und Leben, ein unbeschreiblicher Genuß an dem Grauen, das seine Phantasie und seine Hände schufen wie ein Kunstwerk. Er hoffte inständig, daß der Südamerikaner weiter schweigen würde.

Am nächsten Morgen waren nur noch er und sein Opfer am Leben. Der Mann winselte halb verrückt vor Schmerzen um die Gnade eines sofortigen Todes und hatte ihm längst alles erzählt, was er wissen wollte.

Der Feldweg vor ihm machte eine Kurve, und der Stutzer steuerte den Wagen an einem verfallenen Gatter vorbei. Die Erinnerungen an den Taunus-Auftrag ließen ihn für einen Augenblick seine Schmerzen vergessen. Er sah sich selbst nackt und blutverschmiert im Wohnzimmer des Hauses stehen, hörte das Wimmern des Todgeweihten, den er noch über zwei weitere Tage am Leben gehalten hatte. Er spürte, wie die Gedanken an die Szene ihn erregten, und schrie vor Schmerz laut auf, als die Geilheit seinen zerschundenen Schwanz erreichte.

Der Stutzer malte sich aus, wie ihn das Mädchen um den Tod anflehen würde, und dieses Bild wirkte beruhigend auf ihn. Am liebsten hätte er sie bereits hier

und jetzt erledigt. Es wäre so einfach. Er müßte nur anhalten, sie aus dem Kofferraum in das nahe Unterholz zerren und warten, bis die Wirkung des Chloroforms nachließ. Dann würde ihr Martyrium beginnen. Niemand konnte sie hier hören, und niemand konnte sie retten.

Aber Thalberg hatte strikt verboten, daß ihr etwas zustieß. Nach der Sache mit der Rechtsanwältin war der Alte vollkommen ausgeflippt.

Der Stutzer mußte unwillkürlich lächeln. Mit Anne Kreifelts war die einzige Verbindung zum Verräter in Thalbergs Reihen zu Tode gefoltert worden, ohne daß die Frau auch nur den geringsten Hinweis auf ihre Mandantin preisgegeben hatte. Er dachte an die Anwältin und wie er und sein Komplize sie stundenlang gequält hatten. Eine zähe Nutte, wirklich, das mußte er einräumen. Der blonde Zopf seines Kumpans hatte naßgeschwitzt auf dem entblößten Rücken gelegen, während er die Frau immer und immer wieder vergewaltigt hatte. Wie in einem Rausch hatte er die Dosis der Drogen ständig erhöht, aber die Frau hatte nichts verraten. Der Stutzer hatte ihren Tod kommen sehen, dafür kannte er sich zu gut mit solchen Sachen aus. Er hätte es verhindern können, stattdessen hatte er den anderen jedoch immer weiter angestachelt, bis das Opfer endlich gestorben war. Das hatte er Thalberg natürlich nicht gesagt.

Er hatte so Zeit gewonnen—wie seine Auftraggeber es von ihm verlangt hatten. Solange Thalberg nach dem Verräter in seinen Reihen suchte, blieb noch Zeit. Zeit, die ein anderer unbekannter und weitaus gefährlicherer Verräter brauchte, um etwas zu finden. Etwas sehr Wertvolles. Aber er hatte es nicht gefunden. Und dann hatte sich die Situation mit der Enttarnung Falkenhayns schlagartig geändert—und jetzt mußte gehandelt werden.

Er biß die Zähne zusammen, als der BMW über eine Bodenwelle fuhr. Rasend vor Schmerz und Wut dachte er an das Mädchen im Kofferraum.

Dafür wirst du bezahlen!

Nach einer weiteren Kurve glitten die Scheinwerfer endlich über den Rumpf der einmotorigen Propellermaschine, die ihn und das Killerkommando in die Bretagne gebracht hatte, um die alte Frau auf der Insel zu töten und zu checken, ob Parker und das Mädchen dorthin geflüchtet waren. Fünf Profikiller. Und er war, so wie es aussah, der einzige Überlebende. Erschöpft drückte er auf die Hupe.

Grimmig starrte er den Piloten an, der langsam aus dem Flugzeug kletterte. Bei dem Gedanken, daß er in vier Stunden in Thalbergs Hauptquartier sein würde, besserte sich seine Laune ein wenig. Da keiner mehr aus dem Team übrig war, blieb nur er, um das Mädchen sicher nach Deutschland zu bringen. Sie war seine Eintrittskarte in Thalbergs Kommandozentrale. Entschlossen, die Schmerzen von nun an zu ignorieren, atmete er tief aus. Die letzte Phase der Operation hatte begonnen.

Kapitel 56

Es dauerte ein paar Sekunden, dann packte sie unvermittelt die Angst. Während sie allmählich das Bewußtsein wiedererlangte, hatte sie angenommen, zu

Hause in ihrem Bett zu liegen. Doch mit den ersten wachen Gedanken fuhr ihr die Furcht schlagartig durch die Glieder. Sie riß die Augen weit auf und fand sich in absoluter Finsternis wieder.

Wo bin ich?

Sie drehte den Kopf und zwinkerte ein paarmal, um die Benommenheit endgültig abzuschütteln. Von überall her meldete ihr Körper plötzlich Schmerzen. Fesseln schienen um ihre Handgelenke zu liegen, die ins Fleisch schnitten. Hände und Füße waren zudem auf dem Rücken miteinander verbunden. Ein quälendes Erstickungsgefühl ließ sie vor Schreck erstarren, als sie merkte, daß sie nur durch die Nase atmen konnte. Ihre gesamte Mundpartie, die Wangen und sogar ihre Ohren fühlten sich an wie fest verschnürt. Jemand hatte ihr ein Plastiklebeband über Mund und Ohren gezogen. Fast hysterisch rieb sie ihr Gesicht auf dem Boden, aber das Band hielt. Resignierend zwang sie sich zur Ruhe.

Du kannst atmen, Zoé! Du bekommst genug Luft, sonst wärest du doch schon lange tot.

Konzentriert sog sie die Luft in ihre Lungen und versuchte, sich zu orientieren. Ihre Bewegungsfreiheit war aufgrund der Fesseln sehr eingeschränkt, außerdem stieß sie bei den kleinsten Bewegungen ihres Körpers an irgendetwas. Rechts, links, oben, unten, nirgendwo ging es weiter.

Die beklemmende Enge war niederschmetternd.

Du befindest dich in einem Sarg!, schoß es ihr durch den Kopf, und in einer aufwallenden Panik zerrte sie an den Fesseln. *In deinem Sarg!*

Die Fesseln gruben sich weiter in ihr Fleisch, und vor Schmerz mußte sie schreien, doch aus ihrem Mund drang kaum ein Laut, so fest war der Knebel. Sie mußte husten und konnte die Luft nur aus der Nase herauskeuchen. Tränen liefen ihr über die Wangen, und ein Gefühl der Verzweiflung drückte ihr Herz zusammen.

Angestrengt versuchte sie sich an das zu erinnern, was passiert war, bevor sie das Bewußtsein verloren hatte. Sie war mit Benjamin auf dem Mont Saint-Michel gewesen, um die Dokumente an den Innenminister zu übergeben. Sie hatte die Überwachung des Eingangs übernommen. Und sie konnte sich nicht daran erinnern, die Abtei überhaupt betreten zu haben.

Sie haben mich vor dem Eingang geschnappt! Ein Mann hatte ihr ein Tuch aufs Gesicht gepreßt. Das war alles, an was sie sich noch entsinnen konnte.

Wie zum Teufel hatte das bloß passieren können? Sie hatte doch alles unter Kontrolle gehabt, hatte jeden Besucher sorgfältig beobachtet, der die *Grand Rue* hinaufkam. Zornig über sich selbst, versuchte sie die Ereignisse vor dem Kloster wieder heraufzubeschwören, doch sie konnte sich an nichts Verdächtiges erinnern.

Durch ihre Nachlässigkeit hatte sie alles vermässelt. *O Gott, durchfuhr es sie jäh, was ist bloß aus Benjamin geworden?*

Er hatte auf sie vertraut und gewartet, und sie war nicht gekommen. Stattdessen aber Thalbergs Mörderbande.

Der Gedanke an ihn schnürte ihr vor Sorge die Luft ab.

In den verklebten Ohren vernahm sie ihr eigenes, durch den Knebel ersticktes Schluchzen. Eine traurige Musik, die den Taktstock für ihre Selbstvorwürfe schwang, und ihr Körper bäumte sich auf wie ein verletztes Tier im Todeskampf.

Wieder schnitten die Fesseln schmerzhaft in ihre Handgelenke, und dann sah sie die Sinnlosigkeit ihrer quälenden Gedanken auf einmal ein.

Es war, wie es war.

Sie mußte das akzeptieren, sonst verspielte sie vielleicht ihre letzte Chance. Wenn es denn überhaupt noch eine gab.

Gleichmäßig atmete sie ein und aus, bis sie das Gefühl hatte, ihre Selbstkontrolle weitestgehend wiedererlangt zu haben. Sie zwang sich, die Angst zu verdrängen und ihre Gedanken zu ordnen, wie jemand, der ein umgefallenes Schachspiel wieder aufstellt.

Geh davon aus, daß Benjamin noch lebt. Geh davon aus, daß Maria noch lebt. Geh davon aus, daß Paul noch lebt. Was kannst du tun?

Die Gedanken taten ihr gut und beruhigten sie, aber eine Frage drängte sich auf. *Warum lebst du eigentlich noch?*

Verblüfft hielt sie inne. Thalberg wollte sie ganz offensichtlich nicht umbringen. Verwirrt drehte sie diese Erkenntnis in ihrem Kopf hin und her.

Wußte Thalberg, daß sie Marias Enkelin war? Möglich.

Gab es noch eine Verbindung zwischen Thalberg und ihrer Oma, die Maria nicht offenbart hatte? Thalberg war jedenfalls nicht ihr Großvater. Das hatte Maria ihr gesagt, und sie glaubte ihr. Aber was war dann der Grund dafür, daß sie noch lebte? Oder sollte sie nur an einen anderen Ort gebracht werden, damit man sie dort verhören konnte?

Wie das Verhör ablaufen würde, mußte sie sich nicht lange ausmalen. Sie wischte die düstere Überlegung beiseite.

Instinktiv schloß sie die Augen, was in der Dunkelheit eigentlich keinen Unterschied machte, ihr aber einen letzten Rückzug ermöglichte. Tief verkroch sie sich in ihrem Inneren.

Sie dachte an Maria und ließ sich von ihr in Gedanken streicheln.

So blieb sie lange regungslos liegen. Die Bilder in ihrem Kopf wechselten schließlich von ihrer Großmutter zu Benjamin. Sie spürte gerade seinen Kuß auf den Lippen, als ihr Körper ohne jede Vorwarnung wie von einer unsichtbaren Hand nach vorne gedrückt wurde. Augenblicklich wußte sie, wo sie sich befand.

Das Gefühl hatte sie schon unzählige Male vorher erlebt. Es war die Bremswirkung eines Autos, die sie nach vorne gezogen hatte. Sie wurde also in einem Wagen transportiert, wahrscheinlich im Kofferraum, wofür auch die stickige Luft sprach, die sie umgab.

Aber wohin brachte man sie? Und wer hatte sie in den Wagen geschafft?

Plötzlich bremste das Fahrzeug erneut stark ab, und kurz darauf wurde sie mehrfach durchgeschüttelt. Sie schlug hin und her, bis der Wagen schließlich abrupt stehenblieb. Ohne auf die schmerzenden Handgelenke zu achten, lauschte sie, konnte aber bis auf ihren pochenden Herzschlag nichts hören. Nach ein paar Sekunden nahm der Wagen wieder Fahrt auf. Es ging jetzt langsamer voran, doch noch immer ruckelte und wankte das Fahrzeug. Offensichtlich lenkte der Fahrer es nicht mehr über eine ausgebaute Straße, sondern über einen Feldweg mit vielen Schlaglöchern.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie plötzlich eine verlassene Hütte im Wald, in die sie von verummten Männern geschleppt wurde. Ihr stockte der Atem, und sie mußte an die Aufnahmen von Annes geschundenem Körper denken. Sollte sie

auch vergewaltigt und gefoltert werden? Die Furcht stürzte wie ein tonnenschwerer Stein auf sie herab. Tränen füllten ihre Augen, und sie glaubte, vor Angst den Verstand zu verlieren. Mit letzter Kraft konzentrierte sie sich darauf, langsam und gleichmäßig gegen den völligen Verlust ihrer Kontrolle anzukämpfen.

Sie schaffte es erneut, die Angst so weit einzudämmen, daß sie wieder einige klare Gedanken fassen konnte. Dennoch blieb das grauenhafte Gefühl, daß der Wagen sein Ziel bald erreichen würde.

Kapitel 57

Erschöpft lenkte Parker den Renault von der Landstraße auf die verlassene Tankstelle. Er war seit Stunden unterwegs und hatte es schon fast bis zur französisch-belgischen Grenze geschafft.

So wie Paul es ihm eingeschärft hatte, benutzte er nur abgelegene Landstraßen und mied Autobahnen und große Städte. Eine notwendige Vorsichtsmaßnahme mit Blick auf den geklauten Wagen, den er fuhr. Die neuen Kennzeichen boten bei dem auffälligen Renault nur wenig Schutz. Und nicht nur das Auto war ein Problem, auch er selbst befand sich wahrscheinlich längst im Visier der Polizei. Die Fahndung nach den Attentätern, die den Innenminister der Bundesrepublik Deutschland umgebracht hatten, mußte mittlerweile auf Hochtouren laufen. Und der Hauptverdächtige hieß höchstwahrscheinlich Benjamin Parker.

Er stoppte den Wagen vor der Zapfsäule und suchte die französische Tankkarte heraus, die Paul ihm mitgegeben hatte. Es war kurz vor vier Uhr früh. Er schaltete das Autoradio ein und drehte langsam am Knopf, bis er einen klaren Sender gefunden hatte. Gespannt verfolgte er die Nachrichten.

Nachdenklich schaltete er das Radio nach einer Weile wieder aus—noch immer brachten die Medien kein Wort über Reißfelds Ermordung.

Hatte die Kanzlerin eine Nachrichtensperre verhängt und eine verdeckte Fahndung eingeleitet? Lag sein Foto bereits auf den Schreibtischen sämtlicher Polizeistationen zwischen der Bretagne und Berlin?

Müde stieg er aus dem Fahrzeug. Die ganze Anlage wirkte, als ob sie schon vor Jahren aufgegeben worden wäre. Auf ihren Betrieb deuteten nur die Tanksäulen hin, die unter einem geschwungenen Betondach im gleißenden Neonlicht lagen. Eine kleine Backsteinhütte, deren weiße Farbe an einigen Stellen bereits abgeblättert war, komplettierte den verlassenen Eindruck des Ortes.

Parker streckte die Arme und machte ein paar Dehnübungen, als er aus den Augenwinkeln ein öffentliches Telefon an der Wand des Häuschens erblickte.

Er steckte die Karte in den Tankautomaten, gab eine vierstellige Nummer ein und betankte nachdenklich den Wagen. Der Kraftstoff floß mit einem leisen Rauschen in den Tank, während Parkers Blick auf den Fernsprecher gerichtet blieb. Grübelnd holte er noch den leeren Tankkanister aus dem Kofferraum und füllte auch ihn, während das Telefon in seinem Kopf herumspukte.

Die Bundeskanzlerin war sicher über den Fehlschlag auf dem Mont Saint-Michel informiert worden. Sollte er versuchen, Kontakt mit ihr aufzunehmen?

Er hatte lange darüber nachgedacht, ob sie vielleicht selbst mit Thalberg unter einer Decke steckte. Mittlerweile war für ihn keine Überlegung mehr zu absurd, um nicht in die Betrachtungen mit einbezogen zu werden. Doch am Ende hatte er den Gedanken verworfen. Dann hätte sie nicht Reißfeld losgeschickt, von dem sie genau wußte, daß er nicht auf Thalbergs Seite stand.

Die undichte Stelle war offensichtlich Hauptkommissar Schmitt gewesen, der aus Angst um seine Familie bereit gewesen war, Reißfeld zu verraten und umzubringen.

Nachdem auch der Kanister bis zum Rand gefüllt war, verschloß er ihn und hängte den Schlauch wieder in die Säule. Seufzend ging er auf das Telefon zu, während seine Gedanken um die Kanzlerin kreisten. Was würde sie jetzt tun? Wie würde sie auf Reißfelds Tod reagieren? Vielleicht war es der französischen Polizei ja doch gelungen, Falkenhayns Dossier zu bergen.

Parker rieb sich die Augen, die fast vollkommen in ihren Höhlen verschwunden waren. Er zweifelte daran, daß die Polizei das Dossier hatte retten können, bevor das Meer die Papiere verschluckt hatte. Und selbst wenn. Wie sollten diese Papiere denn sicher ins Bundeskanzleramt gelangen? Thalberg würde jeden Kurier abfangen. Wer auch immer sich mit dem Dossier auf den Weg nach Berlin machte, war bei der Abfahrt schon so gut wie tot.

Nach Lage der Dinge konnte sich Parker keine Unterstützung mehr von der deutschen Regierungschefin erhoffen. Wenn überhaupt, konnte er ihr helfen. Im Kanzleramt wußte wahrscheinlich niemand so viel über Thalberg wie er. Maria hatte ihm alle ihre Kenntnisse über seinen möglichen Stützpunkt mitgeteilt. Es waren nur bruchstückhafte und vage Informationen, die vermutlich zum Teil veraltet waren, aber immerhin. Vielleicht lieferten diese Hinweise die notwendigen Puzzlestücke, um Thalberg endlich aufzuspüren. Auch wenn die Chance noch so gering erschien, war sie es doch wert, nochmals eine Kontaktaufnahme mit der Kanzlerin zu wagen.

Entschlossen warf er ein paar Münzen in den Automaten und wählte die Handynummer der Bundeskanzlerin. Wieder meldete sich die verzerrte Stimme. „Parker?“

„Ja.“

„Wo sind Sie?“

Er zögerte. Es war eindeutig die gleiche Stimme wie beim ersten Anruf. Unidentifizierbar.

„Parker? Sind Sie noch dran?“

„Ja.“

„Wir wollen Sie in Sicherheit bringen. Reißfeld und Schmitt sind tot. Ich will Sie nicht auch noch verlieren.“ Eine Pause entstand, als er nicht antwortete.

„Parker, verstehen Sie mich?“ Sie klang besorgt, aber Parker wich innerlich zurück. Das Gespräch hatte eine ganz andere Wendung genommen, als er geplant hatte. Er hatte nicht vor, sich von der Kanzlerin in Schutzhaft nehmen zu lassen. Nicht bevor er Zoé befreit hatte. In seinem Kopf drehten sich Gedanken wie ein Kreisel. „Hören Sie, ich habe Informationen über Thalberg.“

„Gut. Das ist sehr gut. Sagen Sie mir, wo Sie sich zurzeit aufhalten. Ich lasse Sie durch vertrauensvolle Männer rausfliegen.“

Ungewollt preßte er Luft durch seine Lippen. „So vertrauensvolle Männer wie Hauptkommissar Schmitt?“

„Parker, glauben Sie mir, es tut mir leid, und es ist ein Schock für mich, daß ausgerechnet Schmitt sich als Verräter entpuppt hat. Aber die Verbrecher hatten seine Familie als Geiseln genommen.“ Sie hielt einen Moment inne. „Man hat die Leichen seiner Frau und der drei Kinder vor einer Stunde in einer Wohnung in Stralsund gefunden. Sie sind regelrecht hingerichtet worden. Eine wirkliche Tragödie. Aber wir haben daraus gelernt. Die Männer, die ich Ihnen schicke, sind hundertmal unter die Lupe genommen worden. Die Familien, Freundinnen und sonstige enge Freunde sind unter Bewachung oder teilweise sogar hier im Kanzleramt—dem letzten Ort, der in Deutschland noch sicher ist.“ Parker hörte, wie einmal tief ein- und wieder ausgeatmet wurde. „Ich weiß, daß Sie kein Vertrauen mehr haben. Aber glauben Sie mir, wir bekommen die Sache hier langsam in den Griff.“ Sie seufzte. „Hören Sie, ich biete Ihnen an, daß ich persönlich komme, um Sie abzuholen. Was halten Sie davon?“

Sie stellte sich jetzt doch als lebende Garantie zur Verfügung. Er war beeindruckt. Trotzdem wollte er noch etwas Zeit gewinnen. Der Kreisel seiner Gedanken drehte sich immer schneller in seinem Kopf. Irgendetwas störte, war nicht in der richtigen Ordnung. Er konnte es fühlen, aber nicht erkennen. „Das geht mir zu schnell. Lassen Sie uns erst über Thalberg sprechen.“

„Ich verstehe Sie ja, aber Sie stehen unter Schock. Kein Wunder, man hätte Sie gestern fast umgebracht.“ Die Stimme nahm nun wieder einen besorgten Klang an, oder bildete er sich das nur ein? „Parker, Sie brauchen dringend Hilfe. Danken Sie dem Herrgott, daß Sie noch leben, aber übertreiben Sie es nicht. Sie haben allein da draußen keine Chance. Lassen Sie uns die Verbrecher gemeinsam bekämpfen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie direkt zu mir ins Kanzleramt gebracht werden. Parker, ich brauche Sie jetzt hier! Kommen Sie, vertrauen Sie mir! Sagen Sie mir, wo Sie sind!“

Er zögerte instinktiv, auch wenn er nicht sagen konnte, warum. „Was haben Sie mit Ihren Händen bei unserem Gespräch im Bundeskanzleramt gemacht?“

Sie sagte es ihm, genau wie beim ersten Anruf—und er fühlte sich wie ein Narr, der den Ast, auf dem er saß, um jeden Preis absägen wollte.

Die Stimme meldete sich wieder, diesmal mit deutlichem Nachdruck im Unterton. „Lassen Sie uns keine weitere Zeit verlieren. Parker...“ Ein Zehntelsekunde verstrich. „Sie können es noch nicht wissen, aber Sie sind zur Fahndung ausgeschrieben wegen des dringenden Verdachts, den Innenminister der Bundesrepublik Deutschland ermordet zu haben. Wir vermuten, daß Thalberg dies initiiert hat. Noch sind die Medien nicht informiert worden, da ich eine Nachrichtensperre verhängen konnte. Aber die wird nicht mehr lange aufrechtzuerhalten sein. Was glauben Sie eigentlich, was dann in Frankreich und Deutschland los sein wird? Jede Hausfrau wird dann Ihr Konterfei kennen, als einer der meistgesuchten Terroristen Europas. Verdeckt läuft bereits jetzt die größte Fahndung seit den Anschlägen vom elften September. Wenn Sie der Polizei in die Hände fallen, wird Thalberg es sofort erfahren. Seine Zuträger sind überall, das wissen Sie selbst am besten. Dann kann ich für Ihre Sicherheit nicht mehr garantieren. Niemand kann das mehr. Die werden Sie umbringen. Parker, Sie wissen genau, daß ich recht habe! Kommen Sie nach Hause, solange ich Sie noch schützen kann. Lassen Sie sich

ins Kanzleramt fliegen, das ist Ihre letzte Chance! Sagen Sie mir, wo Sie sich befinden!“

Parker schaute auf den verlassenen Renault unter dem hellen Licht der Tankstelle. Der gefüllte Kanister stand neben dem Vorderrad eine einsame Wache. Wie weit würde er mit dem betagten Gefährt noch kommen? Vielleicht geriet er schon an der nächsten Kreuzung in eine Polizeisperre. Die Kanzlerin hatte recht. Wie hatte er sich bloß vormachen können, es ohne ihre Hilfe mit Thalberg aufzunehmen? Sein Mut sank. Hatte Zoés Befreiung zunächst wie ein mit viel Glück zu bewerkstellendes Husarenstück ausgesehen, kam ihm die Aktion nun plötzlich nur noch als ein Akt der Selbsttötung vor. Nur gemeinsam mit der Kanzlerin bestand vielleicht noch eine Chance, Thalberg zu finden und Zoé herauszuholen.

Niedergeschlagen rieb er sich übers Gesicht. Die Bartstoppeln kratzten auf seiner Haut. Und auf einmal merkte er, wie ausgelaugt er war. Bis auf die wenigen Stunden auf der Fahrt in die Alpen und auf Marias Jacht hatte er seit Tagen keinen Schlaf bekommen. Er hatte sich mehrfach Kämpfe auf Leben und Tod geliefert, schmerzhaft Verletzungen erlitten und bereits zwei Menschen getötet. Und was hatte das alles genutzt? Das Geheimnis um das Bernsteinzimmer war weit davon entfernt, gelüftet zu werden. Die Verschwörer hatten Polizei und Geheimdienste Deutschlands unverändert unter ihrer Kontrolle. Und sie hatten Zoé in ihrer Gewalt. Er betete, daß es ihr gutging, aber er mußte auch voller Angst an Annes Martyrium denken.

Er senkte den Kopf und war drauf und dran, sich nach Berlin fliegen zu lassen. Doch dann spürte er wieder die sich drehende Kreiselspitze, die förmlich einen Gedanken in seine Schädeldecke fräste, und ihm fiel noch eine Frage ein. „Warum wird eigentlich nicht nach Frau Velázquez gefahndet?“

„Wird ja, wird ja. Hatte ich nur vergessen zu erwähnen.“

Parker mußte lächeln. Ein freudloses Lächeln über eine Erkenntnis, für die er sehr lange gebraucht hatte. Im Gegensatz zu dem ersten Telefonat mit der Kanzlerin war von Zoé in diesem Gespräch nicht die Rede gewesen. Sie spielte keine Rolle für die Person am anderen Ende der Leitung. Warum auch? Zoé hatten sie ja schon längst geschnappt.

„Ich hätte da noch eine Frage“, sagte er.

„Parker, ich glaube nicht, dass jetzt der richtige Zeitpunkt ist für—“

„Was haben Sie mir versprochen für den Fall, daß ich das Bernsteinzimmer finde?“, unterbrach er die Stimme.

Ein Zögern. „Parker, wir dürfen keine weitere Zeit mehr—“

„Bitte beantworten Sie meine Frage.“

Eine unendliche Sekunde verging. „Das Bernsteinzimmer kommt zurück nach Moskau und...“

„...ich werde der wissenschaftliche Leiter der Delegation, mit der das Bernsteinzimmer zurückgebracht wird.“

„Ja.“ Trotz der Verzerrung war der Stimme die Verunsicherung deutlich anzumerken.

Plötzlich war Wut in ihm aufgestiegen und hatte seine körperliche und geistige Lähmung gelöst. Eine kalte Wut auf die verzerrte Stimme und alles, was sie darstellte. Auf die absolute Macht über Leben und Tod, die sie ausübte.

Es war nicht die Bundeskanzlerin, mit der er sprach.

„Thalberg“, sagte er. „Ich weiß, dass Sie mich hören. Also merken Sie sich meine Worte, denn ich meine es ernst. Lassen Sie Zoé Velázquez sofort frei, oder ich werde Sie selbst befreien! Wenn ihr irgendetwas zustößt, bringe ich Sie um! Haben Sie mich verstanden, Thalberg?“ Parker atmete tief aus und horchte angestrengt in den Telefonhörer. Doch da war nur Stille.

Dann ein kurzes Klacken, und das Besetztzeichen ertönte.

Parker hängte ein. Beim ersten Telefonat hatte er tatsächlich mit der Kanzlerin gesprochen—beim zweiten aber mit Sicherheit nicht. Das bedeutete, daß sich die Lage auch für sie weiter verschlechtert hatte. Obwohl er nun endgültig auf sich allein gestellt war, fühlte er sich voller Energie. Thalberg hatte seine Botschaft erhalten, und die Kampfansage hatte Parker gutgetan. Obwohl er keinen blassen Schimmer hatte, wie er sie in die Tat umsetzen sollte.

Thalberg nahm langsam den Kopfhörer ab und legte ihn vor sich auf den Eichentisch. Dann klopfte er eine Zigarette aus der Schachtel und bot sie Sarrow an. Sein Untergebener schob das Headset zurück und bediente sich, während Thalbergs Augen auf ihm ruhten. Sarrow hatte seine Sache zunächst gar nicht so schlecht gemacht. Parker war auf die Täuschung hereingefallen, bis er allmählich Lunte gerochen hatte. Die Velázquez hatte ihm das Leben gerettet. Sarrow hätte gleich am Anfang des Gesprächs nach ihr fragen müssen—denn das hätte die Kanzlerin bestimmt getan. Zweifellos ein erneuter Mißerfolg, auch wenn er keine große Bedeutung mehr für die Operation hatte. Thalberg steckte sich ebenfalls eine Zigarette in den Mund und wartete, bis Sarrow ihm Feuer gab.

Als er den ersten Zug einatmete, trafen sich ihre Blicke. Sarrow lehnte sich in den Stuhl zurück. „Ganz schon großmäulig, der kleine Professor.“

„Der kleine Professor hat bereits vier unserer Männer ausgeschaltet, und er läuft nach wie vor frei herum.“ Thalberg blies den Rauch in die Luft.

„Woher sollte ich denn wissen, was Parker mit der Kanzlerin besprochen hat?“, sagte Sarrow bestimmt.

„Egal, die Operation läuft“, erwiderte Thalberg beiläufig, während er sich von seinem Stuhl erhob. Doch was er zuvor in den Augen seines Einsatzleiters erkannt hatte, war alles andere als beiläufig. Der Mann führte die Operation nicht nur ohne jede Fortune, nein, da war noch etwas anderes aufgeblitzt, etwas weitaus Gefährlicheres.

Oder sah er jetzt schon Gespenster? Thalberg betrachtete konzentriert die heiße Glut der Zigarette und entschied sich gegen die Gespenster. Denn dafür war er zu alt, hatte zu viel erlebt.

Sei auf der Hut!

Demonstrativ nahm er seine Waffe aus dem Holster und überprüfte sie. Er warf Sarrow einen langen Blick zu, doch der ließ sich nichts anmerken. Er schien wieder ganz der treu ergebene Adjutant zu sein.

„Parker wird hierherkommen“, sagte er. „Verstärken Sie die Wachen.“ Er lud die Waffe durch, sicherte und steckte sie wieder in das Holster. „Wann wird das Mädchen hier sein?“

Kapitel 58

Eisschollen trieben gemächlich auf dem mäandernden Strom. Im Hintergrund schimmerten die geschwungenen Konturen der Wälder. Parker hatte das Gefühl, die jahrtausendealte Geschichte zu spüren, die sich unter der Friedlichkeit und Ruhe des Weserberglands verbarg.

Daß er jetzt den Renault durch diese einzigartige Flußlandschaft im Herzen Deutschlands steuerte, war ihm selbst das größte Rätsel. Keine Straßensperre hatte ihn gestoppt. Er hatte die grünen Grenzen zwischen Frankreich, Belgien und Deutschland passiert, ohne daß es irgendjemanden interessiert hatte. Und noch immer erwähnten die Nachrichten das Drama auf dem Mont Saint-Michel mit keinem Wort, ganz zu schweigen von einer öffentlichen Fahndung nach einem gemeingefährlichen Professor aus Heidelberg.

In der mittelalterlichen Fachwerkstadt mit dem seltsamen Namen Hann. Münden hatte er es drauf ankommen lassen. Ganz gelassen war er durch die Drei-Flüsse-Stadt spaziert, bei der aus dem Zusammenfluß von Fulda und Werra die Weser entstand und die nach Alexander von Humboldt eine der sieben am idyllischsten gelegenen Städte der Welt war. In einem kleinen Café hatte er gefrühstückt, bevor er sich mit Wandersachen, Verpflegung und ein paar anderen nützlichen Dingen eingedeckt hatte. Auf der Straße war ihm zufällig ein Polizist entgegengekommen, und er war innerlich zusammengezuckt, dann aber wie jeder andere unbescholtene Bürger an dem Beamten vorbeigegangen, ohne daß der Staatsdiener auch nur mit der Wimper gezuckt hatte. Als er die Fahrt fortsetzte, war er überzeugt, daß es gar keine Fahndung nach ihm gab. Thalberg hatte ihn nur einschüchtern wollen.

Am Ortsausgang der mittelalterlichen Stadt verpaßte er eine Abzweigung und landete auf der östlichen Seite der Weser. In einer kurvenreichen Berg-und-Tal-Fahrt folgte er der Landstraße zunächst bis zu dem kleinen Ort Bursfelde. Dort genoß er auf der Terrasse eines Landgasthofs ein reichhaltiges Mittagessen in der Wintersonne und den Ausblick auf eine romanische Klosterkirche, die malerisch am Weserufer lag. Danach machte er sich wieder auf den Weg durch die weißgetünchte Landschaft. Einige Kilometer weiter überquerte er den Fluß und gelangte auf die andere Uferseite.

Von dort fuhr er eine Zeitlang wieder stromaufwärts, bis er abermals die Klosterkirche erblickte—diesmal von der anderen Seite der Weser. Ganz in der Nähe stieß er auf einen Feldweg, der direkt in den Wald hineinführte. Er bog ab, und die Sonne verschwand hinter den mächtigen Wipfeln der Nadel- und Laubbäume. Kurze Zeit später zeigten die durchdrehenden Vorderräder auf dem verschneiten Boden unmißverständlich an, daß der Wagen die Grenzen seiner Tauglichkeit im freien Gelände erreicht hatte. Parker hielt an und stieg aus.

Er wußte, daß er inmitten eines der größten zusammenhängenden Waldgebiete Deutschlands stand. Hier gab es einen über tausend Jahre alten Eichenbestand sowie weite Flächen, die einem vorzeitlichen Urwald glichen. Alles erinnerte an die Magie und die Kräfte, die vor längst vergangenen Jahrhunderten gewirkt hatten und das Gebiet zur Märchenschmiede der Nation werden ließen. Es war der sa-

genumwobene Reinhardswald—oder auch *Brüder-Grimm-Wald*, wie er manchmal genannt wurde, weil die Brüder hier ihre Märchen aufgeschrieben hatten.

Und irgendwo im Schutz dieser uralten Bäume lag Thalbergs geheimes Hauptquartier.

Maria hatte Parker kurz vor ihrem Abschied auf der Jacht erst mit eindringlichen Worten vor Thalberg gewarnt und ihm dann alles über sein Versteck verraten, was sie wußte. „Natürlich ist er noch im Reinhardswald“, hatte sie festgestellt. „Ein Thalberg wechselt seinen Wohnort nicht wie jedermann, schon gar nicht, wenn er auf einem Jagdhof mitten in einem wahrhaftigen Märchenwald residiert.“ Aber sie war selbst nie auf Thalbergs Gut gewesen, sondern kannte das Anwesen nur aus Falkenhayns Erzählungen. „Selten habe ich Fritz so schwärmen gehört. Er war begeistert vom Weserbergland und hat mir von vielen Wanderungen erzählt, die er gemeinsam mit Thalberg unternommen hat.“ Vor allem die Klosterkirche am Fluß hatte es den beiden Männern angetan und war immer wieder das Ziel ihrer Exkursionen gewesen.

Das war immerhin ein Anhaltspunkt. Auf der Landkarte, die Parker in Münden erworben hatte, hatte er mit dickem rotem Filzstift ein Gebiet eingekreist. Das Gelände umfaßte viele Quadratkilometer, aber früher oder später würde er auf Thalbergs Versteck stoßen, daran hatte er keinen Zweifel.

Er hoffte inständig, daß dieser Augenblick nicht mehr lange auf sich warten ließ und daß die Verbrecher Zoé hierhergebracht hatten—denn sonst war alles verloren.

Entschlossen nahm er den gepackten Rucksack aus dem Kofferraum des Renaults und machte sich auf den Weg in den Forst. Nachdem er eine Stunde durch tiefen Schnee gestapft war, tauchte vor ihm ein langgezogener Stahlzaun auf. Der Zaun maß ungefähr drei Meter in der Höhe und trug oben eine fortlaufende Stacheldrahtrolle. Im Abstand von vier Metern waren die Füße fest in den Boden eingebetoniert.

Parker ging im Schutz einer Fichtenschonung in Deckung und hob das Fernglas vor die Augen. Keine Überwachungskameras, keine patrouillierenden Wachen. An einer Stelle hatten Wildschweine sich in den Boden gewühlt und vergeblich versucht, die Absperrung zu unterlaufen. Der verbogene Draht ragte krumm und schief in alle Richtungen und ließ vermuten, daß es auch keine Alarmsicherung gab. Sie war wahrscheinlich nutzlos angesichts des regen Wildwechsels in dieser Gegend.

Fast regungslos verharrte er in seinem Versteck und beobachtete unablässig das Gelände. Die Minuten rieselten vorbei, und er verlor langsam den Glauben daran, daß sich noch etwas ereignen würde. Aber seine Nervosität stieg und stieg. Zoé war nicht weit von ihm in ernsthafter Gefahr, und er saß hier draußen untätig herum. Oder gehörte der Zaun vielleicht doch nur zu irgendeinem harmlosen Forstbetrieb und er verplemperte nur wertvolle Zeit?

Als er schon fast die Geduld verloren hatte, sah er sie.

Sie kamen nach etwa eineinhalb Stunden und waren zu zweit. Zuerst erschien der größere der beiden Männer. Er ging dicht am Zaun entlang und prüfte ihn mit Argusaugen. An der Stelle, wo die Wildschweine hatten durchbrechen wollen, blieb er stehen und zog einen Notizblock aus seiner Jackentasche. Während er den Schaden notierte, erschien der zweite Mann auf der Bildfläche. Gesichter konnte

Parker nicht ausmachen. Beide Männer steckten in schweren Parkas mit tief in die Stirn gezogenen Kapuzen. Auch Waffen sah er nicht, obwohl er sich sicher war, daß sich unter den Mänteln handliche Ingram-Maschinenpistolen befanden. Sein Instinkt hatte ihn nicht getrogen. Er hatte Thalberg aufgespürt.

Nach zehn Minuten waren die beiden Wachen wieder im Gehölz verschwunden.

Obwohl er bereits bis auf die Knochen durchgefroren war, blieb er zunächst in seinem Unterstand liegen. Erst eine halbe Stunde später kramte er eine große Zange aus dem Rucksack und näherte sich geduckt dem Zaun. Seine Beine waren so verfroren, daß er kaum gehen konnte. Kurz bevor er die Absperrung erreichte, schloß er für einen kurzen Moment die Augen und sammelte sich. Dann kappte er sorgfältig Draht für Draht, bis eine eckige Öffnung entstand, die groß genug war, um ihn durchzulassen. Er schlüpfte hindurch und stellte das freigeschnittene Quadrat aus Draht provisorisch vor die Öffnung.

Kritisch betrachtete er sein Werk. Selbst ein Blinder konnte die gewaltsame Öffnung des Zauns erkennen. Falls noch kein elektronischer Alarm ausgelöst worden war, blieb ihm jetzt wahrscheinlich noch eine gute Stunde, bis die Wache beim nächsten Kontrollgang das Eindringen registrieren und Alarm schlagen würde.

Kapitel 59

Unruhig schritt Maximilian Sarrow an dem großen Eichentisch entlang, bis sein Blick an den Geweihen hängenblieb. Die weißgebleichten Schädel der gewaltigen Hirsche wirkten wie ein Omen. Kalt und mitleidlos starrten sie ihn aus dunklen Augenhöhlen an. Er atmete tief durch, ging zu dem Barschrank an der Wand und nahm eine Cognacflasche heraus. Grübelnd zog er den Korken und fragte sich, ob dort, wo seine eigenen Augen saßen, in Kürze auch nur noch dunkle Löcher sein würden.

Als er die Flasche ansetzte, merkte er erst, wie trocken seine Kehle war. Regungslos stand er nach dem ersten Schluck mit der Flasche in der Hand da und blickte auf das Feuer im großen Kamin. Hatte er einen furchtbaren Fehler begangen?

Die Flasche wanderte erneut an seine Lippen und verharrte diesmal länger. In seinem Kopf schwirrte die Furcht wie eine entfesselte Roulettekugel umher. Das Spiel, auf das er sich eingelassen hatte, war viel zu groß für ihn. „*Va banque*“, flüsterte er, ohne es zu wollen, und erschrak darüber. Allmählich fingen seine Nerven an verrücktzuspielen. Er stopfte den Korken wieder in die Flasche. Nur mit klarem Kopf würde er die nächsten Stunden überleben.

Die Wirkung des Alkohols brachte neue Zuversicht. Bald würde für ihn die Zukunft beginnen. Er stellte die Flasche zurück und fuhr herum, als er hinter sich die Stimme hörte: „Wann geht es los?“

Der Killer mit dem Engels Gesicht, der sich selbst *Stutzer* nannte, hatte lautlos den Raum betreten und sich ihm unbemerkt bis auf wenige Zentimeter genähert. Der Stutzer machte einen mitgenommenen Eindruck, aber er war noch immer hochgefährlich, das war Sarrow klar. Er hatte die blutigen Sachen gegen neue ge-

tauscht und war von einem Sanitäter behandelt worden. Doch seine Haut war so bleich wie die Schädel an den Wänden, und auch die Augen lagen tief unter der Stirn und hatten einen starren Blick angenommen. Auf Nase und Stirn entdeckte Sarrow zahllose Schweißperlen. Fieberhitze.

„Thalberg ist im Turm“, antwortete Sarrow.

„Auf was wartet der Alte denn noch?“

Sarrow zuckte mit den Achseln. Plötzlich ertrug er die Anwesenheit des fiebrigen Killers nicht mehr. „Ich muß das Mädchen verhören.“

Ein fragender, leicht amüsiertes Blick traf ihn. „Ganz allein?“

„Allein.“ Sarrow gab sich einen Ruck und ging vorsichtig am Stutzer vorbei. Er kam sich vor wie ein Verurteilter auf dem Weg zum Schafott, und für einen Moment lang wünschte er sich verzweifelt, seine Entscheidung rückgängig machen zu können. Doch es war zu spät.

Kapitel 60

Nachdem die schwere Tür mit einem dumpfen Klang ins Schloß gefallen war, hatte das Zittern angefangen. Ein Schüttelfrost, der ihren ganzen Körper erfaßt hatte. Kraftlos war sie zu Boden gesunken und kauerte mit verschränkten Armen und angezogenen Beinen auf dem kalten Steinboden. Eine dichte Stofftasche auf dem Kopf tauchte ihre Welt in Finsternis; sie wurde von einer dicken Schnur gehalten, die um ihren Hals lag. Agonie setzte sich in ihr fest wie langsam härtender Beton, und die einzige normale Regung, die ihr Körper zeigte, kam von ihrer drückenden Blase. Mit zusammengepreßten Beinen saß sie da, erstarrt, bis sie auf einmal die Spannung verlor, zur Seite kippte und hemmungslos schluchzte. Jede vergossene Träne schien einen zarten, aber wirksamen Schutzschild über ihre Haut zu legen.

Beruhige dich, flüsterte eine ferne Stimme. Du lebst. Beruhige dich. Du lebst!

Ihre Lippen wiederholten die Worte wie ein Mantra. Sie versank in einem melodischen Singsang, der sie alles andere vergessen ließ. Wie lange sie auf dem Boden gelegen hatte, konnte sie nicht sagen, aber irgendwann hatte das Zittern aufgehört. Sie drehte sich vorsichtig auf den Rücken und bemerkte überrascht, daß sie ihre Beine frei bewegen konnte. Die Fußfesseln waren verschwunden, nur die Hände waren noch fest aneinandergebunden. Sofort versuchte sie, sich die Stofftasche vom Kopf zu reißen, doch die Schnur der Kapuze legte sich noch enger um ihren Hals und nahm ihr die Luft. Sie tastete und fand den Knoten, aber ihre Finger arbeiteten so steif und ungelenk, daß sie eine Ewigkeit brauchte, um die Schnur zu lösen.

Als sie die Tasche entfernt hatte, blickte sie sich verwirrt um. Schummriges Dämmerlicht, das aus zwei Fenstern hereinfiel, war das Erste, was ihre Netzhaut registrierte. Sie befand sich in einem kleinen Raum mit vergitterten Fenstern, in dem sich bis auf eine Pritsche und eine Toilette nebst Waschbecken kein weiteres Mobiliar befand. Sie rappelte sich auf und ging aufs Klo.

Auf dem Boden vor ihr standen ein Teller mit Kartoffelbrei und ein Becher mit Wasser. Wie eine Verhungerte machte sie sich über das Essen her und trank den Becher gierig aus. Nach einigen Bissen hielt sie erschrocken inne. Ob man ihr Drogen ins Essen gemischt hatte?

Die Frage kam definitiv zu spät, um sich noch Gedanken darüber zu machen, entschied sie und vertilgte den Rest des Pürees.

Gesättigt lehnte sie sich mit ihrem Rücken gegen die Pritsche, legte den Kopf zurück und starrte an die graue Decke. Sämtliche Muskeln und Knochen schmerzten. Sie stemmte sich hoch, um sich auf die Pritsche zu legen. Als ihr Blick auf ihre Stiefel fiel, hielt sie mitten in der Bewegung inne. Gespannt setzte sie sich auf die Liege und strich prüfend über das flauschige Innenfutter des rechten Stiefels. Mit einem Lächeln auf den Lippen fuhr sie mit den Fingern zwischen das Innenfell und das Leder und zog fassungslos den kleinen Dolch ihrer Großmutter hervor. Die Klinge schimmerte silbrig, und sie strich vorsichtig über die scharfe Schneide. Die Verbrecher hatten sie abermals unterschätzt—und das flößte ihr neuen Mut ein. Entschlossen hielt sie den Dolch in der Hand. Genau wie ihre Großmutter würde sie nicht eine Sekunde zögern und ihn einsetzen. Innerlich dankte sie Maria für das kostbare Geschenk und preßte die Waffe fest an ihre Brust.

Ein Laut ließ sie erschrocken zur Tür blicken. Schwere Schritte näherten sich. Hastig steckte sie den Dolch wieder in den Stiefel, dann stülpte sie sich die Stofftasche über den Kopf. Aber bevor sie sich die lose herunterbaumelnde Schnur um den Hals legen konnte, schnellte der Sehschlitz der Tür mit einem metallischen Ratschen zur Seite, und eine männliche Stimme befahl ihr, sich mit erhobenen Händen an die gegenüberliegende Wand zu stellen. „Die Kapuze runter!“

Sie zog sich den Stoff vom Kopf und sah im Sehschlitz zwei leere, graue Augen.

Die Tür öffnete sich, und ein kräftig gebauter Mann mit kurzen blonden Haaren und einem sorgfältig gestutzten Kinnbart betrat das Zimmer. Er trug eine grüne Militärhose und ein schwarzes Hemd, das er bis zum obersten Knopf zugeknöpft hatte. An einem schwarzen Gürtel mit Koppelschloß hing ein ledernes Holster, in dem ein Revolver steckte.

Sie hatte den Mann noch nie zuvor gesehen. Daß er ihr offen sein Gesicht zeigte, jagte ihr noch mehr Angst ein, als sie ohnehin schon hatte. Auf Vorsichtsmaßnahmen legten die Verbrecher keinen Wert mehr.

Der Mann blieb anderthalb Meter vor ihr stehen, musterte sie wortlos und schien unschlüssig zu sein. Sie zog die Winterjacke enger um sich. „Was wollen Sie von mir?“

Er kam näher, ohne auf ihre Frage zu antworten.

„Sagen Sie mir doch, was Sie von mir wollen!“

Schweigen.

Sie beschloß, etwas mehr zu wagen. „Bringen Sie mich zu Ihrem Anführer, dem alten Mann!“ Sie mochte sich täuschen, aber der hier wirkte nicht wie der Befehlshaber der Verbrecherbande. Ihm fehlte die Aura des alten Weißhaarigen, den sie in Falkenhayns Chalet gesehen hatte.

„Lassen Sie das!“

Sie verstand nicht. „Was?“

Der Bärtige machte einen weiteren Schritt auf sie zu. „Das Gerede.“

Demonstrativ blieb sie stehen, wo sie war, und wich keinen Zentimeter zurück. „Ich will Ihren Chef sprechen, sofort!“ Ihre Stimme klang fest und klar, ganz anders, als ihre weichen Beine sich anfühlten.

„Meinen Chef.“ Er ließ die Worte in der Luft hängen, dann stürzte er ohne Vorwarnung auf sie zu. Mit einer schnellen Bewegung riß er ihr die Jacke von den Schultern bis zu den Unterarmen herunter, so daß sie plötzlich wie gefesselt vor ihm stand. Sie spürte seinen säuerlichen Atem auf dem Gesicht.

Um ihn so wenig wie möglich zu provozieren, senkte sie den Blick, und sie spürte, wie seine Augen über ihren Körper glitten. Ihre Gedanken flogen wild umher.

Was wird er tun? Auf die Pritsche. Er wird dich auf die Pritsche schmeißen.

Panik stieg in ihr auf und nahm ihr die Luft zum Atmen und Denken. Erst ihr aufbrechender Haß auf den Mann und die ganze Gewalt, die von ihm ausging, verscheuchte die lähmende Angst und ließ ihren Kampfgeist erwachen.

Sie reckte das Kinn vor und war zu allem entschlossen. Ihr Blick bohrte sich in seinen, und sie hatte nur noch einen Gedanken: *Auf der Pritsche ramme ich dir den Dolch in den Leib—davor oder danach, aber das überlebst du nicht. Ich schwöre es dir!*

Doch sie flog nicht auf das Behelfsbett, sondern knallte brutal gegen die hintere Wand des Raums, wo der Mann sie mit seinem muskulösen Körper umschloß und ihr nach allen Seiten den Weg versperrte. Seine linke Hand zog ihre Haare nach hinten. Aus den Augenwinkeln sah sie das Tier, das sich ihrer bemächtigt hatte. In seinem Blick lag ein gieriger Stolz. Als seine Finger über ihr Gesicht glitten, hätte sie am liebsten losgeheult, aber die Tränen blieben verborgen hinter unsichtbaren Dämmen, die so stark waren wie ihr Wille, niemals aufzugeben.

Trotz ihrer Lage fuhr Zoé vor Anspannung zusammen, als plötzlich ein Handy ertönte. Der bärtige Mann fluchte und zog mißmutig seine Hand zurück. Ohne sie aus den Augen zu lassen, holte er ein Telefon aus der Tasche und meldete sich. „Sarrow hier.“ Er kniff die Augen zusammen. „Jetzt?“, sagte er.

Zoé stand wie angewurzelt da und beobachtete ihn. Wenn er sie auch nur für einen Moment aus den Augen ließ, würde sie zum Dolch greifen. Sie beugte ein wenig die Knie, um besser an den Stiefel zu kommen, aber sofort riß er sie wieder hoch und drückte sie gegen die Wand.

„Ja, ich bringe sie mit“, sagte er unwillig ins Telefon.

Kapitel 61

Im Schutz von Unterholz und dichtem Schneefall beobachtete Parker die in der Dämmerung daliegenden Gebäude. Das Anwesen bestand aus einer Art Jagdhof, den er auf mehr als dreihundert Jahre schätzte. Das ehemalige Refugium eines jagdverliebten barocken Fürsten.

Die Gebäude standen U-förmig zusammen und bildeten einen zu einer Seite offenen Innenhof mit einem Wehr- und Lagerturm an der Unterseite sowie rechts einem großen Herrschaftshaus und links den Stallungen, die anscheinend zu

Wohnzwecken umgebaut worden waren. Der Schnee türmte sich meterhoch auf den Dächern und unterstrich den romantischen Anblick.

Vor dem Haupthaus parkte ein Mercedes-Geländewagen, und aus den Lamellen der geschlossenen Fensterläden drang spärlich Licht nach draußen. Auch im Turm und in den ehemaligen Stallungen brannte Licht. Von der offenen Seite des Hofes führte ein breiter Weg in den Wald, vermutlich zum Ausgang des Anwesens.

Alles war ruhig, keine Menschenseele war zu sehen. Konzentriert zog er die Pistole hervor und entsicherte sie. Er würde mit dem Haupthaus beginnen, entschied er und lief geduckt zu dem Gebäude hinüber. Er erstarrte, als er die Glut sah. Eine Zigarette.

Parker hielt den Atem an und sank ganz langsam auf den tiefgefrorenen Boden. Er konnte in der Finsternis nichts erkennen außer der glühenden Spitze der Zigarette, doch er war sich ganz sicher: Keine zehn Meter vor ihm stand eine Wache. Nach einer Weile bewegte sich der rote Punkt in der Finsternis. Parker lief eiskalter Schweiß über den Rücken, fast lautlos atmete er aus. Der glühende Punkt kam geradewegs auf ihn zu. Noch ein paar Schritte und die Wache würde zwangsläufig über ihn stolpern. Mit einer Hand umfaßte er den Griff der Pistole, mit der anderen tastete er panisch über den Waldboden, ohne etwas Geeignetes zu finden. Er verfluchte sich, daß er das in Münden erstandene Jagdmesser tief ins Innere seines Rucksacks gepackt hatte, unerreichbar jetzt. Nur noch wenige Sekunden, dann würde er die Wache erschießen müssen—und durch den Schuß Thalberg warnen. Der Rettungsversuch wäre gescheitert.

Als er die Umrisse des Mannes mit der Zigarette schon deutlich erkennen konnte, hielt der plötzlich inne und drehte sich um. Parker hörte ein Rascheln von Kleidung und dann das Platschen des Urins, der auf den Schnee fiel. In diesem Moment fanden seine Finger einen Stein. Er sprang auf und zog ihn dem Mann über den Schädel, gleichzeitig hielt er dem Wächter den Mund zu. Der Mann sackte lautlos zu Boden. Parker beugte sich über den reglosen Körper und hörte den Atem. Sofort holte er aus dem Rucksack einen Strick und ein breites Klebeband. Nach wenigen Minuten war der andere gefesselt und geknebelt. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, rannte Parker gebückt weiter zum Haupthaus.

Langsam schlich er sich an der Hauswand an das erste Fenster heran, das an der schmaleren Seite lag. Die hölzernen Fensterläden waren angelehnt, aber die Angel des Fensterladens bildete einen kleinen Spalt zwischen dem Mauerwerk und dem Laden, durch den Licht nach draußen fiel. Vorsichtig spähte er einmal kurz durch die Öffnung.

Sein Blickfeld war sehr eingeschränkt. Er konnte einen großen Raum erkennen, an dessen weißgekalkten Wänden die Trophäen von kapitalen Hirschen hingen. Aus den gebleichten Tierschädeln ragten die spitzen Enden mächtiger Geweihe bedrohlich in den Raum hinein. Auf der rechten Seite loderte ein Feuer in einem gewaltigen offenen Kamin. Über der Feuerstelle hingen gekreuzt ein Vorderladergewehr aus der Zeit Napoleons und eine mittelalterliche Streitaxt. Der Raum wurde beherrscht von einem massiven Eichentisch, um den vereinzelt Stühle standen. Am Ende des Tisches sah Parker einen Mann, den er nicht kannte. Ungefähr vierzig, Kinnbart und kurze blonde Haare. Parker veränderte seine Position vor dem Fenster, um die linke Seite des Raums zu begutachten, und vor Entsetzen hielt er

für einen Moment die Luft an. Zoé saß angekettet an der Wand auf einem Holzstuhl. Neben ihr stand der Killer vom Mont Saint-Michel.

Sie lebt! Blanke Angst mischte sich mit Euphorie, und Parker wußte endgültig, daß er in Thalbergs Höhle eingedrungen war.

Er wagte noch einen Blick durch den schmalen Schlitz und preßte das Gesicht fest an das kalte Holz, um seinen Blickwinkel zu erweitern. Wie vom Blitz getroffen zuckte er zusammen, als mit lautem Krach die schwere Eingangstür des Raums aufgestoßen wurde.

Zoé erschrak so sehr, als Thalberg den Raum betrat, dass ihre Kette laut rasselte. Vor einer Viertelstunde hatte Sarrow sie hierhergebracht. Die Augen hatte man ihr nicht wieder verbunden, und auch die Männer trugen keine Masken. Mit aller Kraft versuchte sie, sich ihre Todesangst nicht anmerken zu lassen. Doch was hatten sie bloß mit ihr vor?

Sie hatte Thalberg sofort wiedererkannt. Die akkurat gescheitelten schneeweißen Haare und die markante Nase, die unter wachen graublauen Augen hervorragte, waren unverkennbar. Wie ein Adler, dachte sie. Er hielt einen Laptop in der Hand, nickte Sarrow und dem Killer kurz zu und ließ seinen Blick flüchtig über sie schweifen. Langsam stellte er den Computer auf den Tisch.

„Meine Herren“, hob er an. „Wie Sie wissen, konnte die Hinterlegung des gesamten Kaufpreises von den Banken bestätigt werden, vor knapp einer Stunde. Das heißt für uns, daß nun endlich die letzte Phase der Operation begonnen hat: die Übergabe des Bernsteinzimmers gegen die Auszahlung des Kaufpreises.“ Er hielt kurz inne. „Wie verabredet, werde ich Ihnen, Stutzer, nun als Beweis meiner Ernsthaftigkeit das Versteck des Bernsteinzimmers offenbaren.“ Er deutete ein Lächeln an. „Und Sie werden das dem Konsortium bestätigen.“ Mahnend hob er seinen Zeigefinger. „Wohlgemerkt, Sie werden nur bestätigen, daß Sie den Aufenthaltsort kennen—nicht aber den Ort selbst nennen. Klar?“

Der Stutzer nickte. „Wo haben Sie es versteckt?“

Wortlos trat Thalberg an den massiven Eichentisch, auf dem er den Laptop abgestellt hatte, klappte ihn auf und startete ihn.

Surrend fuhr die Rechenmaschine hoch. Nach einigen Klicks öffnete sich eine Datei mit einem alten Plan. Angestrengt versuchte Zoé, die Details zu erkennen, aber sie saß zu weit vom Computer entfernt. Aber eine Sache war ihr nicht entgangen: Thalberg hatte keinerlei Paßwörter eingegeben, um die Datei zu öffnen.

Der Killer schien die Informationen auf dem Screen zu verschlingen. Seine glasigen Augen begannen zu leuchten, als er den Plan betrachtete. „Phantastisch!“, murmelte er. „Und da liegt es seit Kriegsende?“

Nach einem kurzen Moment antwortete Thalberg: „Nicht ganz, erst seit den fünfziger Jahren.“

„Wie haben Sie das hingekriegt?“ In der Stimme des Stutzers lagen Bewunderung und Fassungslosigkeit. „Ich meine, das ist unmöglich.“

„Ist es nicht. Sie werden sehen.“

Der Stutzer atmete tief durch und studierte noch eine Weile den Plan. „Wo machen wir die Übergabe?“

Thalberg zeigte mit dem Finger auf eine Stelle auf dem Bildschirm. „Da. Genau da, beim Eingang, wird die Übergabe stattfinden. Ich will, daß Sie dem Konsortium

jetzt bestätigen, daß ich das Versteck des Bernsteinzimmers bekanntgegeben habe—so wie wir es vereinbart hatten. Nicht mehr und nicht weniger. Auf keinen Fall werden Sie den genauen Ort verraten, außer Sie legen Wert darauf, von mir erschossen zu werden.“ Thalberg blickte ihm kurz, aber eindringlich in die Augen. „Sagen Sie Ihren Leuten, daß die Übergabe in spätestens sechs Stunden stattfinden muss, sonst blase ich die Aktion ab und verkaufe an jemand anderen. Sie können ihnen sagen, daß die Übergabe im Raum Göttingen erfolgen wird. Den genauen Treffpunkt werden Sie dem Konsortium in genau vier Stunden telefonisch durchgeben, so wie verabredet.“ Er klappte den Laptop zu und richtete seinen Blick auf den Stutzer. „Verstanden?“

Der Killer nickte und holte ein Handy aus der Tasche, auf dem er verschiedene Tasten drückte.

Thalberg musterte skeptisch das Telefon. „Wenn du auch nur ein Wort Russisch sprichst, lege ich dich um!“

Mit ausdrucksloser Miene hielt sich der Stutzer das Telefon ans Ohr und begann nach einer Weile zu sprechen, auf Deutsch. Er nannte den Raum Göttingen als Übergabebereich und kündigte die genaue Angabe des Übergabeortes in vier Stunden an. Nachdem er das Gespräch beendet hatte, schaute er fragend zu Thalberg. „Es gibt einen verabredeten Code zwischen dem Konsortium und mir.“

Thalberg neigte den Kopf unmerklich zur Seite und fuhr mit der rechten Hand über den Griff seiner Pistole am Gürtel, während er den Blick des Killers stumm erwiderte.

„Das ist sozusagen eine Art Rückversicherung für meine Auftraggeber. Ich soll den Code per SMS senden, fünfstellig, nur Zahlen, damit sie sicher sind, daß wirklich alles in Ordnung ist.“

Thalberg war ganz nahe an ihn herangetreten. „Sonst noch was?“

„Abgesehen davon, ist das Konsortium mit allem einverstanden, Herr General.“ Der Killer nahm einmal kurz Haltung an und grinste. „Die Übergabe kann in genau sechs Stunden im Raum Göttingen stattfinden. Ich soll in vier Stunden wieder anrufen.“

„Keine SMS. Keine geheimen Nachrichten.“

„Ich hafte mit meinem Leben für eine ordnungsgemäße und reibungslose Übergabe. Die wollen den Code per SMS. Sie wissen, daß ich Sie warnen würde, wenn es eine Falle wäre.“ Er schaute Thalberg fest in die Augen. „Selbst wenn Sie mich dann umbrächten, Herr Thalberg.“

„Du wirst niemanden warnen.“ Thalberg blies verächtlich Luft durch die Nase. „Du hast nur die Wahl zwischen der Befehlsverweigerung gegenüber deinen Auftraggebern oder einer Kugel aus meiner Pistole. Wie entscheidest du dich, Stutzer?“

„Wenn ich nicht sende, platzt der Deal.“ Der Stutzer hatte vollkommen ruhig gesprochen, und Zoé glaubte ihm jedes Wort.

„Wenn der Deal platzt, platzt du auch.“

„Sie wollen es nicht verstehen.“ Der Killer drehte sich zur Seite und kratzte sich nachdenklich am Hals, bevor er seine Augen wieder auf Thalberg richtete und weitersprach. „Sagen wir es so, mein Kontrakt mit dem Konsortium sieht eindeutig vor, daß ich die SMS sende—entweder den Code mit der Freigabe oder einen anderen Code als Alarmsignal. Sende ich hingegen gar nicht, gilt dies ebenfalls als

Alarm. Und noch etwas: Sie haben mir nur eine Minute Zeit für die SMS gegeben, gerechnet ab dem Ende des Telefonats. Falls ich sie nicht innerhalb der nächsten Sekunden sende, geht das Konsortium von einer Falle aus und wird sich nur noch mit Vergeltungsmaßnahmen beschäftigen.“

Zoé sah Schweißperlen auf Sarrows Stirn, der in Schockstarre verfallen war. Mit stierem Blick fixierte er abwechselnd den Killer und Thalberg.

Sie legte die Hände auf den Mund, als Thalberg seinen Zeigefinger auf den Stutzer richtete. „Ab jetzt bist du mein Gefangener, bis zum Ende der Operation, überleg dir das, wenn du den Code sendest.“ Thalberg drückte ihm den Finger hart gegen die Schläfe. „Sendel“

Flink gab der Stutzer fünf Zahlen ein und versandte sie dann als SMS. Argwöhnisch betrachtete ihn Thalberg. „Und jetzt“, er streckte die Hand aus, „dein Handy.“

Ohne das geringste Zeichen eines Unwillens händigte der Killer das Telefon aus. „Und deine Waffe“, blaffte Thalberg.

Der Stutzer blieb völlig unbeeindruckt. Er faßte langsam in seine Tasche und förderte eine DVD, verpackt in einer Plastikhülle, zutage—aber keine Waffe. Er klappte die Hülle auf, zog die Disk unter Thalbergs verblüfftem Blick heraus und steckte sie in den Seitenschlitz des Computers. Während er den Laptop wieder aufklappte, musterte er Thalberg aus den Augenwinkeln und sagte beiläufig: „Herr Sarrow hat Ihnen eine Mitteilung zu machen.“ Sein geringschätziger Tonfall ließ es Zoé kalt den Rücken herunterlaufen. Sarrow und der Stutzer führten gemeinsam etwas im Schilde, wurde ihr schlagartig klar. Fast fühlte sie sich zu Thalberg hingezogen und verspürte den irrationalen Drang, ihm zur Seite zu stehen. Doch tatsächlich hatte sie überhaupt keine Möglichkeit, auf das Geschehen einzuwirken, und keiner der drei Männer nahm auch nur die geringste Notiz von ihr.

Thalberg warf dem Killer einen ernsten Blick zu. „Du siehst krank aus, Stutzer. Gib mir deine Waffe und leg dich ins Bett.“

Die beiden Männer wechselten mit steinernen Mienen feindselige Blicke. Thalbergs rechte Hand wanderte zum Holster seiner Pistole und öffnete den ledernen Riemen, der die Waffe von oben sicherte. „Sarrow, was geht hier vor?“

„Herr Kommandeur.“ Sarrow drückte den Rücken durch. „Herr Kommandeur, es hat eine wesentliche Änderung der Operation gegeben.“

Fassungslos starrte Thalberg ihn an. Blitzschnell hatte er seine alte Wehrmachtspistole aus dem Holster gezogen. Er hielt sie am langen Arm, aber der Lauf zeigte auf den Boden. Zoé wurde übel vor Anspannung. Sarrow lief der Schweiß übers Gesicht. Sie merkte, wie er seinen ganzen Mut zusammennahm und mit letzter Überwindung zu sprechen begann. Allerdings konnte sie kaum glauben, was da einem Donnerschlag gleich an ihr Ohr drang: „Das Kommando der Organisation wird ab jetzt von mir übernommen.“ Nachdem er den Satz ausgesprochen hatte, breitete sich eine aufgeladene Stille im Raum aus, die Zoé an eine hochentzündliche Gaswolke erinnerte. Und erschrocken sah sie, daß der Stutzer plötzlich eine Halbautomatik genau auf Thalbergs Stirn gerichtet hatte. Der Killer mußte die Waffe die ganze Zeit unter seiner Jacke verborgen haben. Sarrows Meldung hatte die Aufmerksamkeit des Alten für einen entscheidenden Augenblick abgelenkt, anderenfalls wäre der Stutzer niemals lebend an seine Pistole gekommen.

Lächelnd näherte sich der Killer Thalberg, die Waffe unverändert auf den Agentenführer gerichtet. „Herr Sarrow hat sich mit dem Konsortium auf eine Planänderung geeinigt. Das Bernsteinzimmer wird anstatt für eine Milliarde Euro für nur fünfzig Millionen Euro an das Konsortium abgegeben.“

Thalberg stand da mit der Pistole am herunterhängenden Arm, wie vom Donner gerührt. Ein leichtes Zucken hatte sich seines rechten Auges bemächtigt, und Zoé hörte seinen schweren Atem. „Das ist Verrat“, sagte er. Seine offenkundige Schwäche ließ ihre schlimmsten Befürchtungen wahr werden. Es erschien ihr selbst verrückt, aber Thalberg wirkte im Vergleich zu dem Killer mit den fiebrigen Augen und dem Gernegroß Sarrow wie ein Fels in der Brandung. Jemand, der ihr zumindest einen schnellen, schmerzfreien Tod garantierte.

Auf Sarrows Miene mischte sich Unglauben mit Triumphgefühlen. „Thalberg, Sie haben Unermeßliches für die Organisation geleistet und daher lebenslang freies Geleit—wenn Sie jetzt kooperieren. Ernennen Sie mich jetzt zu Ihrem Nachfolger und stimmen Sie dem Verkauf zu.“

Dann sah sie den Blick aus Thalbergs eisigen Augen, der alle ihre Sinne Alarm schlagen ließ. „Erschießen Sie mich doch, Sarrow. Oder fehlt Ihnen dazu der Mut? Keiner wird Sie als Chef akzeptieren.“

Die Selbstsicherheit des Alten trieb augenblicklich die Zornesröte in Sarrows Gesicht. „Sie täuschen sich gewaltig! Sind Sie wirklich schon so borniert und senil, daß Sie die Realität nicht mehr zur Kenntnis nehmen? Thalberg, Ihre Zeit ist schon seit Jahren abgelaufen. Viele unterstützen mich. Die Wachen sind auf meiner Seite. Ab jetzt führe ich die Geschäfte der Organisation.“

Thalbergs Augen verengten sich zu Schlitzern. „Wir betreiben kein Geschäft“, sagte er ganz leise, aber deutlich. „Wir kämpfen für unser Vaterland!“

„Ach ja, immer noch das Vierte Reich im Kopf?“ Sarrow stieß ein verächtliches Schnauben aus, seine Augenbrauen stiegen in die Höhe. „Die Einzigen, die den ganzen Quatsch vom Wiederaufstieg Deutschlands als Weltmacht und vom Kampf gegen den längst untergegangenen Kommunismus noch geglaubt haben, waren Sie und Falkenhayn. Doch jetzt ist Schluß damit. Ich habe ab sofort das Kommando, ob Sie wollen oder nicht!“

„Pahh.“ Thalberg machte eine wegwerfende Geste mit der Hand. „Leeres Geschwätz. Du bist ab sofort des Kommandos enthoben. Gib mir deine Waffe!“ Ohne dem Stutzer und der auf ihn gerichteten Waffe auch nur die geringste Beachtung zu schenken, streckte Thalberg seine linke Hand aus.

Doch Sarrow ließ sich nicht mehr aufhalten. *Nun hat er ohnehin keine Wahl mehr*, dachte Zoé. „Thalberg, die Zeit ist schon lange an Ihnen vorbeigegangen.“ Zoé spürte, daß Sarrow sich allmählich in Rage redete. Er genoß es offensichtlich, Thalberg endlich seine Meinung zu sagen. Der nächste Satz, den Sarrow Thalberg entgegenschleuderte, verschlug ihr völlig die Sprache. „Nur ein greiser Narr wie Sie konnte doch darauf reinfallen, daß für das Bernsteinzimmer eine Milliarde Euro gezahlt wird!“

„Das Geld ist hinterlegt!“ Thalberg biß die Zähne zusammen und schaute Sarrow trotzig an.

„War hinterlegt.“ Sarrow stieß verächtlich Luft aus. „Die Milliarde ist längst wieder verschwunden—sie sollte nie ausbezahlt werden.“ Er preßte ein höhnisches Lachen durch seine Lippen. „Eine Milliarde für ein paar verrottete Wandtäfelungen

aus Bernstein! Das ist lächerlich, Thalberg. Sie sind nicht mehr zurechnungsfähig, wenn Sie wirklich daran geglaubt haben.“

Der trotzige Blick, den Thalberg die ganze Zeit über aufrechterhalten hatte, erlosch wie ein verglühender Meteorit am Nachthimmel.

Zoé erkannte, daß Sarrow die Wahrheit gesagt hatte. Und auch Thalberg schien mit einem Mal das ganze Ausmaß der Verschwörung gegen ihn zu erfassen. Sein Kopf wackelte kaum merklich, und Zoé registrierte die körperliche Unsicherheit als ungewollte Bestätigung ihrer düsteren Ahnungen.

„Du willst sagen...“ Thalberg stockte, und das Weitersprechen fiel ihm sichtlich schwer. „Du willst ernsthaft sagen, daß die ganze Operation von Anfang an ein Bluff war?“ Verzweiflung hatte sich in seine alte Stimme geschlichen.

„Ja.“

„Und du hast es die ganze Zeit gewußt?“ Thalbergs Kinn vibrierte, als ob im Inneren seines Schädels ein Erdbeben stattfände.

„Ja.“

Wut glomm noch einmal in seinen Augen auf und entfachte eine verbissene, haßerfüllte Glut. Langsam sprach er weiter: „Und jetzt willst du mich fertig machen und das Bernsteinzimmer für ein paar Millionen weggeben.“

„Fünfzig Millionen sind mehr als genug für die alten Paneele“, erwiderte Sarrow kalt.

Zoé hatte das Gefühl, daß er Sarrow augenblicklich anfallen würde, und es schien Sarrow größte Selbstüberwindung zu kosten, nicht vor ihm zurückzuweichen.

Thalberg zitterte vor Erregung. „Du verdammter Verräter!“

„Was wollen Sie denn?“, schrie Sarrow plötzlich. „Ich werde nichts anderes tun als das, was Sie auch vorhatten. Sie wollten das Bernsteinzimmer doch ebenfalls verkaufen.“

Wütend brüllte Thalberg zurück: „Ja, aber für Deutschland! Für die Zukunft unseres Volkes! Aber du bist nichts anderes als ein gewissenloser Geschäftemacher. Für ein paar Groschen verschleuderst du die Seele unseres Vaterlandes!“

Sarrow wandte sich mit steinerner Miene an den Stutzer, der weiter mit seiner Waffe auf Thalberg zielte. „Bei der geringsten Bewegung erschießen Sie ihn!“

„Ich glaube, das wird nicht nötig sein. Herr Thalberg ist schlau genug, um die neue Situation zu erfassen.“

„Die neue Situation, wie du das nennst“, sagte der Alte verächtlich, „das ist der Raub des Bernsteinzimmers!“ Er spuckte dem Stutzer vor die Füße.

„Das Bernsteinzimmer ist ein wunderbares Kunstwerk“, antwortete der uneindrückt, „für das meine Auftraggeber als Kunstliebhaber seit langem eine Schwäche empfinden.“

„Um es für eure dreckigen Drogengeschäfte zu verwenden!“ Zornig funkelte Thalberg ihn an.

Der Stutzer breitete die Arme aus in einer Geste gespielter Offenherzigkeit. „Durchaus, durchaus“, sagte er lächelnd. „Ich sehe, Sie sind im Bilde. Seit langem war das Konsortium auf der Suche nach dem Bernsteinzimmer, aber keiner wußte, ob es den Zweiten Weltkrieg überhaupt überstanden hat. Es gab immer wieder die gewagtesten Theorien und Gerüchte, aber niemand hat je einen Beweis für die Existenz des alten Schatzes erbringen können. Bis...“ Er schaute Thalberg aus zu-

sammengekniffenen Augen an. „Bis das Konsortium einen vagen Hinweis bekam.“ Ein Lächeln umspielte seinen Mund, und aus den Augenwinkeln warf er Sarrow einen kurzen Blick zu. „Einen Hinweis, daß der berühmte Thalberg das Bernsteinzimmer seit Jahren versteckt hält.“ Der Lauf der Pistole wippte vor Thalbergs Gesicht auf und ab, als er weitersprach. „Am Anfang hat das natürlich kaum jemand ernsthaft glauben können. Nachdem meine Auftraggeber jedoch diskret weitere Informationen eingeholt hatten, schien der Gedanke zwar noch immer sehr gewagt, aber nicht mehr völlig ausgeschlossen. Also beschloß man, Sie ein bißchen auf die Probe zu stellen.“ Das Grinsen ging über das ganze Gesicht, und voller Häme in der Stimme sprach er weiter. „Es war klar, daß Sie die Bernsteintafeln nicht für ein paar Millionen abgeben würden. Nein, für den großen Thalberg kam nur ein wirklich großes Angebot in Betracht. Eine Milliarde Euro mußte es schon sein. Und ehrlich gesagt, hatten viele Zweifel, ob das wirklich reichen würde.“ Der Stutzer holte tief Luft. „Als Sie dann tatsächlich auf unser Angebot eingegangen sind, war das der Beweis, daß Sie wirklich im Besitz des Bernsteinzimmers sind. Ein Thalberg hätte doch nie so ein Spiel begonnen, wenn er nicht wirklich etwas zu verkaufen gehabt hätte. Eine Frage der Ehre, oder?“ Triumphierend fuhr er fort: „Tja, und dann hat das Konsortium eine geheime Vereinbarung mit dem lieben Herrn Sarrow getroffen, die für beide Seiten höchst auskömmlich sein dürfte. Eine echte Win-win-Situation, würde ich sagen! Meine Wenigkeit wurde dann, wie Sie wissen, auf Empfehlung von Herrn Sarrow offiziell zur Unterstützung Ihrer Organisation und als Verbindungsmann zum Konsortium angeheuert. Und so fügte sich eins zum anderen.“

Zoé saß wie angewurzelt auf ihrem Stuhl. Die Gedanken flogen wie Puzzleteile umher und setzten sich allmählich zu einem Bild zusammen. Thalberg war in eine raffinierte Falle gelockt worden! Er war rettungslos verloren.

Und er schien seine völlige Niederlage langsam zu begreifen. Sein Kopf war kraftlos nach vorne gefallen, und er starrte auf den Boden. Mit einem Mal kam er Zoé alt und schwach vor. Er hustete und beugte sich immer weiter vornüber.

Der Stutzer lachte laut auf. Mit einer übertrieben besorgten Miene klopfte er mit der Hand auf Thalbergs Schulter „Wollen Sie sich vielleicht hinsetzen?“ Lächelnd beugte er sich zu ihm herunter. Im gleichen Augenblick verschwammen vor Zoé die Bilder, so schnell waren die Bewegungen, die ihre Augen zu erfassen suchten. Thalberg hatte dem Killer mit voller Wucht den Ellenbogen ins Gesicht gerammt und ihm zugleich die Waffe aus der Hand geschlagen. Mit einem Stöhnen ging der Stutzer blutend zu Boden. Thalberg hatte seine eigene Pistole die ganze Zeit über in der Hand behalten und richtete sie nun auf den Killer. Sofort positionierte er sich so, daß er auch Sarrow im Blick hatte. „Keine Bewegung, ihr Bastarde, sonst erledige ich euch gleich hier!“

Zoés Herz schlug bis zum Hals. Sie starrte Thalberg verblüfft an. Alles war dermaßen schnell abgelaufen, daß der Killer nicht die geringste Chance gehabt hatte.

Sie riß vergebens an der Handfessel, die sie an die Wand kettete, und fluchte innerlich. In der dramatischen Situation hätte sich ohne die Kette vielleicht die Chance zur Flucht ergeben, doch die Schlüssel für das Kettenschloss lagen zwei Meter von ihr entfernt auf dem Eichentisch—unerreichbar für sie.

„Wir haben Beate“, hörte sie Sarrow plötzlich sagen.

Entgeistert schaute Thalberg ihn an, und Zoé hätte es nicht gewundert, wenn er den Mann im Affekt erschossen hätte.

„Sag das noch mal!“

„Wir haben Beate.“

Das Gesicht des Kommandeurs verzerrte sich zu einer traurigen Maske. „Das stimmt nicht!“ Thalberg durchbohrte Sarrow mit seinen Blicken. „Das stimmt einfach nicht!“

„Doch.“ Sarrow schluckte schwer. „Es gibt eine Nachricht von ihrer Tochter an sie. Lassen Sie mich die DVD im Laptop starten, und Sie werden selbst sehen.“

Mit der Waffe in der Hand dirigierte Thalberg Sarrow an den Computer. Der Stutzer kauerte noch immer am Boden und beobachtete Thalberg voller Rachgier.

Sarrow startete die Disk.

Auf dem Bildschirm erschien eine Frau im Alter von knapp sechzig Jahren, die an einem Tisch saß; vor ihr stand ein Mikro. Ihre blond gefärbten Haare waren durcheinandergeraten, und sie hatte unterhalb des rechten Auges einen tiefroten Bluterguß, der sich über die Wange bis zum rechten Mundwinkel zog.

Ihre Stimme war brüchig. Was sie sagte, zerriß Zoé das Herz. „Papa, es tut mir so leid, daß ich dich in Schwierigkeiten bringe.“ Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Ich bin entführt worden und...“ Die Stimme versagte, und die Frau senkte den Kopf. Eine Hand kam von der Seite, faßte sie unter dem Kinn und hob den Kopf wieder an. Sie wischte sich einige Tränen aus den Augen. „Papa, bitte, hol mich hier raus. Mach, was sie verlangen, aber bring mich nach Hause. Zu meinen Kindern. Papa...!“ Sie schlug sich die Hände vors Gesicht und gab ein tiefes Schluchzen von sich. Ihr Kopf fiel auf den Tisch, und das Schluchzen ging in ein leises Wimmern über.

Sarrow stoppte die Wiedergabe, und das Bild fror ein.

Thalberg starrte wie versteinert auf den Bildschirm.

„Legen Sie die Waffe weg. Ihrer Tochter wird nichts geschehen.“

Thalberg blickte unverwandt auf den Screen des Laptops, der das Bild seiner verzweifelten Tochter zeigte. Er hielt die Waffe weiter auf Sarrow gerichtet. „Habt ihr Beate etwas angetan?“

„Außer einer kleinen Backpfeife bisher nicht“, sagte Sarrow. „Geben Sie mir jetzt die Waffe!“

Thalbergs linke Hand griff zur Zigarettenschachtel in seiner Brusttasche und zog eine Zigarette heraus. Dann folgte das Feuerzeug, und er zündete sich die Kippe an. „Sarrow“, sagte er mit kalter Stimme. „Wenn ich dir die Waffe gebe, bringt ihr mich um, genauso wie Beate.“

„Nein.“ Sarrow hob beschwörend die Hände. „Beate lebt, und Sie werden auch leben! Das schwöre ich Ihnen.“

„Wo ist meine Tochter?“

„An einem sicheren Ort“, schaltete sich der Stutzer ein. „Wir haben sie, nicht Sarrow. Sie ist unsere Geisel.“

„Ist die Polizei schon eingeschaltet?“

„Nein, bislang hat niemand das Verschwinden Ihrer Tochter bemerkt.“

„Das spielt jetzt alles keine Rolle“, sagte Sarrow laut. „Thalberg, die Waffe!“

Thalberg funkelte Sarrow über den Lauf seiner Pistole an. Er ließ einige Sekunden verstreichen, ehe er sprach. Seine Stimme war ruhig und klar. „Ihr bei-

den“, er blickte Sarrow und den Stutzer an, „seid meine Gefangenen, und ich werde euch exekutieren lassen, außer ihr sagt mir jetzt sofort, wo Beate versteckt gehalten wird. Ich zähle bis drei—eins!“

Niemand sagte etwas.

„Zwei.“

„Wir wissen es nicht“, sagte Sarrow mit zitteriger Stimme. „Man hat es uns bewußt nicht gesagt.“

„Drei.“ Thalbergs Augen verengten sich. „Letzte Chance, Sarrow?“

„Hören Sie, Thalberg, was soll das? Ihre Tochter lebt, es geht ihr gut. Sie können sie heute noch sehen. Sie müssen nur kooperieren.“ Mit eindringlicher Stimme fügte er hinzu: „Beate und Ihnen wird nichts geschehen. Dafür garantiere ich!“

„Das glaubst du doch selbst nicht“, sagte Thalberg und schoß. Ein ohrenbetäubender Knall erfüllte den Raum, und Zoé sah, wie Sarrows Körper sich in die Höhe hob und nach hinten weggeschleudert wurde. Fast zugleich warf der Stutzer ein breites Kampfmesser auf Thalberg, das sich in dessen rechte Brust bohrte. Ein Fensterladen wurde aufgerissen und Glas zersplitterte. Jemand stieß eine Pistole durch die zerbrochene Scheibe in den Raum und schrie: „Alle die Hände hoch!“ Doch der Stutzer hechtete schon zur Tür. Ein Schuß krachte, aber der Killer war verschwunden.

Thalberg versuchte den Arm mit der Waffe zu heben, aber es gelang ihm wegen der Verletzung nicht mehr.

In der Dunkelheit war schemenhaft die Gestalt eines großen Mannes vor dem Fenster zu erkennen. „Benjamin!“, rief sie, sprang auf und wurde sofort von der Kette zurückgehalten.

Benjamin griff durch das zerstörte Fenster, öffnete es und sprang in den Raum, die gezückte Waffe in der Hand.

„Hände hoch, Thalberg!“

Thalberg stand unverändert mitten im Raum und hielt seine Waffe in der Hand, auf den Boden gerichtet. Das Messer steckte in seiner Brust, und das grüne Hemd hatte sich dunkelrot verfärbt.

„Die Schlüssel“, rief Zoé und zeigte auf den Tisch, wo ein Schlüsselbund lag. Parker warf ihn zu ihr herüber; sie fing ihn geschickt auf und befreite sich von den Fesseln.

Thalberg taumelte und griff mit der linken Hand ins Leere. Er wankte zur Seite und preßte die Pistole an sein Herz. Mit dem linken Arm suchte er keuchend weiter nach Halt. Reflexartig schob Zoé ihm einen Stuhl herüber. Er ließ sich auf die Sitzfläche fallen, und ein wildes Zucken durchlief seinen Körper. Der Atem war nur noch ein Rasseln, das Hemd in Sekunden klitschnaß von Blut und Schweiß. Die Lider fielen über die leeren Augen, und Thalberg sackte in sich zusammen.

Vorsichtig ging Parker, die Pistole im Anschlag, auf den alten Mann zu. Thalbergs Haut glich vergilbtem Transparenzpapier, das von unzähligen feinen roten Linien durchzogen war, wie mit einer Blutfeder gezeichnet. Sein Körper hing kraftlos auf dem Stuhl, der Kopf war auf die Schulter gefallen. War er tot? Bewußtlos? Oder verstellte er sich vielleicht nur?

Die Waffe noch auf Thalberg gerichtet, tastete Parker mit der anderen Hand nach der Halsschlagader.

Er war sich nicht sicher, ob er wirklich einen schwachen Puls spürte oder es sich nur einbildete. Er befeuchtete seine Handoberfläche und hielt sie unter Thalbergs Nase. Der Atem kühlte seine Haut.

„Er lebt“, sagte er zu Zoé, die mit weit geöffneten Augen vor ihm stand. Sie zog Thalberg sanft die Pistole aus den Fingern—und dann fiel die Anspannung von Parker, und er schloß das Mädchen in seine Arme. Sie legte ihre Hände um seinen Hals, und ihr Mund suchte den seinen. Er küßte sie, bis ihn ein Geräusch in die Realität zurückkatapultierte. Thalberg hatte sich geregt.

Instinktiv richtete Parker seine Waffe auf ihn. Die weißen, wächsernen Lider zitterten und öffneten sich einen Spalt. Ein trüber, glasiger Blick zuckte umher.

Ob Thalberg ihn überhaupt wahrnahm? Er machte einen Schritt auf den sitzenden Mann zu. „Thalberg! Können Sie mich hören?“

Die Augen des Alten schlossen sich, und mit großer Anstrengung versuchte er, seinen Körper etwas aufzurichten. Unwillkürlich faßte Parker ihn an der Schulter und half ihm nach vorne. Thalberg riß die Lider weit auf, einen fragenden Ausdruck in den glanzlosen Augen.

„Thalberg?“ Parker beugte sich zu ihm herunter. „Thalberg, ich bin Parker.“

Kaum hatte er seinen Namen gesagt, rang der Alte nach Atem. Wie ein löchriger Blasebalg bemühte er sich, schnaufend und keuchend Luft in seine Lungen zu pressen. „Wo ist das Mädchen, Marias Enkelin?“

„Hier bin ich“, sagte Zoé laut und trat vor ihn.

Tatrig erhob er die rechte Hand, schaute ihr wie festgenagelt in die Augen und holte rasselnd Luft.

Parker wurde unruhig. Jeden Augenblick konnten sie entdeckt werden. Thalbergs zittrige Hand hing noch immer in der Luft wie ein angeschossener Rüttelfalke.

Zoé ergriff und drückte sie. Obwohl Thalberg schon halbtot zu sein schien, mobilisierte er noch einmal seine letzten Kräfte und hielt ihre Finger kraftvoll umschlossen. Eine Eindringlichkeit lag in seinen Augen, die sie ihm nicht mehr zuge-
traut hätte. Er atmete einige Male flach, und sie spürte, wie er sich konzentrierte. Als sich sein Mund zum Sprechen öffnete, war die Stimme heiser und brüchig. Mit gläsernen Augen betrachtete er Zoé, als würde er sie jetzt zum ersten Mal wahrnehmen. In seinen Augen leuchtete etwas auf. Er stöhnte, atmete schwer ein und aus. „Und jetzt bist du meine letzte Hoffnung.“

„Sie wollten meine Großmutter töten!“ Sie war bei den Worten einen Schritt zurückgewichen, hatte aber Thalbergs Hand nicht gelassen.

„Unwichtig. Die Organisation ist vernichtet. Vorbei. Aber...“, hob er an, und nochmals verstärkte sich der Griff um ihre Hand, „das Bernsteinzimmer.“ Er schloß für einen Moment die Augen und sammelte sich, dann stieß er hervor: „Für Deutschland! Das Bernsteinzimmer darf Deutschland nie mehr verlassen. Fritz hatte recht. Er hat es mit deiner Großmutter aus Königsberg geholt—und du mußt es jetzt retten!“ Sie wußte nicht, wie sie reagieren sollte, doch Thalberg ließ sich von ihrem Schweigen nicht beeindrucken. Nach Sauerstoff japsend, sprach er weiter: „Meine Tochter, finde sie!“

„Ich, ich...“, stammelte sie und versuchte ihre Hand aus seiner Umklammerung zu lösen. Sie merkte, wie im gleichen Augenblick Panik in Thalberg aufstieg. Seine Augen flackerten wild, und mit aller Kraft klammerte er sich an ihre Hand wie ein

Ertrinkender, der vom Sog weggezogen wird. Noch einmal richtete er sich plötzlich mit verzweifelterm Blick auf. Doch die Anstrengung hatte ihn schon zu viel Energie und Lebenskraft gekostet. Ein Zucken durchlief seinen Körper, und dann brach er mit einem lauten, klagenden Schmerzensschrei zusammen. Sie griff nach dem fallenden Körper und verhinderte, dass er auf den Boden aufschlug. Jetzt lag er mit flatternden Lidern in ihren Armen. Sie konnte jede Ader und jeden Knochen durch die dünne Haut erkennen. Das Gesicht hatte endgültig die pergamentartige Konsistenz einer Totenmaske angenommen. In Sekundenbruchteilen schien jede Flüssigkeit aus dem Mund und den Augen zu weichen. Sie wußte, daß er gerade über die Schwelle des Todes schritt.

Die blättrigen Lippen bewegten sich. „*Abababab... bug...*“, drang es schwach an ihre Ohren. Ein rauhes, kehliges Husten, dann: „*Schaaba... Schabaa...*“ Sie begriff nicht, was er ihr noch mitteilen wollte. Wieder bewegte sich sein Mund. „*Hunta...*“

„Hundert?“

So etwas wie eine Bestätigung zeigte sich im erlöschenden Licht seiner Augen, woraufhin weitere unverständliche Wortfetzen aus seinem Mund folgten: „*Jale...*“ Thalberg schluckte und öffnete wieder den Mund. „*D’nn...*“ Verzweifelt blickte er zu ihr auf.

Das ergab alles keinen Sinn. Vielleicht hatte er im Delirium des Todes bereits den Verstand verloren.

„*Jaled’nn?*“

Er schlug den Kopf von rechts nach links, und sie wußte, daß sie ihn wieder nicht verstanden hatte. Er zitterte nun am ganzen Körper. Völlig überraschend sperrte er mit einem Mal die Augen weit auf, und wieder war die Kraft in seine Hand zurückgekehrt, mit der er sie an sich heranzog. „*Roschee*“, stieß er hervor, und Schleim floß aus seinen Mundwinkeln.

Sie spürte, dass ihr nur noch Sekunden blieben, um seine letzten Worte zu verstehen. Aber mit *Roschee* konnte sie ebenso wenig anfangen wie mit *Jaled’nn*.

Und dann ertönte noch einmal ganz deutlich seine Stimme: „*Roos!*“

„Roos?“

Er nickte.

Fieberhaft suchte sie nach Assoziationen mit dem Begriffen Roos und d’nn. Was hatte das Bernsteinzimmer mit einer *Roosd’nn* zu tun?

Sie fühlte mit einem Mal die ganze Schwere seines Körpers in ihren Armen. Seine Augen starrten wie eingenenkt auf einen imaginären Punkt, und sein keuchender Atem war verstummt. Aus dem geöffneten Mund drang kein Lufthauch mehr.

Thalberg war tot.

Parker half ihr, den Leichnam vorsichtig auf den Boden zu legen, und schloß ihm die Augen.

Ihr Feind auf Leben und Tod war in ihren Armen gestorben und hatte das Schicksal seiner Tochter und das des Bernsteinzimmers in ihre Hände gelegt.

Kapitel 62

Der Stutzer jagte den Mercedes-Geländewagen über den Waldweg auf das Tor zu, das Thalbergs Refugium mit dem Reinhardswald verband. Seine Wut über den schmachvollen Abgang war schon fast verflogen. Er hatte noch ein ganzes Leben Zeit, um sich an Parker und dem Mädchen zu rächen. Jetzt gab es Wichtigeres.

Das Fieber war gestiegen und umsurte seinen Geist wie ein wilder Mückenschwarm. Aber das störte ihn nicht. Thalberg war schwer verletzt, Sarrow bereits tot—und bis Parker und das Mädchen reagieren konnten, würde alles schon vorüber sein. Nur das zählte.

Vor seinem inneren Auge erschien die Zahlenfolge, die er an das Konsortium gesendet hatte, und ein feines Lächeln glitt über seine Lippen.

Fünf banale Zahlen, aber in Wirklichkeit eine Wette mit allerhöchstem Einsatz. Sein Wagemut erfüllte ihn mit großem Stolz. Es standen zehn Millionen Euro auf dem Spiel—und sein Leben.

Anfänglich war er davon überzeugt gewesen, daß das Konsortium sein Angebot rundweg ablehnen würde. Sowohl wegen der Risiken als auch wegen des hohen Honorars, das er gefordert hatte. Zehn Millionen Euro.

Aber diese zehn Millionen waren am Ende für das Konsortium gleichbedeutend mit einer Ersparnis von zweiundvierzig Millionen, und als Garantie für einen reibungslosen Ablauf hatte er seinen Kopf auf die Waagschale gelegt.

Und so wurde eine Zusatzvereinbarung geschlossen, die auf der Annahme beruhte, daß Sarrow nach Thalbergs Sturz nicht mehr Herr der Lage war. In einer solchen Situation war vieles denkbar, auch daß das Bernsteinzimmer der Organisation abgenommen werden konnte, ohne dafür fünfzig Millionen zu bezahlen—durch einen schnell ausgeführten, präzisen Raubzug.

Es war ein Optionsrecht, das vereinbart worden war. Ein Optionsrecht, das seine ursprüngliche Vergütung von zwei Millionen Euro auf zehn Millionen Euro erhöhte—im Erfolgsfall.

Es sollte ihm überlassen bleiben, ob er die Option ausüben wollte oder nicht. Als geheimes Zeichen hatte man sich auf die Übermittlung einer fünfstelligen Zahlenfolge geeinigt, vorzugsweise per SMS.

Kapitel 63

Parker spähte durch die halb geöffnete Tür des Haupthauses nach draußen. Vor seinem geistigen Auge hatte er schon Grüppchen von dunklen Gestalten gesehen, die sich mit Maschinenpistolen in den Händen von mehreren Seiten näherten, bereit zum Sturm auf das Anwesen. Aber zu seiner Erleichterung lag der Waldhof verlassen da. Niemand war zu sehen.

Schüsse waren gefallen, und der Killer war mit dem Mercedes geflohen—aber Thalbergs Männer schien das nicht alarmiert zu haben. Vielleicht hatten sie erwartet, daß es im Haupthaus zu einer Schießerei kam. Sarrow hatte sicherlich einige der Männer bereits auf seine Seite gezogen. Warteten sie jetzt auf sein Signal

zum Eingreifen? Nachdenklich zog Parker die Tür wieder zu. Lange würde es nicht mehr ruhig bleiben, da war er sich sicher.

Zoés besorgter Blick traf ihn. „Was ist auf dem Mont Saint-Michel passiert, Benjamin?“ Sie ergriff seine Hand. „Was ist mit Reißfeld und Falkenhayns Dossier?“ Sie stockte plötzlich und sprach dann leise weiter: „Wie geht es Maria und Paul?“

„Maria und Paul sind wohlauf.“ Er legte seine Hand auf die ihre und berichtete von den Ereignissen auf dem Klosterberg.

„Wie hast du es bloß geschafft, mich hier zu finden?“

Auf einmal juckte sein rechtes Ohr, und er strich mit den Fingern darüber. „Och, das war kein großes Problem.“

Zoés Herz machte Freudensprünge, als sie erfuhr, daß ihre Großmutter und der alte Paul in Sicherheit waren, und sie hatte selbst Neuigkeiten und platzte fast vor Neugier auf seine Reaktion. Sie ließ seine Hand los und ging zu dem Laptop. Ein Ventilatorbrummen ertönte, als sie einige Tasten drückte. Der Bildschirmschoner, eine Fotografie des alten, unzerstörten Königsberg, verschwand. Ein Passwort hatte sie nicht eingeben müssen.

„Schau mal“, sagte sie.

Mit skeptischem Blick beugte er sich herab zu ihr. Auf dem Screen erschien eine weiße Seite, auf der in dicken Lettern zu lesen war:

Operation Sonnenuntergang Einlagerungs- und Aufbewahrungsort

„Das ist es“, flüsterte er fast andachtsvoll. Ihre Fingerkuppe berührte mehrfach das Touchpad und scrollte auf die folgende Seite.

„Ja“, stieß sie hervor. Es war eine eingescannte Zeichnung, auf der das vielschichtige und auf den ersten Blick verwirrende Geflecht von Schächten, Stollen und Sohlen eines Bergwerks eingezeichnet war. Erst ein tiefschwarzer Pfeil offenbarte die wahre Bedeutung des Papiers. Der handschriftliche Hinweis zeigte auf einen schwarz ausgemalten Punkt mit der schlichten Bezeichnung *Sohle 5, Bergwerkskammer 984*. Darunter stand fein säuberlich geschrieben: *Kalibergwerk Wittekind/Hildasglück in Volpriehausen bei Göttingen*.

Sie jauchzte vor Freude. Sie hatten das am besten gehütete Geheimnis Deutschlands gelüftet. Sie hatten das Bernsteinzimmer gefunden!

Doch sogleich überkam sie ein Schauer, als ihr bewußt wurde, wie viele Menschen für dieses Geheimnis gestorben waren. Es war an der Zeit, die alten Bernsteinplatten zu bergen und dem mörderischen Spuk endlich ein Ende zu machen.

Benjamin scrollte mit hochgezogenen Augenbrauen auf die nächsten Seiten. Es folgten genaue Angaben, wo die Kisten in Kammer 984 lagerten und wo sich der Eingang zur Schachtanlage befand. Es war kein offizieller Zugang. So wie es schien, standen über der Schachtanlage alte Werkshäuser, und in einem von diesen befand sich ein geheimer Eingang in das Bergwerk.

„Volpriehausen liegt ganz in der Nähe“, sagte er und wandte sich zu ihr. Seine Augen glänzten vor Aufregung. Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß sie eine wichtige Frage noch gar nicht gestellt hatte. „Wo bin ich hier eigentlich gelandet?“

„Ob du es glaubst oder nicht, du befindest dich in einem richtigen Märchenwald.“ Schnell erläuterte er ihr, daß Thalbergs Waldhof versteckt im Reinhardswald.

wald lag, und fügte hinzu: „Volpriehausen ist vielleicht dreißig Kilometer von hier entfernt.“

„O Gott!“, entfuhr es ihr. „Thalberg hat dem Stutzer das Versteck des Bernsteinzimmers verraten.“

„Dem Stutzer?“

„Ja, dem Killer, Thalberg hat ihn Stutzer genannt.“

Entsetzt schaute er sie an. „Deshalb ist er also einfach so geflohen. Er will das Bernsteinzimmer abtransportieren!“

„Allein?“ Zoé war skeptisch. „Wie soll das gehen?“

„Der ist bestimmt nicht allein.“ Benjamin preßte die Lippen zusammen. „Ein paar Männer, mehr braucht er nicht, um die Kisten zu bergen. Und ich wette, die warten schon ganz in der Nähe auf ihn.“

Allmählich begriff sie. Der Killer hatte seine Chance genutzt und war ihnen jetzt weit voraus. Was sollten sie unternehmen?

Benjamin atmete tief aus und strich sich über seinen Dreitagebart. „Wenn wir das Bernsteinzimmer noch retten wollen, müssen wir hier schnellstmöglich raus“, sagte er mit einem ernsten Gesichtsausdruck. „Mein Wagen steht im Wald, aber wir brauchen mindestens eine Stunde bis dahin.“

Zoé war niedergeschmettert. Bis sie den Wagen erreicht hatten, war der Stutzer schon lange in Volpriehausen. „Wir brauchen sofort Hilfe. Jemanden, der das Bergwerk sichern kann—sollen wir die Polizei benachrichtigen?“, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, das hat keinen Sinn. Uns glaubt kein Mensch, daß das Bernsteinzimmer in Volpriehausen lagert und gerade eine Räuberbande dabei ist, es zu bergen. Und wenn sie doch einen Streifenwagen losschicken, fahren die Beamten in den sicheren Tod.“

Sie biß sich auf die Unterlippe. Ob sie auf ihre Pressekontakte zurückgreifen sollte? Das Bild von Frank Weber schoß ihr durch den Kopf. Ein Freund, der nur deshalb sein Leben verloren hatte, weil sie ihn gekannt und die theoretische Möglichkeit bestanden hatte, daß sie mit ihm Kontakt aufnehmen würde. Sie fuhr sich durch die Haare und faßte einen Entschluß. Noch ein Menschenleben würde sie nicht aufs Spiel setzen. „Die Kanzlerin also.“

„Die Kanzlerin?“, sagte er. „Die Handynummer, die sie mir genannt hat, ist von Thalbergs Leuten übernommen worden. Wenn ich sie anrufe, klingelt es wahrscheinlich hier irgendwo.“

Plötzlich hatte sie einen Geistesblitz. „Warte.“

Sie setzte sie sich an den Eichentisch und betrachtete eingehend Thalbergs Laptop. Abermals berührten ihre Finger das Touchpad, und die Datei mit dem Plan des Bergwerks verschwand. Stattdessen erschienen die Startseite und eine Vielzahl von Icons. Die meisten der abgekürzten Bezeichnungen sagten ihr nichts. Systematisch klickte sie sich durch die Symbole, bis sie genau die Datenbank fand, die sie gesucht hatte. Endlose Listen erschienen auf dem Screen. Rechts poppte ein Suchfeld auf.

Sie schielte kurz zu Benjamin hinüber und lächelte, dann tippte sie den Namen der Bundeskanzlerin in das Suchfeld ein. Sie drückte mit dem Zeigefinger auf die Enter-Taste und schaute erneut zu Benjamin. Auf seiner Miene zeigte sich ein erstauntes Lächeln, als sich eine Seite auf dem Bildschirm öffnete, die mit dem Namen der deutschen Bundeskanzlerin bezeichnet war. Fein säuberlich aufgelistet

finden sich dort drei Telefonnummern. Thalberg hatte die Kontaktdaten penibel auf seinem Laptop archiviert.

„Da, diese Telefonnummer hat sie mir damals im Kanzleramt genannt“, sagte Benjamin und zeigte auf den Bildschirm.

Sie merkte sich die erste Eintragung und schaute sich im Raum um. Entsetzt wurde ihr gewahr, daß direkt neben ihr auf dem Boden noch immer Thalbergs Leichnam lag—und weiter hinten sah sie den regungslosen Körper Sarrows, um den sich eine Blutlache gebildet hatte. Sie drehte den Kopf weg und entdeckte das Telefon auf einem Barschrank hinter sich. Benjamin reichte ihr wortlos den Apparat, und sie wählte die erste Nummer.

„Hallo?“, meldete sich die Kanzlerin nach nur ein paar Sekunden. Ohne jede Verzerrung, laut und deutlich zu verstehen.

Zoé nannte ihren Namen und begann ohne Umschweife, die Regierungschefin in die schwierige Lage einzuweisen. „Das Versteck in Volpriehausen muß schnellstmöglich geschützt werden.“ Sie brauchte sich nicht anzustrengen, um die Dramatik der Situation zu verdeutlichen. Die Kanzlerin versprach sofortige Hilfe. Dann sagte sie: „Überlassen Sie jetzt alles Weitere der Regierung. Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich schicke per Hubschrauber einen Trupp absolut vertrauenswürdiger Männer, die die Anlage besetzen und Sie befreien werden.“ Die Kanzlerin atmete tief aus. „Sie haben überlebt, danken Sie Gott dafür!“ Damit beendete sie das Gespräch.

Sofort drückte Zoé auf die Wahlwiederholtaste.

„Ja?“, meldete sich die Regierungschefin, diesmal mit einem deutlich kühleren Klang in der Stimme.

Zoé fand, daß die Zeit für höfliche Floskeln vorbei war. Sie wollte gleich zur Sache kommen. „Ich will bei der Bergung des Bernsteinzimmers dabei sein.“

„Ausgeschlossen.“

„Ohne Parker und mich würden Sie das Versteck doch gar nicht kennen.“ Sie bemühte sich, ihre Verärgerung im Zaum zu halten und einen kühlen Kopf zu bewahren. Wenn sie sich jetzt von der Kanzlerin Vorschriften machen ließ, stünde sie am Ende mit leeren Händen da. Sie mußte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß das Bernsteinzimmer in Volpriehausen lagerte.

Benjamin hatte sich zum Telefonhörer vorgebeugt und hörte mit. Sein Gesicht verriet eine deutliche Mißstimmung, als er den Hörer zu sich hinstieg. „Parker hier, Frau Kanzlerin, was haben Sie vor?“

„Parker, schön, Sie zu hören! Machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden das Bernsteinzimmer retten—alles Weitere sehen wir dann.“

„Sie haben mir im Kanzleramt Ihr Wort gegeben, daß das Bernsteinzimmer an die Russen zurückgegeben wird.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Parker. In den letzten Tagen ist viel passiert. Die Dinge lassen sich nun nicht mehr so leicht handhaben. Wir können es jetzt nicht einfach an die Russen übergeben. Es würde unserem Land schweren Schaden zufügen, wenn herauskäme, unter welchen Umständen es seit Kriegsende versteckt gehalten wurde. Aus Gründen der Staatsräson muß ich Ihr unbedingtes Schweigen über diese Verschwörung einfordern.“

„Bringen Sie uns nach Volpriehausen!“, platzte es aus Zoé heraus. „Wir haben unser Leben dafür riskiert.“

„Ich meines auch, glauben Sie mir, Frau Velázquez.“

Zoé war die Diskussion leid. „Ich werde die Sache publik machen—mit oder ohne Ihre Genehmigung.“

„Gar nichts werden Sie! Die Sache, wie Sie es nennen, unterliegt aus nationalem Interesse der strikten Geheimhaltung. Außerdem haben Sie keinen einzigen Beweis in der Hand. Ihre Story wäre doch nur eine weitere Räuberpistole, die sich um eine Legende rankt, mehr nicht.“ Ihre Stimme klang eisig und kompromisslos. „Keiner würde Ihnen glauben.“

„Ach ja? Und die Schießerei im Adlon?“ Zoé merkte, daß sie immer ärgerlicher wurde. „Ganz zu schweigen von der Ermordung von Falkenhayn, Reißfeld und den *Spiegel*-Journalisten. Ist das etwa alles nicht passiert?“

Die Kanzlerin seufzte. „Journalisten leben nun mal gefährlich—das sollten Sie eigentlich am besten wissen. Und im Adlon hat es eine bedauerliche Auseinandersetzung zwischen zwei verfeindeten Banden der Russenmafia gegeben. Der Direktor des Hotels befindet sich für die nächsten Jahre in einem Zeugenschutzprogramm, unerreichbar für die Öffentlichkeit. Reißfeld hatte einen Herzinfarkt.“ Sie legte für den Bruchteil einer Sekunde eine Pause ein. „Er starb heute Morgen friedlich zu Hause im Bett. Seine Haushälterin und seine Sicherheitsbeamten haben das ebenso bestätigt wie sein Arzt. Sie werden es bald in den Nachrichten hören. Und was Falkenhayn angeht, kann ich nur sagen, daß dieser Herr nur in Ihrer Phantasie existiert. Es gibt keinen Fritz von Falkenhayn. Niemand kennt ihn. Sein angebliches Haus in den Alpen gehört in Wirklichkeit einer insolventen Firma und wird zurzeit wegen Baufälligkeit abgerissen. Ich will es noch etwas deutlicher sagen: Ein Herr Falkenhayn war auch niemals Mitglied der Abteilung Fremde Heere Ost, geschweige denn des Bundesnachrichtendienstes. Er existiert genauso wenig wie Thalberg. Verstehen Sie mich?“

Zoé sah, wie Benjamins Kiefer mahlten. Mit ernster Miene starrte er auf den Telefonhörer. „Und Anne Kreifelts?“, sagte er mit einem Gesicht wie aus Beton gegossen.

„Frau Kreifelts’ Tod tut mir sehr leid, Herr Parker, glauben Sie mir. Aber die zuständige Staatsanwältin, Frau Troendle, hat gestern die Ermittlungen in dem Fall eingestellt, da ganz offensichtlich kein Fremdverschulden vorliegt.“

Er schlug wütend mit der Hand auf den Barschrank. „Damit kommen Sie nicht durch!“

Zoé hätte am liebsten ein paar gröbere spanische Schimpfwörter auf Deutsch in den Hörer gebrüllt, aber stattdessen sagte sie nur: „Schlampe!“, und beendete eher fassungslos als zornig das Gespräch.

Es war nicht zu glauben! Selten hatte sie sich so abgekanzelt und ausgebootet gefühlt. Aber jetzt würde die Kanzlerin sie kennenlernen! Entschlossen blickte sie Benjamin an. „Wo, sagtest du noch, steht dein Wagen?“

Kapitel 64

Als der Renault 16 sich Volpriehausen näherte, war die Nacht bereits hereingebrochen. Das gelbliche Licht aus den Scheinwerfern des französischen Wagens brachte die Eiskristalle auf dem Asphalt zum Glitzern. Parker beschlich ein mulmiges Gefühl bei dem Gedanken an die abgefahrenen Sommerreifen des Autos.

Jetzt bloß nicht bremsen!

Er fuhr eine Anhöhe hinauf, hinter der er Volpriehausen vermutete. Auf der Kuppe blendete ihn plötzlich grelles Scheinwerferlicht. Blinzeln erkannte er einen Wagen und mehrere Leute auf der rechten Straßenseite.

„Wer ist das?“, fragte Zoé besorgt.

Doch statt einer Antwort stieß Parker einen lauten Fluch aus. Instinktiv hatte er mit dem rechten Fuß das Bremspedal berührt. Der Renault machte sich augenblicklich selbständig, schlingerte und drehte sich um die eigene Achse.

Parker trat mit voller Wucht auf die Bremse und unternahm den aussichtslosen Versuch, den Wagen durch geschicktes Gegenlenken zu stabilisieren. Zoé schrie etwas Unverständliches auf Französisch oder Spanisch, während er jede Sekunde den unvermeidbaren Zusammenprall mit einem Baum oder einem ähnlich unnachgiebigen Objekt erwartete.

Doch nichts dergleichen geschah. Der Wagen schlitterte quer über die Straße und kam schließlich im hellen Scheinwerferlicht zum Stehen.

„*Hombre!*“ Zoé schaute ihn mit aufgerissenen Augen an, dann öffnete sie das Handschuhfach. Der Stahl der Wehrmachts-P38 schimmerte im Halbdunkel, als sie Thalbergs Pistole herausnahm und sie durchlud.

Mehrere dunkle Gestalten näherten sich dem Wagen. Parker setzte zurück, um schnellstmöglich Reißaus zu nehmen, aber auf dem vereisten Boden drehten die Räder durch und machten jeden Fluchtversuch zunichte. Schwarze Silhouetten umringten jetzt von allen Seiten den Renault, begleitet von einem lauten Wummern und Dröhnen, das aus der Dunkelheit herüberschallte.

Eine Hand schlug hart gegen das Seitenfenster. „Hey, Alter, spinnst du?“, brüllte jemand von draußen. Vor der Frontscheibe erschien das Gesicht eines Jungen, das übersät war von Piercings, die er sich durch seine Haut hatte piksen lassen. Umrahmt wurde das Kunstwerk von feuerroten Haaren, die in alle Himmelsrichtungen abstanden.

Erleichtert atmete Zoé aus und sank in den Beifahrersitz zurück. Die Pistole verdeckte sie unter dem Pullover. „*Jovenes*“, entfuhr es ihr, noch immer dem Spanischen verfallen.

Parker mußte lächeln. Er kurbelte die Seitenscheibe des Renaults herunter und steckte den Kopf heraus. Das Wummern verwandelte sich in Musik, die aus einer schnellen Abfolge von dumpfen Bässen bestand. „Alles in Ordnung“, sagte er. „Ich fahr rechts ran.“ Mehrere Hände legten sich auf das Heck des Wagens, und Parker gab vorsichtig Gas. Mit Hilfe der Jugendlichen manövrierte er den Renault langsam auf einen großen Parkplatz auf der rechten Straßenseite, auf dem ein VW-Bus mit hell erleuchteten Scheinwerfern parkte. Zoé und er stiegen aus und schüttelten sich den Schreck aus den Gliedern.

Die Gefährten des Gepierchten sahen durchweg gesitteter aus. Alle steckten in dicken Winterjacken, und auf ihren Gesichtern spiegelte sich noch die Aufregung über das unerwartete Spektakel, das Parker ihnen geboten hatte. Keiner von ihnen schien älter als achtzehn Jahre zu sein.

Die Jugendlichen standen im Pulk um Parker und Zoé herum. Neugierige Blicke trafen ihre.

Der Rotschopf warf Parker eine Bierdose zu, die er auffing und sofort zurückschmiß. „Danke. Lieber nicht.“

Der Rothaarige lachte laut auf. „Verstehe—vielleicht solltest du wirklich keinen Alkohol trinken, so wie du Auto fährst.“

„Vielleicht solltet ihr die Scheinwerfer eures Wagens nicht gerade frontal auf die Straße richten.“

„Wieso? Hier kommt doch eh keiner vorbei!“

„Ach ja?“, erwiderte Zoé mit einer hochgezogenen Augenbraue.

Ein wasserstoffblondes Mädchen mit einem süßen Gesicht hatte sich neben den Jungen gestellt und warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, woraufhin er achselzuckend einen Autoschlüssel aus seiner Hosentasche zog und auf den VW-Bus zutrottete. Die Blonde trug eine gefütterte schwarze Lederjacke über einem beigen Wollpullover mit Rollkragen, der ihr wie ein Kleid weit über den Hintern reichte. Wortlos reichte sie Parker und Zoé zwei Pappbecher und schenkte ihnen dampfenden Kaffee aus einer Thermoskanne ein. Sie bedankten sich, und Zoé stellte sich vor und fragte nach dem Namen des Mädchens.

„Anke“, sagte die Blonde und zündete sich eine Zigarette an. „Wo wollt ihr denn hin?“

„Nach Göttingen“, antwortete Zoé wie aus der Pistole geschossen. „Wir wollen ein paar Tage Wanderurlaub in der Gegend machen.“

Ankes Miene zeigte Unverständnis. „Warum wollt ihr gerade hier wandern und nicht in...“ Sie suchte in Gedanken nach aufregenderen Orten als Volpriehausen. „...in den Alpen?“

„Da waren wir schon“, antwortete Parker.

Das Mädchen inhalierte tief und stieß den Rauch durch die Nase aus. Sie machte eine ausladende Bewegung mit der linken Hand in Richtung des dunklen Forsts, der sich am nördlichen Horizont abzeichnete. „Hier gibt es nur Wald, sonst nichts.“

Zoé nahm einen Schluck aus dem Becher. „Und den Kalibergbau, dachte ich?“

Einige der Jugendlichen lachten verhalten. „Der Bergbau ist schon lange vorbei.“ Anke schaute mit leerem Blick in die Finsternis. „Mein Uropa hat noch unter Tage gearbeitet und später für die Muna—bis alles in die Luft geflogen ist.“

Zoés Augen weiteten sich hinter dem Dampf des Kaffees. „Eine Explosion? Wann war das denn?“

„Mitte der fünfziger Jahre.“

„Und nach der Explosion ist nur noch das Bergwerk Wittekind/Hildasglück übrig geblieben?“

Gelächter erschallte, und die Jugendlichen feixten miteinander. Die Blonde guckte Zoé verständnislos an. „Wer hat dir denn diesen Schwachsinn erzählt?“

„Hab ich gelesen.“

Der Rothaarige hatte sich wieder zu der Gruppe gesellt, nachdem er den VW-Bus umgeparkt hatte. Die Bierdose hielt er noch immer in der Hand. „Hör mal, bei Wittekind und Hildasglück handelt es sich um zwei Schächte, die schon 1956 mit Bohrschlamm verfüllt worden sind, nachdem sie fast abgesoffen waren. Die Endteufe war schon viel früher nicht mehr zu erreichen.“

Auf Zoés Gesicht spiegelte sich ihre Verständnislosigkeit wider. „Die Teufe ist abgesoffen?“

Der Junge schüttelte den Kopf und setzte die Dose noch einmal an die Lippen. Nachdem er getrunken hatte, blickte er Zoé an, als ob sie ein kleines Kind wäre. „Paß mal auf! Die Teufe zeigt die Tiefe der Schachtröhre an, die die Bergleute in den Boden gebuddelt haben, um an die Mineralien zu gelangen.“ Sein Gesichtsausdruck war jetzt ernst, selbst die Piercings schienen Haltung angenommen zu haben. „In Volpriehausen haben wir einen sogenannten Doppelschacht, Wittekind und Hildasglück, beide ungefähr zwei Kilometer voneinander entfernt. Kannst du mir folgen?“

„Klar, sprich weiter. Was ist los mit den Schächten?“

„Langsam, langsam. Ich erzähle dir die Geschichte von Anfang an, okay?“

Zoé nickte.

„Schon 1896 hat man hier Kali gefunden. Im zwanzigsten Jahrhundert begann der Abbau. Vor allem Hartsalz aus Steinsalz, Sylvin, Kieserit und Ton, später auch Kainit.“

Bei seinen Worten löste sich die Gruppe der Jugendlichen unter vereinzelt Stöhnlauten auf. Die Mädchen und Jungen zogen sich zu dem geparkten Auto zurück. „Nicht schon wieder, Tobi!“, lautete ein genervter Kommentar. Doch zu Parkers Erleichterung ließ sich der Rotschopf namens Tobi nicht aufhalten. Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus, als er Zoé fachmännisch in die Geschichte des Bergbaus in Volpriehausen einweihte.

„Schon in den zwanziger Jahren geriet das Kaliwerk in wirtschaftlich schwierige Zeiten, so daß der damalige Direktor sich um eine andere Verwendung bemühte, um die wenigen noch verbliebenen Arbeitsplätze zu sichern. 1937 hatte er endlich Erfolg. Die Wehrmacht übernahm die Über- und Unteranlagen des Werks Wittekind-Hildasglück.“

„Um nach Kali zu suchen?“

„Nein, um es als Muna zu nutzen.“

Zoé blinzelte den Jungen fragend an. „Hättest du die Freundlichkeit, mir zu verraten, um was es sich bei einer Muna handeln könnte?“

„Eine Muna ist eine Munitionsanstalt. Das Bergwerk war damals die größte Heeresmunitionsanstalt der Wehrmacht, mit einer Lagerkapazität von dreißigtausend Tonnen. Außerdem wurden die Untertageeinrichtungen auch für die Munitionsfertigung genutzt. Gearbeitet haben dort Frauen aus dem Reichsarbeits- und Kriegshilfedienst, aber auch Kriegsgefangene, Deportierte und Zwangsarbeiter aus dem nahe gelegenen Jugend-KZ Moringen. Ab 1944 diente die Salzmine dann zunehmend auch als Schutzraum für Kunstwerke und wertvolle Buchbestände der Uni Göttingen.“ Tobi hielt einen Augenblick inne und setzte dann hinzu: „Die unterirdischen Lagerräume waren absolut bombensicher.“

Parker fragte sich, woher das detaillierte Wissen des Jungen stammte, doch er wollte den Redefluß nicht unterbrechen. Einen Gedanken aber mußte er loswerden. „Gab es auch Lieferungen aus weiter entfernten Städten des Deutschen Reichs?“

„Was meinst du damit?“

„Königsberg, zum Beispiel.“

Tobi musterte Parker nachdenklich und nutzte die Gesprächspause, um einen kräftigen Schluck aus der Bierdose zu nehmen. „Ja“, fuhr er fort. „Die Uni Göttingen hatte eine Bernsteinsammlung der Uni Königsberg in ihrer Obhut, die sie hier untergebracht hat.“ Er schaute Parker eindringlich an. „Sucht ihr etwa das Bernsteinzimmer?“

Damit hatte Parker nicht gerechnet. Verblüfft überlegte er, was er auf die direkte Frage antworten sollte. Er konnte nicht glauben, daß sich Thalbergs Versteck bereits bis zu den Jugendlichen von Volpriehausen herumgesprochen hatte.

Kapitel 65

Irritiert schaute Zoé den Jungen an, der ihnen auf den Kopf zu gesagt hatte, daß sie das Bernsteinzimmer suchten. Es schien für Tobi fast selbstverständlich zu sein, daß sich ein Pärchen nachts und bei spiegelglatter Straße aufmachte, um in Volpriehausen nach dem alten Zarenschatz zu fahnden.

Und auf einmal dämmerte es ihr. Wie hatte sie das bloß vergessen können? Ihre intellektuellen Fähigkeiten hatten offenkundig unter den dramatischen Ereignissen der letzten Tage gelitten. Sie riß sich zusammen und schaute dem Jungen gelassen in die Augen: „Ja, ja, die alte Legende von Volpriehausen. Kommen wirklich noch Leute hierher, um nach dem Bernsteinzimmer zu suchen?“ Benjamin warf ihr einen erstaunten Blick zu, was sie ganz amüsant fand.

Tobi grinste. „Klar kommen welche. Touristen, die vom Versteck im Reiseführer gelesen haben, und natürlich auch die echten Freaks, die ihr ganzes Leben dem Bernsteinschatz widmen.“

Und tatsächlich, so erinnerte sich Zoé vage, spielte auch das Bergwerk Volpriehausen in der Bernsteinzimmerliteratur eine gewisse Rolle als eines der zahllosen mutmaßlichen Verstecke. Wahrscheinlich kannte jeder Einwohner von Volpriehausen die alte Legende in- und auswendig. Sie konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als sie den Jungen fragte: „Und, ist es hier?“

Nachdenklich zog er die Augenbrauen zusammen. „Rein theoretisch ist es natürlich möglich, daß die Nazis es damals in die Salzmine gebracht haben.“ Schwer stieß er seinen Atem aus, der eine Wolke in der kalten Luft bildete. „Ich halte das jedoch für ausgeschlossen. Nach der ungeheuren Explosion unter Tage kurz nach Kriegsende konnten noch viele Einlagerungsgegenstände geborgen werden. Unter anderem auch die Bernsteinsammlung der Uni Königsberg—aber niemand hat auch nur den geringsten Hinweis auf das Bernsteinzimmer gefunden. Und daran hat sich bis heute nichts geändert.“

„Was war das für eine Explosion?“, fragte Parker.

Tobi zuckte mit den Achseln. „Das konnte nie aufgeklärt werden. Wahrscheinlich eine Methanblase, die sich auf einer Sohle gebildet hatte und versehentlich durch Plünderer oder Neugierige entzündet wurde. Vielleicht auch ein Sabotageakt, wie die Engländer, die damals die Muna kontrollierten, vermuteten. Jedenfalls ist die ganze Anlage in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1945 in die Luft geflogen. Bis zu einhundert Meter hohe Stichflammen sollen aus dem Boden geschos-

sen sein. Die Erde hat minutenlang gebebt, als Tausende Tonnen Sprengstoff und Munition hochgegangen sind. Selbst am Folgetag spürte man noch Explosionen unter der Erde.“

„Und dann ist die Schachanlage mit Wasser zugelaufen?“, fragte Zoé. „Ich meine natürlich abgesoffen.“

Der Junge warf ihr einen anerkennenden Blick zu. „Abgesoffen, richtig. Durch die unterirdischen Beschädigungen konnte an vielen Stellen Grundwasser eindringen. Aber das war ein schleichender Prozess. Erst 1955 war die Lage in den Schächten so bedrohlich, daß das Bergamt die Röhren mit Bohrschlamm verfüllen ließ. 2002 haben sie dann nochmals tonnenweise Schotter draufgeschüttet und die Schachanlage endgültig verschlossen.“ Ein gewisses Bedauern schwang in seiner Stimme mit.

Benjamin strich sich über das unrasierte Kinn. „Also, selbst wenn das Bernsteinzimmer noch kurz vor Kriegsende nach Volpriehausen verbracht worden wäre, wird die Wahrheit wohl nie mehr ans Tageslicht gelangen. Die Bernsteinpaneele sind unter Tonnen von Gestein, Schlamm und Schotter für alle Ewigkeit verborgen?“

Der Junge drückte die Bierdose zusammen, die mit einem martialischen Geräusch nachgab. Breit grinsend und mit freudlosen Augen nickte er ihnen zu. „So ist es.“

„Woher weißt du so gut über das Bergwerk und seine Geschichte Bescheid?“, fragte Benjamin.

„Ich will Bergbauingenieur werden. Im Frühjahr fange ich in Clausthal an. Den Studienplatz hab ich schon sicher.“ Der Stolz in seiner Stimme war unüberhörbar, als er hinzusetzte: „Die Technische Universität in Clausthal-Zellerfeld ist die beste Uni der Welt für Bergbauingenieure.“

Tobi würde seinen Weg als Bergexperte machen, da war sich Zoé sicher, so begeistert, wie seine Augen leuchteten. Umso düsterer bewertete sie allerdings ihre Lage angesichts der nicht mehr zugänglichen Schächte Wittekind und Hildasglück. Sie merkte, wie Ärger über Thalbergs Arroganz und grenzenlose Überheblichkeit in ihr aufkeimte. Was für eine Dreistigkeit, das Versteck des Bernsteinzimmers genau dort anzugeben, wo die Bernsteinzimmergilde es ohnehin seit langem verortet hatte—es aber niemand mehr bergen konnte. Sie konnte Thalbergs Hohngelächter förmlich in ihren Ohren hören. Der gewiefte Agentenführer hatte wieder einmal alle an der Nase herumgeführt.

Obwohl ihr eigentlich nicht nach Lachen zumute war, mußte sie fast losprusten, als sie an das Gesicht dachte, das die Kanzlerin bei Begutachtung der verschütteten Schachanlage machen würde. *Sehen Sie nur, Frau Kanzlerin, unter dieser Wiese ruht das berühmte Bernsteinzimmer, entdeckt von der nicht minder berühmten Enthüllungsjournalistin Zoé Velázquez! Treten Sie näher, Frau Kanzlerin, und schließen Sie die Augen. Spüren Sie auch die magische Kraft des Bernsteins? Ja? Toll! Ach, und übrigens, machen Sie sich bitte keine Sorgen. Hier kann das Bernsteinzimmer niemand mehr finden—weder der BND noch die Russenmafia, noch die Öffentlichkeit. Und auch ich werde ganz bestimmt keinen Artikel darüber schreiben, da ich mich nicht völlig lächerlich machen möchte.*

Niedergeschlagen schlenderte sie allein zum Renault zurück. Auf der Rückbank lag Thalbergs Laptop.

Sie setzte sich auf den Rücksitz und schaltete den Computer ein. Es dauerte eine ganze Weile, bis das System hochgefahren war und sie die Datei öffnen konnte. Sie nahm den Laptop und kehrte zu Benjamin und dem bergbauverrückten Jungen zurück, die sich beide angeregt über die Uni Clausthal unterhielten. Ohne Erklärung hielt sie Tobi den Laptop unter die Nase. „Weißt du, was das ist?“

Er betrachtete aufmerksam die Zeichnung, die auf dem Screen zu sehen war, und drehte den Laptop hin und her. „Ich denke schon“, sagte er und reichte Zoé den Rechner zurück. „Klar, das ist eine Karte vom Kalibergwerk und der Umgebung. Und das hier oben“, er zeigte auf mehrere schwarze Rechtecke, „sind die alten Munitionshäuser. Dort wurden bei Kriegsbeginn die Granaten gefertigt. Erst später hat man die Fertigung zum Schutz vor Bombenangriffen unter Tage verlegt.“ Stirnrunzelnd schaute er sie an. „Was soll das Wort *Zugang* unter diesem Haus hier bedeuten?“ Er deutete auf den handschriftlichen Hinweis, der rechts neben einer der schwarzen Rechtecke gekritzelt war. „Wenn damit ein Zugang zu der Schachanlage gemeint sein soll, dann irrt sich da aber jemand gewaltig.“

„Sind die Häuser noch weit von hier entfernt?“, schaltete Benjamin sich ein, ohne auf die Frage des Jungen einzugehen.

Tobi schüttelte den Kopf und schnappte sich noch mal den Laptop. „Das hier“, sagte er und zeigte auf die eingezeichnete Straße, „das ist die Bundesstraße. Der folgt ihr bis zu diesem Punkt.“ Der rechte Zeigefinger glitt über die Karte. „Und von da an geht es ab in den Wald. Der Weg führt euch direkt zu den Häusern. Ihr könnt sie nicht verfehlen. In der Dunkelheit kann man es nicht sehen, aber die Häuser liegen am Fuß der Anhöhe, die sich ungefähr dort hinten befindet.“ Seine Hand wies auf einen imaginären Punkt in der Finsternis. Er reichte Zoé den Computer zurück mit einem Gesichtsausdruck, der völliges Unverständnis verriet. „Was zum Teufel wollt ihr bei den Munitionshäusern?“

„Pilze suchen“, sagte Benjamin und lächelte schief.

Skeptisch sah Tobi ihn an. „Also doch angesteckt vom Bernsteinzimmer-Virus! Dabei seht ihr beiden gar nicht so aus wie die anderen Spinner, die hier regelmäßig aufschlagen, um dann doch nur die verschlossenen Schächte zu fotografieren.“

„Du siehst auch nicht gerade aus wie ein typischer Bergbauingenieur“, sagte Zoé. „Sag mal, könnte es nicht doch sein, daß das Bernsteinzimmer irgendwo in einer unzerstörten Kammer der alten Salzmine schlummert?“

„Du gibst nicht so schnell auf, stimmt’s?“ In seiner Stimme schwang ein unverkennbar spöttischer Unterton mit.

„Ich frage mich nur, warum alle Welt so sicher ist, daß wirklich die gesamte Anlage zerstört und abgesoffen ist.“ Sie schaute ihn herausfordernd an.

„Weil über tausend Tonnen Beton und Bohrschlamm in die Schächte gepumpt worden sind, deshalb.“

„In die Schächte—ja, mag sein, aber das Bergwerk besteht doch nicht nur aus den beiden Schächten.“ Sie hob beschwörend die Hände. „Ich wette, da unten gibt es noch unzählige Tunnel und Räume.“

„Du meinst Stollen und Kammern“, sagte er und starrte sie dann eine Weile wortlos an. Schließlich zuckte er mit den Schultern. „Der ganze Untergrund unter dem alten Fördergebiet ist perforiert wie ein Ameisenhaufen. Noch 1944 hat die Wehrmacht wie verrückt Arbeits- und Lagerkammern ausgesprengt, da man dringend weiteren Raum für die Munitionsfertigung benötigte. Bis zu dreihundert

Kammern soll es geben.“ Er schaffte es, sich trotz der Stachelfrisur am Kopf zu kratzen. „Aber kein Mensch weiß, ob da unten noch welche existieren, die unverseht sind.“

„Es ist also doch vorstellbar.“ Zoé unterdrückte ein triumphierendes Grinsen, das sich in ihr Gesicht schleichen wollte.

Tobi neigte den Kopf zur Seite und hob abwehrend die Hände. „Vorstellbar ist vieles im Bergbau. Und selbst wenn einige Kammern von den Explosionen und dem eindringenden Wasser verschont geblieben sind, liegen sie doch alle tief unter der Erde auf den Sohlen mit einer Teufe von fünfhundertvierzig bis neunhundert-siebzehn Metern. Da kommt heute keiner mehr runter.“

„Doch“, erwiderte Zoé ungerührt. „Wenn ein geheimer Einstieg existiert.“

Stöhnend schlug der Junge die Hände über dem Kopf zusammen. „O Mann!“ Ungläubig schaute er sie an. „Ihr beide glaubt, es gibt bei den Munitionshäusern einen versteckten Zugang zum Bergwerk, nur weil irgendjemand das Wort *Zugang* auf eine alte Karte geschrieben hat?“ Er schüttelte den Kopf. „Ihr seid ja noch verrückter als die anderen Verrückten, die sonst hier aufkreuzen!“

„Du hast ja recht“, meinte Benjamin und machte eine beschwichtigende Geste. „Wir wissen auch, daß die Häuser viel zu weit entfernt liegen von den beiden Schächten, um als Einstieg in Betracht zu kommen. Man hätte sich ja durch den halben Berg buddeln müssen, um Wittekind oder Hildasglück zu erreichen.“

Bei den letzten Worten wurde Tobis Blick starr wie eine Salzsäule. Flüsternd sagte er: „Die Häuser liegen genau über dem unterirdischen Verbindungstunnel zwischen Hildasglück und Wittekind.“ Seine Augen lösten sich von einem imaginären Fixpunkt in der Dunkelheit, und er wandte sich wieder an Zoé. „Es wäre ein idealer Ort für...“, er schloß die Lippen und die Lider für einen kurzen Moment, bevor er weitersprach, „...einen dritten, einen geheimen Schacht.“

Zoés Sinne waren plötzlich wie elektrisiert. „Es gab einen Verbindungstunnel zwischen Wittekind und Hildasglück?“

„Natürlich hat man damals einen Verbindungsweg zwischen den Schachtröhren ins Steinsalz gesprengt.“ Die Worte des Jungen kamen mechanisch und tonlos aus seinem Mund. „Es handelt sich um einen sogenannten Blindschacht, der die Hauptfördersohle auf fünfhundertvierzig Meter Teufe in Wittekind mit Hildasglück auf neunhundertsiebzehn Meter verband.“

Zoé seufzte. Mindestens fünfhundertvierzig Meter unter der Erde. Sie fühlte sich nicht gerade angezogen von dem Gedanken, Hunderte von Metern tief in ein durch gewaltige Detonationen beschädigtes Kalibergwerk einzufahren—und doch wußte sie, daß sie alles in der Welt daransetzen würde, um genau das zu tun. „Und du meinst, es existieren noch Kammern unter Tage, die nicht durch die Explosionen und das Wasser zerstört worden sind?“

Der Junge schaute ratlos drein. „Wie gesagt, vorstellbar ist vieles.“ Er atmete tief aus und schüttelte dann energisch den Kopf. „Nein. Nein. Eigentlich ist es ausgeschlossen, bei der großen Zerstörungskraft des Sprengstoffs.“

Parker zog die Augenbrauen in die Höhe. „Eigentlich?“

Jetzt trat Anke, die Blonde, ihre Zigarette auf dem Boden aus. „Vergiß es“, sagte sie und schaute Parker an. „Wenn Tobi sagt, es ist eigentlich unmöglich, dann ist es zu einhundert Prozent ausgeschlossen. Das *eigentlich* kannst du streichen. Tobi wäre der Erste, der Wind von einem geheimen Einstieg in das Werk bekommen

hätte, wenn es ihn wirklich geben würde. Seit er denken kann, erkundet er die Anlage. Selbst ich rangiere bei ihm nur an zweiter Stelle, gleich hinter einem stillgelegten Bergwerk.“

Der Rotschopf schaute das blonde Mädchen erstaunt an und nickte. Er schien das Vertrauen in seine Urteilskraft wiedergefunden zu haben. „Sie hat recht, ich meine, was den Zugang angeht. Den könnt ihr euch aus dem Kopf schlagen.“

Zoé dachte an Thalberg, Falkenhayn und Maria und war sich sicher, daß Tobi unrecht hatte. Sie betrachtete ihn aus den Augenwinkeln. *Du bist zu spät geboren, um das hier zu verstehen.*

Der stachelhaarige Junge öffnete eine weitere Dose des eisgekühlten Biers. „Wie seid ihr bloß auf die seltsame Idee gekommen, daß es einen geheimen Einstieg bei den Munitionshäusern geben könnte?“

Doch das Ende seiner Frage war kaum noch zu vernehmen, denn mit einem Mal übertönte ein immer stärker anschwellendes Dröhnen alles andere.

Hubschrauber, wurde Zoé sofort gewahr. Das ohrenbetäubende Gebrüll der rotierenden Motorblätter ließ sie erstarren. Die Maschinen schienen direkt auf sie zuzurasen. Sie spürte Benjamins Arm, der sich schützend um sie legte. *Und wenn das der Stutzer und seine Männer sind?* Einen Angriff mit Granaten und Maschinengewehren würde keiner von ihnen überleben.

Nur Sekunden später jagte ein Stakkato von Tausenden Donnerschlägen im Tiefflug über ihre Köpfe hinweg. Drei stählerne Flugmaschinen zogen wie finstere Drachen durch die frostklirrende Nacht.

Parker zog sie sanft zum Renault. Sie gab Tobi zum Abschied einen Klaps auf den Arm und rief laut: „Danke für alles!“

Aber der Junge starrte nur mit offenem Mund den Helikoptern nach, die geradewegs auf die Anhöhe zurasten, auf die er kurz zuvor noch gedeutet hatte. Genau dorthin, wo sich die Munitionshäuser befanden.

„Das waren Militärmaschinen“, bemerkte Benjamin im nachlassenden Krach.

„Ja“, erwiderte Zoé. „Aber sie trugen nicht das Eiserne Kreuz der Bundeswehr.“

„Sondern die Trikolore“, fügte er an. Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Franzosen!“

„Los!“, sagte Zoé und spürte, wie ihr Jagdinstinkt wieder zurückkehrte. „Auf zu den Munitionshäusern. Wenn jetzt sogar schon die *Grande Armée* hinter dem Bernsteinzimmer her ist, will ich dabei sein. Schließlich bin ich Französin.“

„Ich dachte Spanierin?“

„Das sowieso.“

Kapitel 66

Trotz der eisigen Kälte rann dem Stutzer der Schweiß von der Stirn. Sein Hemd klebte unter der dicken Militärjacke naß an seinem Oberkörper, und die Schulter brannte wie Feuer. Er wischte sich mit einem Tuch übers Gesicht und starrte angestrengt in die Dunkelheit. In dem Tal unter ihm lag Volpriehausen, ein kleines Dorf, das in der nächtlichen Finsternis schlummerte und in dem jetzt wieder Stille

herrschte, nachdem das Rotorengeräusch der Hubschrauber verstummt war. Die drei Maschinen hatten Volpriehausen überflogen und waren ungefähr dort gelandet, wo er die alten Munitionshäuser vermutete—und sich Thalbergs geheimer Einstieg in die Schachtanlage befand. „Französische Militärmaschinen“, murmelte er leise und wischte sich abermals den Schweiß von der Stirn. *Was wollen die Franzosen hier?*

Abermals brach ihm der Schweiß aus. Und er fragte sich, ob es wirklich das Fieber war, welches das Wasser durch die Poren trieb, oder vielleicht etwas anderes. Hatte er etwa Angst?

Er spuckte auf den Boden, fast beleidigt von der ungewollten Wendung seiner eigenen Gedanken. Gefühlsschwächen wie Angst oder Verzagtheit erlaubte ihm sein kühl rechnender Verstand nicht. Was nicht bedeutete, daß er die Risiken seines Handelns nicht nüchtern abwog. Zweifellos war die Situation nach dem unerwarteten Auftauchen der Hubschrauber noch gefährlicher geworden, als sie es ohnehin schon war. Und was noch schwerer wog: Er hatte seinen zeitlichen Vorsprung verspielt. Wenn er nicht aufpaßte, würde er zwischen den Franzosen und seinen Auftraggebern zerquetscht werden wie eine Fliege. Für einen winzigen Moment schoß ihm der Gedanke an eine Flucht durch den Kopf, aber das war nur eine rein theoretische Handlungsoption. Es gab auf der ganzen Welt für ihn keinen sicheren Flecken mehr, wenn er jetzt seinen Posten verließ. Niemand würde ihm helfen oder ihm gar Unterschlupf gewähren. Denn niemand, der halbwegs bei Sinnen war, setzte für einen lebendigen Toten seine Existenz aufs Spiel.

Genauso wenig wie eine Flucht in Betracht kam, konnte er dem Konsortium mit leeren Händen unter die Augen treten. Er hatte die Lieferung des Bernsteinzimmers für zehn Millionen versprochen, also würde er auch liefern.

Er betrachtete das Dorf unter sich, das nur spärlich von ein paar Straßenlaternen illuminiert wurde.

Entschlossen drehte er sich um. Sein Blick wanderte zu dem Weg, der in dreißig Meter Entfernung am Waldrand entlangführte. Acht Transportwagen standen dort in einer langen Reihe hintereinander. Über fünfzig schwerbewaffnete Männer saßen in den abgedunkelten Wagen. Männer, die das Konsortium seit Tagen für den Fall der Fälle in der Region zusammengezogen und seinem uneingeschränkten Befehl unterstellt hatte. Jeder einzelne war ein erfahrener Söldner und skrupelloser Totschläger. Mehr brauchte er nicht, um mit den Hubschrauberbesatzungen fertig zu werden.

Er winkte den beiden Gruppenführern zu, die rauchend vor den Wagen standen und sich sofort auf ihn zubewegten.

Die Hitze stieg wieder in ihm auf, und er öffnete seine Jacke und kühlte seinen fieberheißen Körper in der frostigen Luft.

Wie von einer inneren Kraft getrieben, ballte er jäh seine Fäuste zusammen. Den stechenden Schmerz, der ihm durch die verletzte Schulter fuhr, nahm er nur als vages Gefühl wahr. Lächelnd blickte er zum sternenübersäten Himmel empor und unterdrückte den Impuls, die Arme in die Luft zu recken.

Kapitel 67

Parker steuerte den Wagen im Schnecken-tempo über die vereiste Bundesstraße. Nachdem sie Volprie- hausen durchquert hatten, passierten sie ein altes Fachwerk- gehöft und stießen dann auf die Abzweigung in den Wald.

„Hier muß es sein!“, sagte Zoé aufgeregt. „Das ist der Weg zu den ehemaligen Munitionshäusern.“

Da sie befürchteten, auf die französischen Soldaten zu stoßen, wenn sie den Weg benutzten, hatten sie beschlossen, noch ein gutes Stück weiterzufahren und sich dann durch den Wald an die Munitionshäuser anzuschleichen.

Einige hundert Meter weiter brachte Parker den Renault am Wegesrand zum Stehen. Fast lautlos stiegen sie aus dem Auto und liefen im Schutz der Dunkelheit in den nahen Wald. Der verharschte Schnee- boden knirschte bei jedem Schritt, so daß sie sich nur sehr langsam und äußerst bedächtig fortbewegen mußten, um nicht schon von weitem gehört zu werden. Eine Zeitlang gingen sie bergauf, bis sie eine gewisse Höhe erreicht hatten. Dann schlugen sie eine nordwestliche Richtung ein, in welcher sie die Munitionshäuser vermuteten. Nach einer Weile überquerten sie eine Eisenbahnlinie, die ebenfalls auf Thalbergs Karte eingezeichnet gewesen war.

Neben Parker schlich Zoé geschmeidig wie eine Katze durch den Wald. Es kam ihm so vor, als ob ihre Füße den Boden gar nicht berührten, sondern gleichsam darüber schwebten. Mittlerweile hatte aber auch er den Bogen raus, und es drang kaum noch ein Laut unter seinen Sohlen hervor. Nur wenn sie versehentlich gegen einen verschneiten Ast stießen, hörten sie den Schnee leise herunterrieseln, sonst herrschte Stille unter den Bäumen.

Allmählich legte sich die Anspannung, die er beim Betreten des Waldes gespürt hatte, und seine Gedanken schweiften ab.

Warum zum Teufel marschieren wir hier eigentlich mitten in der Nacht durch einen dunklen Wald und riskieren Kopf und Kragen? Er dachte an Heidelberg und stellte sich vor, gemeinsam mit Zoé über den Philosophenweg zu spazieren und ihr den einzigartigen Blick auf die romantische Stadt zu zeigen, als er plötzlich mit seinem rechten Schuh auf einen weichen Gegenstand trat. Er senkte den Kopf und sah einen dunklen Fleck, der sich unmittelbar vor seinen Füßen ausbreitete. Im ersten Augenblick glaubte er, auf ein verendetes Wildtier getreten zu sein, und machte einen Schritt zurück. Sofort blieb auch Zoé stehen wie angewurzelt. Ein Rauschen drang an sein Ohr, als ob ein Vogelschwarm aufgeschreckt worden wäre, dann fielen schwarze Schatten aus den Bäumen auf sie herab. Parker griff instinktiv nach der Pistole in seiner Tasche. Doch noch bevor seine Finger die Waffe berühren konnten, traf ihn ein wuchtiger Schlag auf den Oberkörper. Er rang nach Luft und kippte nach hinten. Vor ihm hatte sich der dunkle Fleck, auf den er getreten war, plötzlich aufgebäumt, und Parker erkannte die Gestalt eines kräftigen Mannes, der sich brutal auf ihn stürzte. In Windeseile glitten die Finger des Angreifers über seinen Körper und nahmen ihm die Pistole ab. Von hinten riß ihm jemand die Arme hoch und drehte seinen Körper auf den Bauch, so daß sein Ge-

sicht nun im Schnee landete. Er spürte Kabelbinder, die schmerzhaft in das Fleisch seiner Handgelenke schnitten.

Mühsam reckte er den Kopf nach oben, atmete tief ein und sah, daß sich zwei dunkle Gestalten in ähnlicher Weise mit Zoé beschäftigt hatten.

Währenddessen griffen die Männer unter seine Arme und stellten ihn mit einer Leichtigkeit auf die Beine, als ob er das Gewicht eines Kleinkinds hätte. Sie trugen dunkelgrüne Uniformen, auf deren Ärmeln die Farben der Trikolore auch in der Dunkelheit gut zu erkennen waren. Zusammen mit Zoé zerrten sie ihn in Richtung der Häuser.

„Mein Name ist Parker“, sagte er.

„*Tais toi!*“, erschallte ein kurzer Befehl auf Französisch, und ein Schlag traf ihn am Kopf. Er hörte, daß einer der Soldaten mit gedämpfter Stimme per Funk Meldung über ihre Gefangennahme machte.

Nur wenige Augenblicke später führten die Soldaten Parker und Zoé über eine Lichtung, auf der sich die drei Militärhubschrauber im Dämmerlicht einer schwachen Notbeleuchtung abzeichneten.

Wortlos schleppten die Soldaten sie weiter den Weg entlang, bis sie auf die ersten Munitionshäuser trafen. Es waren längliche, eingeschossige Bauten, errichtet aus gewöhnlichen roten Ziegelsteinen. Sie gingen daran vorbei und folgten einem breiten Weg, bis ihnen unübersehbar ein blauer Hubschrauber der deutschen Polizei den Weg versperrte. Die Maschine stand vor einem hell erleuchteten Munitionshaus und wurde von Soldaten umringt, die ihre Schnellfeuergewehre lässig in der Hand hielten.

Niemand sagte etwas, und auch Parker sah davon ab, eine weitere Kontaktaufnahme zu wagen. Schnurstracks führten die Soldaten Parker und Zoé zu der Eingangstür des Gebäudes, vor der zwei Männer mit grimmigem Blick Wache standen. Zum ersten Mal in dieser Nacht sah Parker deutsche Nationalfarben auf den Uniformjacken. Die Tür wurde von innen geöffnet und Zoé und er hineingelassen.

Sie betraten einen großen Raum, in dem ein ziemliches Chaos herrschte. Überall lagen und standen technische Geräte und Behältnisse aller Art herum, wie etwa Schweißbrenner, Preßluft- und Vorschlagshämmer. Im hinteren Teil des Raums befand sich eine Betonwand mit einer Stahltür, die offensichtlich aufgesprengt worden war. Durch die offene Tür erkannte Parker eine vergitterte Aufzugsanlage.

Der Explosionsgeruch von Feuer und Rauch lag in der Luft.

Im größeren Hauptraum standen mehrere Offiziere in französischen und deutschen Uniformen um einen großen Klappstisch herum, auf dem stapelweise Karten lagen. Parker erkannte auf den Plänen das Gewirr von zahllosen Schächten und Sohlen wieder, das er auch auf Thalbergs Karte gesehen hatte.

Sämtliche Augenpaare waren auf Zoé und ihn gerichtet. Stumm musterten die Soldaten sie, bis ein älterer, drahtiger Offizier mit kurzgeschorenen Haaren vortrat und die Stille mit einer sonoren Stimme unterbrach: „Frau Velázquez, Herr Parker!“ Er breitete die Arme weit aus. „Bitte entschuldigen Sie, daß meine Männer einfach so überall im Wald herumliegen.“ Er stieß ein lautes Lachen aus. „Herzlich willkommen in Sicherheit. Ich bin Oberst Böhm, der kommandierende Offizier dieses Haufens.“ Freudestrahlend streckte er ihnen eine feste, knöchrige Hand entgegen, besann sich dann aber anders und fischte ein rotes Taschenmesser aus seiner Hosentasche. Er klappte eine handliche Schere aus dem Schaft des Messers,

umrundete Zoé und Parker, um sie schließlich von den Plastikfesseln zu befreien. Ein wenig steif drückte er daraufhin erst Zoé und dann Parker kurz zur Begrüßung an sich.

„Sind wir frei?“, fragte Zoé mit einem zweifelnden Blick.

Überrascht blickte der Offizier auf. „Selbstverständlich.“ Abermals erfüllte sein lautes Lachen den Raum, wobei seine Augen hinter zahllosen Falten zu verschwinden schienen.

Parker rieb sich die Handgelenke, die noch immer von den eng geschnürten Fesseln schmerzten. „Ein deutscher Offizier, der französische Soldaten auf deutschem Boden befehligt. Wie kann das sein?“

„Nun. Das ist ganz einfach. Meine Kameraden und ich gehören zur Deutsch-Französischen Brigade. Die Brigade wird von mir und dem französischen General Dumas geführt. Aber diese Operation untersteht allein meiner Befehlsgewalt.“

„Und was ist das für eine Operation, wenn ich fragen darf?“ Zoé schenkte dem Soldaten ein Lächeln.

„Unser Auftrag lautet, die alten Munitionshäuser zu sichern und den Abtransport von Lagergut aus der Schachtanlage durchzuführen.“ Er zwinkerte Zoé zu. „Natürlich handelt es sich hierbei nur um eine Übung und keinen wirklichen Einsatz. Als Eingreiftruppe muß die Brigade jederzeit in der Lage sein, Menschen und Material zu evakuieren—auch aus Feindesgebiet. Und genau das üben unsere Männer hier.“ Böhm kniff die Augen unmerklich zusammen. „Um den Einsatz so realistisch wie möglich zu gestalten, haben die Soldaten allerdings richtige Munition empfangen.“

„Da haben wir ja mächtig Glück gehabt, daß es nicht zu einer Schießerei gekommen ist.“ Zoé fixierte Böhm kritisch.

„Wie mir zu Ohren gekommen ist, haben Sie in letzter Zeit sowieso schon eine ganze Menge von Fortunas Segen abbekommen. Vielleicht sollten Sie ab jetzt etwas vorsichtiger sein.“ Er winkte einen jüngeren Offizier herbei. „Besorgen Sie doch für unsere Gäste mal etwas zu essen und zu trinken.“

„Woher wußten Sie eigentlich, wer wir sind? Haben Sie uns erwartet?“, fragte Zoé.

„Erwartet?“ Ein weiterer Schwall seines Lachens ging über Zoé und Parker hinweg. „Das kann man wohl sagen. Schließlich wurden Sie uns angekündigt.“

Sie ahnte es bereits. „Ein Junge mit feuerroten Stachelhaaren?“

„Und ein Haufen anderer Jugendlicher. Die sind vor einer halben Stunde hier aufgekreuzt und haben uns von einem seltsamen Pärchen in einem alten Renault erzählt, das sich für die Munitionshäuser interessiert.“

Zoé warf Benjamineinen besorgten Blick zu. „Wo sind die Jugendlichen jetzt?“

„Wir haben sie im Dorfarchiv untergebracht. Dort bleiben sie, bis alles vorüber ist.“ Und dann wurde Böhms Gesicht steinhart. „Und nun zu Ihnen beiden. Als meine Männer Sie nicht in Thalbergs Hauptquartier finden konnten, hat die Kanzlerin das Schlimmste befürchtet.“

„Sie haben den Waldhof schon gestürmt?“ Parker war beeindruckt von der Schnelligkeit, mit der die Kanzlerin reagiert hatte. „Haben Sie den Mann gefunden, der verletzt und gefesselt im Wald lag? Ich hatte dies der Kanzlerin mitgeteilt.“

Der Offizier nickte nur kurz. „Er lebt, wenn Sie das meinen.“ Ernst fügte er hinzu: „Sie hätten auf die Kanzlerin hören und im Reinhardswald bleiben sollen.“

Zoé runzelte die Stirn. „Die Kanzlerin hat sich bestimmt nicht um uns gesorgt.“

„Da irren Sie sich aber gewaltig, junge Frau“, erwiderte Böhm und setzte mit Nachdruck hinzu: „Auf dem Flug hierher hat sie sich schwere Vorwürfe gemacht, daß sie so schroff mit Ihnen umgegangen ist. Sie hatte Angst, Sie auf diese Weise zu einer Trotzreaktion verleitet zu haben.“

Zoé meinte, sich verhöhrt zu haben. Hatte sie den Offizier gerade richtig verstanden?

„Sie sind mit der Kanzlerin hierhergefliegen?“, platzte es aus ihr heraus.

„Ja, natürlich. Die Regierungschefin wollte sich unbedingt selbst ein Bild über die Lage machen. Wir sind mit dem Kanzler-Heli von Berlin aus hergefliegen.“ Er lächelte. „Natürlich erst, nachdem meine Männer das Gebiet gesichert hatten. Seit dem Attentat auf den Innenminister begleite ich die Regierungschefin auf Schritt und Tritt. Wir haben fast nur französische Soldaten ausgewählt, um das Risiko einer Unterwanderung durch den BND so gering wie möglich zu halten.“

„Und was sagt die französische Regierung dazu?“

Der Stolz in der Stimme des Offiziers war unüberhörbar, als er fortfuhr. „Die Kanzlerin hat den französischen Präsidenten gebeten, für eine diskrete Abwicklung des Anschlags auf dem Mont Saint-Michel zu sorgen. Sie müssen wissen, daß die beiden sich weitaus besser verstehen, als es in der Presse den Anschein hat. Angeblich hat er ihr sofort den Vorschlag gemacht, die Deutsch-Französische Brigade zu ihrem Schutz einzusetzen.“ Böhm lächelte schmal. „Toll, diese Franzosen. Berlin hat ein Problem, und sofort schickt Paris ein paar Musketiere, um die Kanzlerin rauszuhauen.“

„Und wo ist sie jetzt?“, fragte Benjamin mit erstaunter Miene.

„Unten.“ Böhm deutete auf die Aufzugsanlage hinter der geöffneten Stahltür. „In Kammer neun-acht-vier—wo die Kisten lagern. Sie ist vor einer Stunde hinuntergefahren.“

In Zoés Kopf rauschte plötzlich das Blut wie ein Wasserfall.

Thalberg hatte nicht gelogen. Es gab wirklich einen geheimen Einstieg in die Salzmine! Einen dritten Schacht, von dem niemand etwas geahnt hatte.

Das Bernsteinzimmer lagerte direkt unter ihren Füßen. Sie streckte die Beine durch und blickte eindringlich in die kleinen Augen des Obersts. „Bringen Sie uns zur Kanzlerin.“

Kapitel 68

Kraftvoll zog Böhm von innen die Gittertür zu, die scheppernd in ein Schnappschloß fiel. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sie ordnungsgemäß verschlossen war, drückte er auf einen Knopf aus längst verblichenem rotem Plastik, und das stählerne Vehikel setzte sich ruckelnd in Bewegung.

Langsam sank der Fahrstuhl in die Tiefe.

Als sie die Reichweite der Flutlichtanlage auf der oberen Ebene verlassen hatten, spendete nur noch eine schwache Glühbirne an der Decke fahles Licht. Zoé

warf einen kurzen Blick auf die beiden Männer. Parkers und Böhms Gesichter wirkten bleich, und dunkle Schatten lagen unter ihren Augen.

Der Aufzug rumpelte durch die geheime Schachtröhre des Salzbergs immer tiefer hinab.

Von Zeit zu Zeit erschienen Markierungen an den Wänden des Schachts. Durch die Gitterwände des Aufzugs waren große schwarze Zahlen auf weißgetünchtem Grund zu erkennen, die die Tiefe angaben: *300 m*.

Böhm hatte einen regungslosen, leeren Blick aufgesetzt, den er sich wahrscheinlich bei unzähligen Paraden und Zapfenstreichen angewöhnt hatte.

Seit sie den Aufzug betreten hatten, hatte keiner von ihnen gesprochen, bis Parker in die Stille hinein sagte: „Wir dachten, daß das Bergwerk schon seit den fünfziger Jahren nicht mehr zugänglich ist. Angeblich sollen die beiden Schachtröhren sogar mit Bohrschlamm und Schutt für alle Ewigkeit verschlossen worden sein.“

Böhm blickte ihn an, ohne dass die Leere in seinen Augen ganz verschwand. „Das ist die offizielle Version.“

Parker erwartete erneut sein lautes Lachen, aber er wurde enttäuscht. Ernst sprach Böhm weiter: „Das Kalibergwerk Volpriehausen diene als eine gigantische Täuschungsanlage. Zweifellos von einem genialen Kopf erdacht, dem Ironie nicht fremd war.“ Er räusperte sich. „Bekanntlich sind 1945 tief im Bergwerk gewaltige Mengen an Sprengstoff in die Luft gegangen. Ich vermute, daß es sich hierbei um Sabotage gehandelt hat, aber das ist meine persönliche Meinung.“ Er machte eine wegwerfende Geste. „Auf jeden Fall ist die Schachtanlage Wittekind-Hildasglück durch die Detonationen derart stark in Mitleidenschaft gezogen worden, daß auf vielen Ebenen Grundwassereinbrüche zu verzeichnen waren und man sich aus Sicherheitsgründen in den fünfziger Jahren dazu entschlossen hat, die Schachtröhren zu verfüllen. Offiziell war die Mine damit für immer verschlossen.“ Böhm verschränkte seine Hände hinter dem Rücken. „Ich schätze, daß Thalberg damals schon mit dem Bau des dritten Schachts begonnen hat.“

Parker überlegte. „Dann wußte er, dass Teile der Schachtanlage intakt geblieben waren.“

„Vielleicht war er 1946 bei der Bergung der Kunstgegenstände dabei“, schaltete Zoé sich in das Gespräch ein.

„Er oder einer seiner Männer.“ Böhm atmete tief aus. „Und es ist ja auch kein Geheimnis, daß man damals noch große Bereiche der unterirdischen Anlage vollkommen unversehrt vorgefunden hat. Es gibt Berichte aus der Zeit, nach welchen die Bergungstrupps auf viele Kammern gestoßen sind, in denen Hunderte von Granaten lagerten—fein säuberlich übereinandergestapelt.“

„1946 war die Organisation bereits wieder voll einsatzfähig.“ Parker erinnerte sich an ihre Recherchen über die Org im Internet. „Wahrscheinlich hat Thalberg zu diesem Zeitpunkt bereits händeringend nach einem sicheren Lagerort für das Bernsteinzimmer gesucht.“

„Echt pfiffig, das Bernsteinzimmer gerade hier zu verstecken“, sagte Zoé anerkennend. „Fast jeder Gewölbekeller und jeder halbwegs bombensichere Stollen zwischen Amsterdam und Königsberg ist in den letzten Jahren von Schatzjägern unter die Lupe genommen worden, nur das Versteck im Kaliberg Volpriehausen galt als unerkundbar.“

Parker nickte. Thalberg hatte ein wahres Kunststück vollbracht, indem er das Sichtbare vor aller Augen unsichtbar gemacht hatte.

Zoé biß sich auf die Unterlippe. „Thalberg mußte nur in aller Seelenruhe seinen geheimen Schacht graben und warten, bis die anderen beiden Schächte verfüllt waren. Dann konnte er das Bernsteinzimmer verschwinden lassen.“

„Ganz so einfach war es wahrscheinlich nicht“, erwiderte Böhm. „Auch Thalberg hatte mit dem eindringenden Grundwasser zu kämpfen. Wenn wir unten sind, werden Sie die starken Sicherungsmaßnahmen sehen, die er veranlaßt hat. Die haben da einiges an Beton und Stahl verbaut.“

Parker sah die nächste Tiefenangabe an ihnen vorübergleiten: 400 m.

„Genau unter uns verläuft der alte Tunnel, der Wittekind mit Hildasglück verband. Von diesem Tunnel ist eine Vielzahl von Gängen und Kammern zu erreichen. Die Kammer liegt ungefähr zweihundert Meter von der Basissohle entfernt in westlicher Richtung.“

„Thalbergs Fuchsbau“, flüsterte Zoé.

Nach diesen Worten verfielen sie wieder in Schweigen.

Parker stützte sich mit der Hand an dem Gitter ab. Mit jedem Meter, den sie tiefer in den Berg einfuhren, wurde ihm seine grenzenlose Erschöpfung mehr und mehr bewußt. Sein Oberkörper schmerzte fürchterlich als Folge des Schlags, den er im Wald hatte einstecken müssen und der genau die Stelle getroffen hatte, die schon von Falkenhayns Gewehr heimgesucht worden war. Er tastete vorsichtig über seine Wangen. Teile seines Gesichts schienen unverändert angeschwollen zu sein. Die Beine hielten den Körper zwar noch tapfer aufrecht, aber im Grunde sehnte er sich nur nach einem Bett. Und er wäre wahrscheinlich schon längst zusammengeklappt, wenn da nicht irgendwo in seinem Inneren die Freude auf die Bergung des Bernsteinzimmers hartnäckig die Maschine Benjamin Parker am Laufen halten würde.

Die nächste Marke kam in Sicht und zeigte ihm an, daß sich der Fahrstuhl allmählich dem Ziel näherte. 500 m.

Zoé verspürte zunehmend ein flaues Gefühl im Magen.

Sie warf Benjamin einen flüchtigen Blick zu, den dieser mit einem zaghaften Lächeln beantwortete.

Ein Anfall von Klaustrophobie, versuchte sie sich ihr ungutes Gefühl zu erklären. Das ist völlig normal, wenn man in einem klapprigen Gestell in ein zerstörtes Bergwerk einfährt. Nimm es einfach nicht ernst.

Sie führte sich noch mal vor Augen, welche Gefahren sie in den letzten Tagen gemeistert hatte. Die Verfolgung im KaDeWe, der fürchterliche Überfall im Adlon, Thalberg, dem sie in den Alpen nur um Haaresbreite entkommen waren, der Angriff auf Marias Insel und sogar ihre Geiselnahme und Verschleppung durch den irren Stutzer. All das hatte sie unbeschadet überstanden.

Und jetzt, wo du zum ersten Mal seit langem sicher bist wie in Abrahams Schoß, bekommst du Platzangst?

Die Umstände gaben, nüchtern betrachtet, keinen Anlaß zur Besorgnis. Das wußte sie. Böhm's Männer hatten die Lage unter Kontrolle. Und eigentlich mußte sie sich freuen über die einmalige Gelegenheit, bei der Bergung des Bernsteinzimmers dabei sein zu dürfen. Ging jetzt nicht endlich ihr großer Traum in Erfüllung?

In wenigen Momenten würde sie mit eigenen Augen das Bernsteinzimmer bewundern können, das Falkenhayn und Maria vor über sechzig Jahren aus Königsberg herausgeschleust hatten. Benjamin und sie hatten es geschafft!

Noch vor wenigen Minuten hatte sie innerlich gejubelt vor Freude über Böhms knappe Antwort auf ihre Aufforderung, sie zur Kanzlerin zu bringen. Lakonisch hatte der Oberst gesagt: „Sie wollen das Bernsteinzimmer sehen? Kommen Sie mit.“ Und dann war er zur aufgesprengten Stahltür vorausgegangen.

Aber diese Gedanken halfen ihr nicht. Ihre Euphorie war verflogen und einer düsteren Anspannung gewichen.

Sie dachte traurig an Anne, die ihr Leben für den Zarenschatz gegeben hatte, und starrte auf die Wand der Röhre, die hinter dem Gitter langsam, aber stetig hinaufglitt.

Fast lautlos erschien und verschwand die letzte Markierung an der Schachtröhre: *600 m.*

Böhm strich sich über sein millimeterkurz geschnittenes Haar und zog ein schwarzes Barett aus seiner Beintasche. Schräg angewinkelt setzte er es auf seinen Kopf.

Gleißendes Licht drang von unten zu ihnen herauf. Der Fahrstuhl verlangsamte seine Fahrt und tauchte in die hell erleuchtete Sohle ein. Durch die Maschen des Gitters erkannte Zoé Soldaten, die um eine Lorenbahn herumstanden und nun zu ihnen herüberschauten. Mit einem heftigen Ruck stoppte der Aufzug auf dem Salzboden. Der Offizier öffnete die Gittertür und ließ ihr mit einer galanten Handbewegung den Vortritt. Als sie an ihm vorbeiging, raunte er ihr zu: „Willkommen in der Unterwelt.“

Kapitel 69

Die Hitze schlug ihnen als schwüle, drückende Welle entgegen, als sie den Fahrstuhl verließen. Fast siebenhundert Meter unter der Erde herrschten weit über dreißig Grad, und sofort entledigten sie sich ihrer schweren Winterjacken. Die Luft war muffig und klebte an den winzigen Schweißperlen, die sich allmählich auf Parkers Stirn bildeten.

Böhm bedachte die umstehenden Soldaten mit einem knappen militärischen Gruß und folgte zielstrebig den Gleisen der Lore durch die weitläufige Sohle. Mit Zoé und Parker im Schlepptau marschierte er geradewegs auf einen zwei Meter hohen Gang zu, dessen betonierte Wände im hellen Licht zahlreicher Lampen grau schimmerten.

„Ein Segen, daß Thalberg hier unten eine Lorenbahn hat bauen lassen. So können wir die Kisten problemlos zum Fahrstuhl transportieren“, rief Böhm ihnen zu, während er mit schwingenden Armen und schnellen Schritten den Gang entlanglief.

Die Wärme unter Tage tat Parker gut und schien seine Schmerzen zu lindern. Vielleicht war es auch nur die Aufregung. Er konnte es kaum noch erwarten, endlich mit eigenen Augen das Bernsteinzimmer zu sehen. Wie würde das Material die

lange Lagerungsdauer unter Tage überstanden haben? Ob es zwischenzeitlich in den Kisten stumpf und dunkel geworden war?

Bernstein war in Wirklichkeit kein Stein, sondern das gehärtete Harz der weiten Kiefernwälder, die vor über dreißig Millionen Jahren das Gebiet der heutigen Ostsee bedeckt hatten. Das fossile Material reagierte empfindlich auf Umwelteinflüsse. Beruhigt dachte Parker an den Salzgehalt in der dünnen Bergwerksluft. Vor Jahren schon hatte er sich im Rahmen eines Symposiums von der unglaublichen Konservierungswirkung des Steinsalzes im österreichischen Salzbergwerk Altaussee überzeugen können.

Nicht zufällig hatten die Nazis das dortige verzweigte Geflecht unterirdischer Gänge und Kammern für die Lagerung der aus allen Teilen Europas zusammengekauften Kunstgegenstände genutzt. Hitlers Kunsträuber waren sehr umsichtig ans Werk gegangen. Bevor der Befehl zur Einlagerung erging, hatten sie den Salzberg gründlich erforscht und in Langzeittests die Auswirkung des Salzes auf die Kunstwerke untersucht. Als Versuchskaninchen hatte ein dreihundert Jahre altes und hervorragend erhaltenes Gemälde herhalten müssen, das in der Sankt-Barbara-Kapelle des Bergwerks aufgestellt worden war. Mit einem verblüffenden Ergebnis: Die Konservierungswirkung des reinen Steinsalzes war phänomenal. Das Gemälde hörte faktisch auf zu altern.

Nach dieser unerwarteten Bestätigung brachten die Nazis weit mehr als achttausend Kunstgegenstände in die Salzmine. Der Wert dieser Raubsammlung war unschätzbar.

Beinahe wäre sie kurz vor dem Eintreffen amerikanischer Soldaten durch gezielte Sprengungen vollständig vernichtet worden. Auf Befehl des Gauleiters von Österreich hatten Pioniere das gesamte Bergwerk mit Sprengladungen versehen und für die totale Vernichtung vorbereitet. Nur das beherzte Eingreifen der Altausseer Minenarbeiter hatte die Katastrophe in letzter Sekunde verhindert.

Parker hoffte inständig, daß die Kalisalze in Volpriehausen eine ähnlich gute Wirkung auf die Paneele aus Bernstein gehabt hatten wie das pure Steinsalz in Altaussee.

Er warf Zoé einen Blick zu. Die Verzagtheit, die noch vor kurzem auf ihrem Gesicht zu lesen gewesen war, hatte sich in Luft aufgelöst. Ihre Augen glänzten. Im Gehen strich sie sich die Haare zurück und bändigte den schwarzen Zopf mit zwei Haarklammern, die sie aus dem Nichts hervorgezaubert hatte.

Plötzlich stoppte Böhm. Genau vor ihnen verlief ein Tunnel, der nach rechts und links in den Berg führte. „Das ist der alte Verbindungsweg zwischen den Schächten. Er ist ziemlich gut erhalten, wie Sie sehen.“ Tatsächlich war der Tunnel nahezu unversehrt, soweit Parker es ausmachen konnte. Nur vereinzelt waren die Wände an beiden Seiten mit grauen Stützpfeilern aus Beton verstärkt worden. Im Licht der leistungsstarken Deckenlampen schimmerten die Salze auf den grob beschlagenen Wänden zwischen den glatten Betonabschnitten.

„Dort“, Böhm deutete in den linken Seitenarm des Tunnels, der vollkommen unbeleuchtet war, „befindet sich in ungefähr einem Kilometer der Schacht Wittekind. Allerdings ist der Zugang komplett versperrt. Thalberg hat die Verbindung mit einer meterdicken Betonwand gekappt.“

„Wie beruhigend“, bemerkte Zoé, die sich aber schon dem anderen, hell erleuchteten Ende des Verbindungsgangs zugewandt hatte.

Parker starrte in den finsternen Gang, ohne etwas erkennen zu können. Thalberg hatte es tatsächlich fertiggebracht, einen ganzen Abschnitt des weitgehend zerstörten und durch eindringendes Grundwasser bedrohten Bergwerks vor der Vernichtung zu bewahren. Und das, ohne das geringste Aufsehen zu erregen.

Beim Blick in den toten Arm der ursprünglichen Verbindung zwischen Wittekind und Hildasglück schlich sich bei Parker ein Gedanke ein, den er nicht einfach beiseiteschieben konnte. Böhm hatte von Kisten gesprochen, die in Kammer 984 lagerten. Also hatte Thalberg das Bernsteinzimmer bereits für den geplanten Verkauf verpacken lassen. Parker vermochte selbst nicht zu sagen, warum ihn Böhms Mitteilung über die Kisten so beschäftigte. Sie bewiesen eigentlich nur, was alle ohnehin schon wußten: Thalberg war es wirklich ernst gewesen mit der Weggabe des Kunstschatzes.

„Hier entlang“, unterbrach Böhm seine stillen Fragen und steuerte, dicht gefolgt von Zoé, den rechten Seitenarm an.

Parker folgte den beiden grübelnd und hatte fast Mühe, nicht den Anschluß zu verlieren.

Es war töricht, aber ein unbestimmbares Gefühl ließ ihn an seine Halbautomatik denken, die die Soldaten ihm abgenommen hatten. Er hätte sie gerne dabeigehabt.

Nach ein, zwei Minuten machten die Gleise der Lore einen Bogen nach links und führten abermals in einen neu angelegten, bis zur Decke betonierten Gang, der nach kurzer Zeit wiederum eine Wende nach links vollzog. Dann fiel der unterirdische Weg kontinuierlich ab.

Sie gingen jetzt langsamer und setzten ihre Füße mit Bedacht zwischen die Gleise, um nicht auf dem abschüssigen Weg ins Stolpern zu geraten.

Ihre Schritte schallten gleichmäßig auf dem glatten Betonboden. Erst jetzt fiel Zoé das permanente Rauschen auf, das sie seit der Basissohle begleitete. Ein Blick nach oben zeigte ihr den Grund: Durch stählerne Röhren entwich Luft, die von der Sohle mit Druck in die Gänge geblasen wurde. Kleine Ventilatoren verteilten den frischen Sauerstoff, der jedoch eine stark modrige Eigennote hatte.

Der Gang führte sie pfeilgerade immer tiefer in den Berg hinein.

Und sie begriff nun, warum Böhm die unterirdische Lorenbahn so schätzte. Die Kammer 984 lag wesentlich tiefer als die Basissohle, weit im Inneren des Salzbergs verborgen. Es wäre ein ziemlich mühseliges Unterfangen gewesen, jede einzelne Kiste durch das verzweigte Gangsystem zum Fahrstuhl zu transportieren.

In diesem Moment ging das Licht aus, dann verstummte auch das Rauschen der Lüftung.

„Stehen bleiben!“, ertönte der Befehl des überraschten Offiziers.

Totale Finsternis umgab sie.

„Benjamin?“ Zoé streckte ihre Hand in die Dunkelheit aus.

Und er ergriff sie. „Hier.“

„Herrgott noch mal!“ Böhm versuchte gar nicht, seine Genervtheit zu verbergen. „Das darf doch nicht wahr sein! Irgendein Idiot fummelt da oben an der Stromversorgung herum. Und das ausgerechnet jetzt, wenn die Kanzlerin hier unten ist.“

Die Sekunden verstrichen und dehnten sich zu Minuten. Die Luft wurde merklich dünner.

„Gibt es hier keine Notstromversorgung unter Tage?“, fragte Zoé.

„Alle hundert Meter finden Sie Holzschränke mit kleinen Sauerstoffflaschen, Masken und Taschenlampen.“ Böhm seufzte. „Das ist die Notstromversorgung. Ich fürchte nur, die Geräte sind seit Jahren nicht mehr gewartet worden.“

„Na prima. Dann können wir nur hoffen, daß Ihre Männer uns nicht vergessen.“

„Das halte ich für ausgeschlossen“, antwortete Böhm. „Jedenfalls solange die Bundeskanzlerin hier unten ist.“

Sie setzten sich auf die Gleise und warteten. Die Hitze schien in der Dunkelheit noch zuzunehmen und lag bleischwer in der stickigen Luft.

Weitere Minuten vergingen, ohne dass jemand etwas sagte. Sie gaben sich Mühe, gleichmäßig und flach zu atmen, um möglichst wenig kostbaren Sauerstoff zu verschwenden.

Regungslos lauschte Zoé auf ein Lebenszeichen. Jeden Augenblick erwartete sie die Geräusche entgegenkommender Männer zu vernehmen und Taschenlampen aufleuchten zu sehen, doch bis auf Benjamins und Böhms Atemgeräusche war es totenstill im Berg.

Sie spürte, wie Benjamin zärtlich mit dem Daumen über ihre Hand strich, rutschte näher an ihn heran und lehnte sich an ihn.

Nach einer unendlichen Weile rührte er sich neben ihr. Auch wenn sie es nicht genau sagen konnte, schätzte sie, daß sie schon über eine Dreiviertelstunde in Thalbergs unterirdischem Verlies ausharrten. Er strich ihr über die Wange und flüsterte. „Mir reicht es jetzt.“ Dann stand er auf. „Ich suche eine von diesen Boxen und hole eine Lampe.“

„Sie bleiben hier!“, kam Böhms Befehl. „Wenn jemand geht, dann ich.“

Bevor Benjamin antworten konnte, sprang das Licht wieder an.

Als ob nichts gewesen wäre, drehte Böhm ihnen den Rücken zu, erhob sich und setzte zielstrebig den unterirdischen Weg fort.

Sie folgten dem vorauseilenden Offizier. Der Stromausfall hatte Zoé nochmals in Erinnerung gerufen, daß sie sich über sechshundert Meter tief unter der Erde in einem nur provisorisch gesicherten Bergwerk befanden. Jetzt fielen ihr auch die kleinen Holzschränke ins Auge, die sie in regelmäßigen Abständen passierten, allerdings flößten ihr die klapprigen Schränkchen nicht sonderlich viel Vertrauen ein.

Mit einem Mal drangen von weitem Stimmen an ihr Ohr, die durch den Tunnel hallten und sie aus ihren Gedanken rissen.

Vor ihnen tauchte jetzt in der Ferne das Ende des Gangs auf, in Form einer grauen Betonwand. Zoé sah noch keine Tür oder sonstigen Zugang zu einem Raum, aber die Stimmen, die immer lauter wurden, ließen keinen Zweifel zu: Kammer 984 war nicht mehr weit entfernt.

Ihr Herz begann zu rasen, und fast wäre sie losgelaufen. Doch sie besann sich im letzten Augenblick. Sie wollte der Kanzlerin unbedingt mit gebührender Coolness gegenüberreten.

Kurz vor dem Ende des Gangs kam auf der linken Seite eine weit nach innen geöffnete Doppeltür aus dickem Stahl zum Vorschein.

Böhm ging vor, und dann traten sie ein.

Kapitel 70

Die Bezeichnung Kammer 984 war eine glatte Untertreibung. Zoé verschlug es die Sprache, als sie eintrat. Ein Saal tat sich vor ihr auf, so groß wie ein halbes Fußballfeld und mindestens sieben bis acht Meter hoch.

Ein Tempel unter der Erde—mit Böden, Wänden und Decken aus glattem Sichtbeton. Zahllose Flutlichter an den Decken leuchteten auch die letzte Ecke des geheimen Refugiums taghell aus. Weiter hinten erblickte sie einen Generator. Der Stromausfall dürfte die Betriebsamkeit in Kammer 984 also kaum beeinträchtigt haben.

Am hinteren Ende stand eine Vielzahl großer Kisten aus Holz, in vier parallelen Reihen nebeneinander. Mehrere Soldaten schienen damit beschäftigt zu sein, sie mit grünen Plastikplanen einzuwickeln. Ihre Waffen lagen ordentlich nebeneinander auf dem Boden. Die ersten Kisten waren bereits auf die Lorenbahn verladen worden, die über eine kleine Elektro-Lok und fünf Waggons mit breiten Ladeflächen verfügte.

Zoé zählte kurz eine Kistenreihe durch. Wie sie erwartet hatte, waren es zehn Kisten pro Reihe, insgesamt also genau vierzig.

Sie überlegte. Der quadratische Saal in der St. Petersburger Sommerresidenz der Zaren, Zarskoje Zelo, der das Bernsteinzimmer beherbergt hatte, maß ungefähr zehn mal zehn Meter und erreichte eine Höhe von etwa sechs Metern. Sie drehte ihren Kopf nach allen Seiten und atmete stoßweise aus, als ihr mit einem Mal gewahr wurde, wofür diese unterirdische Anlage einmal gedient hatte. In der gigantischen Höhle war mehr als genug Platz, um hier das Bernsteinzimmer zu errichten. Vor ihrem geistigen Auge blühte der längst vergangene goldene Glanz des Prunksaals neu auf. Sie rieb sich über die Wangen, und ein Kribbeln lief ihr über den Rücken. Thalberg und Falkenhayn hatten das Wunderwerk aus *Zarskoje Zelo* hier tatsächlich wiederauferstehen lassen.

Andächtig durchschritt sie die unterirdische Räumlichkeit und folgte in einigem Abstand den beiden Männern. Böhm und Benjamin steuerten auf eine Gruppe von Soldaten zu, die einen Kreis um jemanden bildeten und sich unterhielten.

Als sie sich den Männern auf ein paar Meter genähert hatten, bemerkte sie einer der Uniformierten. Das Gespräch verstummte, und der Kreis der Soldaten öffnete sich plötzlich. In der Mitte stand unverkennbar die Bundeskanzlerin. Ihre knallrote Kostümjacke leuchtete inmitten der olivfarbenen Uniformen wie eine Rettungsweste.

Das Lächeln auf ihren Lippen erstarb in dem Moment, in dem sie Zoé und Parker erblickte.

„Frau Velázquez, Herr Parker, Sie haben hier nichts zu suchen! Alles, was Sie hier sehen, unterliegt der strikten Geheimhaltung. Zudem sind Sie unbefugt in militärisches Sperrgebiet eingedrungen.“

Benjamin lächelte und grüßte nickend die Kanzlerin und die anwesenden Soldaten. „Also, eingedrungen sind wir hier wahrhaftig nicht, eher könnte man sagen, daß Ihre Leute uns gekidnappt haben, als wir nichtsahnend durch den Wald spazierten.“

„Hören Sie doch mit Ihrer juristischen Haarspalterei auf, Parker!“ Die Regierungschefin wandte sich an Böhm und fixierte ihn mit einem durchdringenden Blick. „Wer hat Ihnen die Erlaubnis erteilt, die beiden hierherzubringen?“

Böhm öffnete den Mund, atmete aus und schloss ihn dann wieder. „Ich dachte...“, sagte er schließlich.

„Was dachten Sie?“ Die rechte Augenbraue der Kanzlerin hatte sich in schwindelerregende Höhen erhoben.

„Sie haben mir doch selbst gesagt, welche Sorgen Sie sich um die beiden gemacht haben“, stieß er hervor.

„Und?“

„Da dachte ich...“ Böhm biss die Zähne aufeinander.

„Was dachten Sie, Herr Oberst?“ Die Mundwinkel der Kanzlerin zeigten freudlos in die Tiefe. „Sie haben es uns noch immer nicht verraten.“

Böhm drückte den Rücken durch. „Sie hätten es mir sagen sollen...“ Er verstummte erneut und schaute der Kanzlerin ernst in die Augen.

Sie legte den Kopf schief. „Ich hätte es Ihnen sagen sollen... soso. Herr Böhm, es wäre hilfreich, wenn Sie sich in Zukunft mehr um den Abtransport der Kisten und eine ausreichende Stromzufuhr kümmern, als mir Vorhaltungen zu machen.“ Abrupt wandte sie sich an Benjamin. „Die Anlage hier unten und alles, was damit in Zusammenhang steht, ist ein Staatsgeheimnis. Sie wissen, daß die Offenbarung eines Staatsgeheimnisses schon im Fall der bloßen Gefahr eines besonders schweren Nachteils für Deutschland mit lebenslanger Freiheitsstrafe bestraft wird.“

Benjamin strich sich übers Kinn. Die Kanzlerin hatte offenbar einen Blick ins Strafgesetzbuch geworfen. Auch er kannte den Straftatbestand des Landesverrats, der in § 94 nachzulesen war, ganz gut. Und er konnte ihr einen Rat geben, den er schon vielen seiner Studenten zuvor gegeben hatte. „Bei der Anwendung eines Gesetzes empfiehlt es sich, auch die Paragraphen davor und danach zu lesen. In § 93 steht beispielsweise geschrieben, daß Staatsgeheimnisse sich niemals auf Maßnahmen beziehen können, die der freiheitlich demokratischen Grundordnung Deutschlands widersprechen.“ Er hielt kurz inne und sprach dann weiter. „Die fortgesetzte Verheimlichung, daß der BND von einer verfassungsfeindlichen Gruppe unterwandert ist, die das Bernsteinzimmer jahrzehntelang versteckt hält, dürfte wohl das Vorliegen eines Staatsgeheimnisses ausschließen.“ Die Kanzlerin sah ihn mißbilligend an, während er fortfuhr. „Und außerdem fällt die erforderliche Abwägung zwischen dem staatlichen Interesse an der Geheimhaltung auf der einen Seite und der Notwendigkeit der öffentlichen Information für die demokratische Willensbildung auf der anderen Seite in dieser Sache zugunsten der Öffentlichkeit aus. Damit steht jedem Staatsbürger das Recht zu, nach freiem Belieben alle wesentlichen Tatsachen über die Bernsteinzimmer-Affäre öffentlich bekanntzumachen. Ja, es scheint geradezu eine staatsbürgerliche Pflicht zu sein.“

Durch das blasse Blau der Kanzleraugen schimmerte blanke Wut. „Jura-Gefasel, das Ihnen nicht weiterhelfen wird! Ich lasse Sie ins Gefängnis werfen, wenn Sie nicht endlich zur Raison kommen.“

„Da müssten Sie mich schon nach Guantánamo verschleppen lassen.“

„Das ist der erste vernünftige Vorschlag, den ich heute von Ihnen höre.“ Sie gab Böhm einen Wink. „Bringen Sie die Herrschaften nach oben und nehmen Sie sie in Gewahrsam.“

Jetzt hatte Zoé endgültig genug von dem Affentheater. „Sie können uns nicht den Mund verbieten, Frau Kanzlerin!“

Benjamin lächelte. „Ich fürchte, sie hat recht.“ Er hob seine Arme mit geöffneten Handflächen. „Wir nennen das Meinungsfreiheit.“

„Zum letzten Mal, Parker: Hier gibt es keine Meinungsfreiheit. Hier stehen existenzielle deutsche Interessen auf dem Spiel.“

„Ich pfeife auf Ihre Geheimhaltung!“, fauchte Zoé, und noch ehe jemand sie aufhalten konnte, marschierte sie direkt auf die Kisten zu.

Kurz vor der ersten Reihe hielt sie inne. Die Soldaten musterten sie skeptisch und schauten dann fragend zu Böhm hinüber. Doch der stand noch immer stocksteif vor der Kanzlerin und machte keine Anstalten einzugreifen.

Vorsichtig strich Zoé über das Holz. Die schwarze Farbe, mit der die Kisten beschriftet worden waren, blätterte bereits an vielen Stellen ab. Schon von weitem hatte sie das Hakenkreuz erblickt, das die Nazis zum fürchterlichen Symbol ihrer Schreckensherrschaft erkoren hatten. Es prangte unter dem Reichsadler, der mit ausgestreckten Flügeln die hölzernen Behältnisse in Beschlag zu nehmen schien. Flüsternd las sie die Inschrift darunter: **„Museumsgut Foch-Königsberg /Unbefugtes Öffnen strengstens verboten!“**

Ein Schaudern überlief sie. Der Gedanke, daß sie vor dem Bernsteinzimmer stand, das Maria und Falkenhayn vor einundsechzig Jahren in einem Himmelfahrtskommando sondergleichen aus Königsberg geschmuggelt hatten, verschlug ihr den Atem. Der Mut und die Entschlossenheit ihrer Oma überwältigte sie, und Tränen schossen ihr in die Augen.

Diese unglaubliche Geschichte mußte der Welt erzählt werden. Und sie war bis in die letzte Zelle ihres Körpers dankbar dafür, daß sie es war, die dieses Geschenk des Schicksals erhalten hatte.

„Böhm!“ Die Kanzlerin funkelte den Offizier an. „Tun Sie was!“

Der Offizier gab seinen Soldaten ein Handzeichen, und zwei Männer faßten Zoé rechts und links an den Armen. „Wir können die beiden für ein paar Tage gefangen nehmen“, sagte Böhm. Auf seinem Gesicht wechselten Zerknirschtheit und Ratlosigkeit einander ab. „Aber dann müssen wir sie wohl freilassen, wenn sie keinen Richter finden, der eine Untersuchungshaft wegen Landesverrats anordnet.“

„Ich finde einen.“ Die Regierungschefin kniff die Lippen zusammen und griff nach Parkers Arm. „Parker, hier geht es um alles—um Deutschland!“ Sie löste den Griff wieder, als sie sein abweisendes Gesicht sah. Verbissen blickte sie zu ihm auf. Tiefe Falten hatten sich auf ihrer Stirn gebildet, und unter den Augen schienen die Tränensäcke fast zu platzen. Die Wangen hingen schlaff herunter und waren noch grauer als der Sichtbeton. Hinter der Maske der Regierungschefin erkannte Parker eine von den Strapazen der letzten Tage völlig erschöpfte Frau, deren Ratlosigkeit nur noch von ihrem unbändigen politischen Überlebenswillen bemäntelt wurde.

Er wollte etwas sagen, wandte dann aber nur den Kopf ab. Dabei fiel sein Blick auf die Kisten. „Warum haben Sie die Kisten eigentlich nicht geöffnet?“

Er war sich nicht sicher, ob er wirklich eine Antwort auf seine Frage erhalten würde, doch die Kanzlerin ging auf ihn ein. „Die Kunstfachleute haben dringend davon abgeraten, die alten Behälter zu öffnen. Das Bernsteinzimmer ist vermutlich

ohnehin im Lauf der Jahre ziemlich vermodert. Eine plötzliche Sauerstoffzufuhr könnte den Verfall dramatisch beschleunigen. Wir verpacken jede einzelne Kiste luftdicht und schaffen sie dann nach oben. Erst im Labor werden sie geöffnet.“ Sie warf ihm einen ernsten Blick zu. „Und da werden Sie und Frau Velázquez mit Sicherheit nicht dabei sein.“

„Haben Sie wirklich vor, uns einzusperren?“ Er legte die Hand auf seinen Oberschenkel, der seit ein paar Minuten wieder heftige Schmerzen an sein Gehirn funkte.

„Ja, jedenfalls bis es vorüber ist. Danach wird die Bundesregierung alles abstreiten. Ich habe Ihnen das bereits am Telefon gesagt, und Sie können sich darauf verlassen.“ Mit beschwörender Stimme fuhr sie fort: „Kommen Sie zur Vernunft, Parker. Sie werden nie beweisen können, daß das Bernsteinzimmer den Krieg unversehrt überstanden hat.“ Sie stieß ihren Atem aus. „Machen Sie sich nicht lächerlich. Sie haben einen exzellenten Ruf zu verlieren, bedenken Sie das.“ Jetzt neigte sie sich zu ihm herüber. „Stellen Sie sich mir nicht in den Weg. Das haben schon ganz andere Männer versucht.“

Parker nahm ihr jedes Wort ab. Flüchtig dachte er an ihren rasanten Aufstieg von einer unbedeutenden Unterstützerin der ostdeutschen Demokratiebewegung zur mächtigsten Frau der Welt.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er Zoé, dann blickte er erneut die Regierungskhefin an. Aus tiefster Überzeugung sagte er: „Sie haben mir im Kanzleramt Ihr Wort gegeben, ein Museum für das Bernsteinzimmer an dessen Ursprungsort zu errichten.“

„Das Bernsteinzimmer stammt aus dem Charlottenburger Schloß in Berlin. Sollen wir es da wieder aufbauen?“ Sie nagelte ihn mit einem spitzen Blick fest, ohne dabei mit der Wimper zu zucken.

Das hatte sie sich damals ja sehr einfach gemacht, ging es Parker durch den Kopf. „Das Bernsteinzimmer, so wie wir es heute kennen und wie es mehr oder weniger seit 1770 besteht, ist im Katharinenpalais in Sankt Petersburg entstanden. Es war Katharina die Große, die das eher bescheidene Bernstein-Cabinet aus Berlin in seinen Ausmaßen mehr als verdoppelt hat. Erst dadurch konnte das Bernsteinzimmer überhaupt entstehen.“

Die Kanzlerin wedelte unwirsch mit der Hand durch die Luft. „Sparen Sie sich das, Parker. Ich kenne mich mit der Geschichte ganz gut aus und kann auf Ihre Belehrungen verzichten. Zufällig habe ich ein gewisses Faible für die Zarin und weiß ganz gut, was sie gemacht hat.“

„Die Arbeiten für das Bernsteinzimmer sind in ganz Europa in Auftrag gegeben worden. Aber der erste Entwurf, König Friedrichs altes Bernstein-Cabinet, entstammt der Geschichtsschreibung zufolge einer Eingebung, die Friedrich kurz nach seiner Krönung 1701 in Königsberg gehabt hat. Ich denke, es wäre eine feine Geste, genau dort ein Museum für das Bernsteinzimmer zu finanzieren.“

„In Königsberg?“ Sie funkelte ihn an. „Vergessen Sie es!“

„Nachdem das Zimmer jahrzehntelang vom BND versteckt wurde, wollen Sie es jetzt weiterhin der Öffentlichkeit vorenthalten. Damit setzen Sie die unheilvolle Tradition Thalbergs fort und machen sich und die Regierung für immer erpreßbar.“

„Böhm!“ Verärgert drehte sie sich auf dem Absatz um. „Sehen Sie sich jetzt endlich in der Lage, die beiden von hier fortzuschaffen?“

Der Offizier gab den Männern, die Zoé an den Armen hielten, abermals ein Zeichen, und sofort zerrten die Soldaten sie von den Kisten weg.

„Hören Sie auf damit!“ Eindringlich blickte Parker die Regierungschefin an. „Erkennen Sie doch endlich: Die Zeit der Heimlichtuerei ist ein für alle Mal vorbei! Lassen Sie Zoé über die Verschwörung berichten, und Sie werden endlich die Handlungsfähigkeit der Regierung zurückgewinnen.“

„Böhm, wird's bald?“ Ohne ein weiteres Wort drehte die Kanzlerin sich um und ging langsam auf die Kisten zu. Auf halbem Weg passierte sie Zoé, die von den Soldaten zum Ausgang geleitet wurde. Unter ihren zusammengezogenen schwarzen Augenbrauen bedachte Zoé die Kanzlerin mit einem eisigen Blick.

Als die beiden Frauen genau auf einer Höhe waren, verharrte die Kanzlerin für einen Augenblick. „Die *Schlampe* habe ich nicht vergessen, Frau Velázquez.“

Zoé hob den Kopf. „Dann ist ja gut.“

Einige der Soldaten, die Parker umringt hatten, mußten lächeln, bis sie Böhms strafender Blick traf.

Parker spürte Böhms Griff auf seinem Arm. „Kommen Sie, wir fahren nach oben.“ Der Offizier schaute ihn fragend an. „Wird es so gehen, oder soll ich Sie lieber fesseln lassen?“

Bevor Parker etwas auf die flapsige Frage antworten konnte, fiel krachend ein Schuß. Das Projektil sprengte ein großes Stück aus der betonierten Decke und jagte dann pfeifend als Querschläger durch den Raum.

Keiner war verletzt, aber als Parker zum Eingang sah, schnürte ihm der Anblick die Luft ab.

Kapitel 71

Parker sah den Wahnsinn des Stutzers wie ein wildes Feuer in den glasigen Augen lodern. Der Schweiß stand dem Killer millimeterdick auf der Haut, die Haare klebten naß an den Schläfen.

Die Spuren eines Kampfs waren unübersehbar. Das Hemd war aufgerissen und hing ihm halb über die Brust. Der Schulterverband hatte sich gelockert, und die Schußwunde, die Parker ihm in Frankreich beigebracht hatte, war erneut aufgebrochen und hatte Verband und Hemd dunkelrot verfärbt. Die geweiteten Pupillen und der flackernde Blick verrieten, daß er unter Drogen stand, die ihn das Fieber und die Schmerzen vergessen machten und seinem Irrsinn freien Lauf ließen.

„Alle die Hände hoch!“, schrie er und fuchtelte wild mit seiner Ingram durch die Luft. Hinter ihm standen sechs Männer mit Waffen im Anschlag. Im Gegensatz zu ihrem Anführer hatten sie sich alle schwarze Sturmhauben übergezogen, aus denen kalte Augen blickten. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet, aber der Überfall auf das Bergwerk war ebenfalls nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Die schmutzige und teilweise blutbefleckte Militärbekleidung sprach Bände.

„Los!“, brüllte der Killer, da die Soldaten ihre Hände zunächst nur andeutungsweise erhoben hatten und Böhm fragende Blicke zuwarfen. Angesichts des furchterregenden Auftritts des Stutzers bedurfte es jedoch keiner weiteren Aufforderung. Jedem war klar, daß Gegenwehr sinnlos war.

Langsam näherte sich der Killer und ließ seine Männer mit einer Handbewegung nach rechts und links ausschwärmen. Fiebrig zuckten seine Pupillen hin und her, bis sie auf der Kanzlerin haften blieben. Gebannt starrte er auf die Frau im roten Blazer. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag, und er riß die Augen weit auf.

Dann zeigte er mit dem Lauf der Maschinenpistole auf die kleine Frau. „Sie sind die Bundeskanzlerin!“ Das war nur zum Teil eine Feststellung. Noch immer schwang ungläubiger Zweifel in seiner Stimme mit.

„Ja.“ Die Kanzlerin zog ihren Blazer glatt. „Ich bin die Bundeskanzlerin. Und wer sind Sie?“

Kaum hatte sie die Frage ausgesprochen, da schrie der Killer sie an: „Ich stelle hier die Fragen! Ich allein!“ Mit Wucht schlug er ihr den Lauf seiner Waffe durchs Gesicht. Sie ging mit einem Schmerzensschrei zu Boden, genau in dem Augenblick, in dem Parkers Faust das Gesicht des Stutzers traf. Der Killer taumelte unter dem Schlag zurück und richtete die Ingram auf Parker. Da stürzte sich Zoé auf die Waffe.

Parkers Herz stand still vor Angst.

Der Killer brauchte nur den Finger zu krümmen, dann würde Zoé von den Garben der Maschinenpistole zerfetzt werden. In Nanosekunden schossen ihm entsetzliche Bilder durch den Kopf. Bilder von Zoé, die von den Kugeln tödlich getroffen zu Boden fiel, von seinem alten Freund Ian Fowler, der in seinen Armen verblutet war, von Anne, die steif und wächsern auf dem Seziertisch der Charité lag, und ein lauter Schrei explodierte in seinem Inneren: „Nein!“ Mit schier übermenschlicher Kraft riß er Zoé vom Killer weg und brachte sie hinter sich.

Ruhig zielte der Killer auf sie beide und schaute sie über den Lauf der Waffe glasig an, dann aber hielt er inne. „So einfach kommt ihr nicht davon. Ihr werdet noch um euren Tod betteln.“

Parker erwiderte den Blick in stiller, grimmiger Wut. Die Erleichterung über die abgewendete Hinrichtung und das in seinem Körper detonierende Adrenalin schufen in seinem Geist einen Tunnel der Klarheit. Schwer atmend sagte er: „Sie sitzen in der Falle, Stutzer. Es wird nicht unbemerkt bleiben, daß das Bergwerk überfallen worden ist. In kurzer Zeit werden Militär und Polizei das gesamte Gebiet abriegeln. Sie kommen hier nicht mehr raus. Schon gar nicht mit dem Bernsteinzimmer.“

Der andere betrachtete ihn verächtlich. „Die Kanzlerin hat doch gar keine Männer mehr. Thalberg hat die Sicherheitsdienste unterwandert.“

Parker hielt den Blick unverändert aufrecht. „Thalberg ist tot. Sarrow ist tot, die Organisation existiert nicht mehr. Und das hier...“ er zeigte auf die Soldaten, „...sind das etwa keine Männer?“

Böhm trat vor. „Ich bin Oberst Böhm von der Deutsch-Französischen Brigade. Das sind meine Leute hier. Wenn unsere Funkverbindung mit Berlin nicht kurzfristig wieder aufgenommen wird, wird automatisch Alarm ausgelöst. Die Komman-

dozentrale wird weitere Hubschrauber schicken, um festzustellen, was hier los ist. Auf keinen Fall bekommen Sie das Bernsteinzimmer dann noch hier raus.“

Der Stutzer beäugte sie mit wässrigen Augen. Seine freie Hand glitt über die feucht glänzende Stirn. „Bullshit!“ Er verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. „Wir nehmen eure Hubschrauber. Schon vergessen? Dankenswerterweise habt ihr uns vier Maschinen zur Verfügung gestellt. Mit euren eigenen Hubschraubern werden wir entkommen.“

„Um von Abfangjägern abgeschossen zu werden.“ Böhm's Kiefer mahlten vor Nervosität.

„Nicht wenn die Kanzlerin und das berühmte Bernsteinzimmer mit an Bord sind“, erwiderte der Killer triumphierend.

„Stutzer, denken Sie nach!“, sagte Parker beschwörend. „Wenn Sie die Kanzlerin entführen, lösen Sie damit die größte Fahndungsaktion aus, die Europa je erlebt hat.“ Er hielt inne und versuchte zu erkennen, ob seine Worte Wirkung zeigten. „Selbst wenn Sie es schaffen sollten, von hier wegzukommen“, fügte er hinzu, „wird man Sie jagen wie einen Hasen. Die vierzig Kisten lassen sich nicht einfach verstecken. Die hängen wie ein Klotz an Ihrem Bein, bis man Sie gestellt hat.“ Parker half der Kanzlerin, die noch auf dem Boden kauerte und sich vorsichtig tastend übers Gesicht strich, wieder auf die Beine.

Der Killer zog die Augen zu Schlitzeln zusammen. „Sie lügen!“, brüllte er. „Sie wollen doch nur Ihr erbärmliches Leben retten. Aber das wird Ihnen nicht gelingen!“

„Stopp!“ Die Kanzlerin hatte sich jetzt vollständig erhoben und stellte sich direkt vor den Stutzer. Aus einer klaffenden Wunde auf ihrer linken Wange quoll unaufhörlich Blut, doch sie schien es nicht zu bemerken. „Bitte hören Sie mir zu. Ich mache Ihnen ein Angebot.“

„Sie sind genauso tot wie alle anderen hier.“ Der Stutzer schob ihr die Mündung der Waffe unter die Nase und lächelte. „Aber reden Sie nur!“

Der Regierungschefin floß das Blut in zwei dünnen Rinnsalen in den Kragen der weißen Bluse. Das linke Auge war bereits fast vollkommen zugeschwollen, und doch strahlte sie eine immense Würde aus, als sie kerzengerade mit der Waffe in ihrem Gesicht vor dem Killer stand und ihre Worte langsam und deutlich artikuliert. „Sie wollen das Bernsteinzimmer. Wir wollen leben. Das ist die Lage.“ Sie faltete die Hände vor ihrem Oberkörper. „Ich garantiere Ihnen freies Geleit, wenn Sie uns verschonen.“

Der Killer rümpfte die Nase. „Lächerlich.“

„Keineswegs. Sie können das Bernsteinzimmer mitnehmen, wohin Sie wollen. Ich will es nicht haben. Deutschland will es nicht haben. Ich gebe Ihnen achtundvierzig Stunden und freies Geleit.“

Verdutzt schaute der Killer sie an. Er drückte die Waffe gegen ihren Kopf, aber die Kanzlerin hielt dem stand. Mit angespannten Nackenmuskeln sagte sie: „Ich schenke Ihnen das Bernsteinzimmer im Austausch für unser Leben.“ Sie schaute ihn mit ihrem rechten Auge ernst an. „Für unser aller Leben. Ohne Ausnahme. Auch Böhm, Parker und die Velázquez bleiben unversehrt.“

Zoé hielt den Atem an. Sie war innerlich hin- und hergerissen. Natürlich war sie der Kanzlerin dankbar dafür, daß sie sich so sehr für ihr Leben einsetzte, aber gleichzeitig gab sie damit das Bernsteinzimmer fort. Auf diese Weise löste sie ge-

schickt ihr Problem mit den wiederaufgetauchten Bernsteinpaneelen. Der Stutzer würde das Bernsteinzimmer für sie aus Deutschland schaffen.

Wahrscheinlich wäre es damit für lange Zeit von der Bildfläche verschwunden. Wie sollte sie seine Existenz beweisen, wenn sie noch nicht einmal ein Foto davon in den Händen hielt? Die ganze Geschichte wäre bloß ein weiteres Hirngespinnst einer unbedeutenden Journalistin, die sich wichtigmachen wollte, aber keine Fakten vorweisen konnte.

Und das war noch nicht alles. Das Schlimmste war, daß sie tief in der Schuld der Kanzlerin stehen würde.

Niedergeschmettert schloß sie die Lider und lehnte ihren Kopf an Benjamins Rücken.

„Lassen Sie uns unter vier Augen reden.“ Die Kanzlerin legte dem Stutzer ihre Hand auf den Arm, und zu Parkers Erstaunen senkte der Verbrecher die Waffe und ließ sich von der Politikerin sanft zur Seite dirigieren. Sie flüsterte dem Killer etwas ins Ohr, das Parker nicht verstehen konnte. Das Bild rief bei ihm die Erinnerung an zahlreiche Fernsehaufnahmen wach. Den gleichen entschlossenen und beschwörenden Blick hatte er schon oft bei ihr gesehen, allerdings befand sich die Regierungschefin diesmal nicht im vertraulichen *tête à tête* mit ihren Parlamentskollegen, sondern mit einem irren und skrupellosen Profikiller.

Der Effekt schien jedoch ähnlich zu sein. Die ernste Miene des anderen signalisierte Respekt und Entgegenkommen.

Nach einer Weile des wechselseitigen Meinungsaustauschs trat die Kanzlerin vor und wandte sich an Böhm und die umstehenden Soldaten. Parker und Zoé würdigte sie keines Blicks.

„Diese Herren hier“, sie zeigte auf den Stutzer und seine Männer, „werden jetzt mit dem Abtransport der Kisten beginnen. Von unserer Seite“, sie warf Böhm einen durchdringenden Blick zu, „wird es keine Hilfe, aber auch keine Störmanöver geben. Verstanden, Böhm?“

Böhms Kiefer setzte sich wieder mahlend in Bewegung, und er nickte widerstrebend.

„Die Kisten werden in die Hubschrauber gebracht und zusammen mit diesen Herren“, wieder deutete sie auf die Bande, „von unseren Piloten an einen Ort ihrer Wahl ausgeflogen.“ Ihre Stimme hatte nun den Klang unbedingter Entschlossenheit angenommen. Sie schaute Böhm an, dessen Kopf vor Zorn rot angelaufen war. Seine Fäuste waren geballt, und er schob die Zähne übereinander, daß es laut knirschte.

„Böhm?“ Die Frage knallte wie eine Peitsche durch die Salzgrube. Steif wie ein Zinnsoldat hatte der Offizier sich vor ihr aufgebaut. Parker spürte, daß er kurz vor der Befehlsverweigerung stand.

„Wie Sie wollen“, stieß er dann nach langen Sekunden des Schweigens hervor. „Ich werde die erste Maschine selbst fliegen.“

„Nein“, erwiderte die Kanzlerin barsch. „Sie bleiben hier. Ich bin es, die in einen der Hubschrauber steigen und den Flug begleiten wird.“

Parker hörte für einen Augenblick auf zu atmen. Die Bundeskanzlerin bot sich als Geisel an! Auf den Gesichtern der Anwesenden wechselten sich Erstaunen und Entsetzen ab. Zoé hatte die Hände vor den Mund geschlagen, und Böhm war

merklich zusammengezuckt. Die Röte seines Gesichts war einer fahlen Blässe gewichen.

„Machen Sie das nicht!“, warf Parker instinktiv ein, doch die Kanzlerin übergang ihn einfach.

„Nach spätestens zwölf Stunden werden die Herrschaften mich zusammen mit den Piloten freilassen“, fuhr sie fort. „Bis dahin halten Sie still, Böhm. Dann warten Sie noch eine Stunde. Wenn Sie bis dann nichts von mir gehört haben, gehen Sie davon aus, daß ich und die Piloten nicht mehr am Leben sind, und handeln entsprechend.“

„Sie werden freigelassen“, sagte der Stutzer. „Wir halten uns an die Abmachung, wenn Sie sich daran halten.“

„Böhm“, sprach die Kanzlerin, ohne die Miene zu verziehen, weiter, „wenn Sie in dreizehn Stunden kein Lebenszeichen von mir erhalten haben, bin ich tot. Sie haben bis auf weiteres alle Vollmachten.“ Sie faltete die Hände zusammen. „So, das wäre es!“

„Noch nicht ganz“, schaltete sich der Killer ein, der mit einem süffisanten Lächeln der Ansprache gelauscht hatte.

Überrascht drehte sich die Kanzlerin zu ihm um. „Was wollen Sie noch?“

„Die Ware prüfen, was sonst?“ Er hob eine Augenbraue. „Wollen Sie etwa nicht wissen, ob sich in den Kisten wirklich das Bernsteinzimmer befindet?“

Die Kanzlerin schaute ihn nachdenklich an.

Er nickte einem seiner Männer zu, der sogleich zu den Kisten lief, die bereits gestapelt auf dem Lorenwagen lagen. Der Maskierte sprang auf die Lore, zückte ein Messer von erstaunlicher Größe und rammte es kraftvoll zwischen Deckel und Seitenwand einer der Kisten.

Krachend drang der Stahl in das splitternde Holz, und in diesem Moment erfaßte Parker eine schreckliche Ahnung. Thalberg hatte sie in eine teuflische Falle gelockt. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Wurfgeschoss. Er wünschte vergebens, die Zeit anhalten zu können, wenigstens um die eine Sekunde, die er jetzt brauchte, um das Unheil noch abzuwenden. Doch er wusste, dass alles vergebens war.

„Nicht öffnen!“, schrie er.

Aber der Dolch hatte den Deckel der Kiste bereits gelockert, und mit Macht drückte der Mann nun die Nägel aus dem Holz. Parker sah, daß der Spalt schon zu groß war, und warf sich auf Zoé. „Alle runter!“

In diesem Moment detonierte die Sprengfalle, welche die Bernsteinkiste gesichert hatte. In der unterirdischen Kammer brach ein höllisches Inferno los.

Eine drei Meter hohe Flamme schoß empor und verwandelte den Maskierten in eine bewegliche Feuersäule. Das Feuer griff sofort auf die anderen Kisten über. Die Schreie des brennenden Mannes gingen unter im ohrenbetäubenden Lärm der nächsten Explosionen.

Die weitläufige Kammer füllte sich mit Rauch, der mit jeder Kiste, die in die Luft flog, stärker wurde. Parkers Augen brannten, aber er zwang sich, sie offen zu halten. Verzweifelt zog er Zoé zu sich, und beide liefen Hand in Hand in Richtung des Ausgangs, der nur noch schemenhaft zu erkennen war. Die Qualmwolke erstickte das Licht fast vollständig und tauchte die Kammer in ein dämmriges Zwielicht, durch das glühende Bernsteinstücke wie Raketen durch die Luft sausten.

Alles um sie herum schien in Bewegung geraten zu sein. Es gab weder Freund noch Feind, jeder versuchte auf eigene Faust, den rettenden Ausgang zu erreichen.

Im Abstand von wenigen Sekunden hallten Donnerschläge durch die Kammer und bezeugten, daß erneut eine Kiste hochgegangen war. Parker überlegte fieberhaft. Sie hatten eine gute Position gehabt, als die erste Kiste explodiert war. Der Stutzer und seine Männer mußten sich noch hinter ihnen befinden. Er fürchtete, daß der Killer in Panik sein Magazin auf sie abfeuern würde, aber bisher war kein Schuß gefallen. Nur noch wenige Meter, dann wären Zoé und er zumindest aus der Kammer heraus.

Und dann? schoß es ihm durch den Kopf. Über der Erde lauerten die Männer des Killers und bewachten die Zeche. Falls sie denen in die Arme liefen, wäre alles verloren.

Der tote Seitenarm des alten Verbindungstunnels, kam es ihm in den Sinn. Dort könnten sie sich vielleicht eine Zeitlang verstecken. Jedenfalls bis der beißende Qualm sie hinaustreiben würde. Hoffentlich funktionierten die Sauerstoffflaschen in den Holzkästen.

Die Umrisse der Stahltür tauchten vor ihm auf. Schnell lief er darauf zu, wurde aber von Zoé abrupt zurückgehalten. Ihre Hand flutschte aus seiner, als eine weitere Kiste krachend in die Luft flog und ihren entsetzten Schrei verschluckte. Erschrocken drehte er sich zu ihr um, konnte sie jedoch in dem dichten Qualm nicht mehr sehen.

Dann erkannte er den Schatten eines Mannes, dessen ausgestreckter Arm aus dem grauschwarzen Nebel genau auf ihn zeigte.

„Parker!“, rief der Stutzer.

Kapitel 72

Parker starrte wie gelähmt auf den ausgestreckten Arm des Killers, aus dem plötzlich donnernde Feuerschläge fuhren. Der Verbrecher schoß mit der Maschinenpistole auf ihn, realisierte er erschrocken. Instinktiv warf er sich auf den Boden und fragte sich, ob die Kugeln ihn schon getroffen hatten und er bloß aufgrund eines Schocks den Schmerz nicht spürte. Doch dann jagte die zweite Salve aus der Ingram über ihn hinweg, und er verstand. Der Killer hatte ihn in den dichten Rauchschwaden nicht genau erkennen können. Das Mündungsfeuer der Ingram zuckte hin und her, während der Stutzer blindlings Patrone um Patrone abfeuerte.

Wo war bloß Zoé? Was hatte der Killer mit ihr gemacht?

Parker kroch über den Boden auf den anderen zu. Der beißende Nebel lag jetzt wie eine finstere Wolke in Kammer 984 und schmerzte höllisch in seinen Lungen. Er preßte seinen Unterarm vor den Mund und unterdrückte einen Hustenreiz. Lange würde er es nicht mehr aushalten.

„Parker!“, hörte er den Killer brüllen. „Ich habe das Mädchen!“

Auf den Knien kroch Parker weiter. Mit seinem linken Arm tastete er den Raum vor sich ab, sofort bereit anzugreifen, falls er auf den Stutzer stoßen sollte.

Da streifte er plötzlich über die Haut eines anderen Menschen. Er schrak zurück und tastete sich gleich wieder vor. Es war eine kleine Hand, die leblos von oben herunterhing. Seine Finger umschlossen sie, und Parker wußte, daß er Zoé gefunden hatte. Die Finger glitten an ihrem Körper nach oben. Sie war vollkommen schlaff und regungslos. Er schätzte, dass der Killer sie an den Haaren festhielt. Doch wo genau stand der andere?

Eineinhalb Meter über ihm hämmerte die Maschinenpistole erneut tödliche Geschosse in die Dunkelheit. Plötzlich geriet Zoés Körper in Bewegung, und dann spürte Parker die Sohle eines Militärstiefels. Er reagierte sofort und warf sich auf den Verbrecher. Durch die Überraschung gelang es ihm, dem Stutzer die Maschinenpistole zu entreißen. Zoé rutschte neben ihm auf den Boden, und er versuchte, die Waffe auf den Killer zu richten, doch da traf ihn ein wuchtiger Stoß am Kopf, und für Sekundenbruchteile wurde ihm schwarz vor Augen. Die Maschinenpistole flog auf den Boden, und Parker taumelte benommen zurück. Er japste nach Sauerstoff, den es in der Kammer schon lange nicht mehr zu geben schien, und kämpfte gegen die nahende Bewußtlosigkeit. Etwas Todbringendes legte sich um seinen Hals, und im letzten Augenblick, bevor die Hände des Killers zudrücken konnten, griff Parker instinktiv nach den Handgelenken des Stutzers und nutzte den Schwung des Angreifers aus, um ihn mit sich zu Boden zu reißen.

Sie landeten ineinander verkeilt mit voller Wucht auf Zoés kraftlosem Körper. Als Zoés Knochen brachen, entstand ein Geräusch wie zerberstendes Holz.

Der Schmerz glich einer glühenden Nadel, die ihr jemand durch den rechten Arm bis ins Herz gestoßen hatte. Zoé riß die Augen auf und schloß sie sofort wieder, als der ätzende Rauch eindrang. Sie war vollkommen bewegungsunfähig. Etwas unglaublich Schweres war auf sie gestürzt, lastete auf ihr, kippte plötzlich zur Seite und rollte über ihren Arm. Der Schmerz war so überwältigend, daß sie glaubte, den Arm in glühende Kohlen gesteckt zu haben. Ihr Körper bäumte sich auf, und dann sackte sie schluchzend in sich zusammen. Der pechschwarze Ruß drang durch Augen, Nase und Mund und schnürte ihr die Kehle zu. Ihre Lungen brannten lichterloh. Feuerblitze und Explosionen wechselten sich um sie herum mit totaler Finsternis ab. Ein rot glühendes Stück Bernstein schoß durch die Luft, als eine weitere Bernsteinkiste explodierte, traf sie am Kopf und versengte ihre Haare. Sie hatte nicht geträumt. Sie war in der Hölle gelandet!

Sie schrie und dachte, daß das ihr letzter Schrei sein würde. Dann spürte sie fremde Haare auf ihrem Gesicht. Die Haare eines Mannes, der nach Schweiß, Blut und Rauch stank.

Und nach Fieber.

Wieder zuckte ein Lichtschein durch die Kammer, untermalt von einer ohrenbetäubenden Explosion. Ihr Herz begann zu rasen. Sie war sich ganz sicher: In der Zehntelsekunde, die es hell gewesen war, hatte sie das Gesicht von Benjamin gesehen. Eine vor Anstrengung verzerrte Maske über dem Körper eines anderen Mannes.

Er kämpfte mit dem Stutzer!

Ihr rechter Arm war nutzlos, aber ihr linker funktionierte noch.

Plötzlich spürte sie, wie sich jemand an ihrem rechten Stiefel zu schaffen machte.

Der Dolch im Stiefel, fuhr es ihr durch den Kopf. Sie griff nach unten. Doch der Dolch steckte im rechten Stiefel—unerreichbar für ihren linken Arm. Die ineinander verkeilten Männer lagen auf ihrem Unterkörper und preßten sie fest auf den Boden. *Nur Benjamin weiß von dem Dolch im Stiefel*, kam ihr blitzartig in den Sinn. Erneut spürte sie, wie seine Finger versuchten, in den Stiefel zu gleiten, doch immer wieder rutschte er ab. Mit aller Kraft drückte sie ihr Bein zu ihm, aber das Gewicht der Männer war zu groß. Nur wenige Millimeter hatte sich seine Hand vorarbeiten können. Ein Zittern durchlief seine Fingerkuppen, bevor er aufgab und die Hand endgültig zurückzog. Er konnte im Kampf nicht länger auf seinen Arm verzichten. Mit der linken Hand tastete sie hektisch den Boden um sich herum ab. Irgendetwas mußte es doch in dieser verdammten Höllenkammer geben, das sich als Waffe benutzen ließ.

Als ihre Finger kurz ein glühendes Bernsteinstück berührten und sich daran verbrannten, verzog sie nicht einmal das Gesicht. Es war der Bernstein, der durch die Luft gewirbelt war und sie am Kopf getroffen hatte. Ihre Finger schwebten prüfend darüber, bis sie einen Bereich fanden, der nicht kochend heiß war. Erneut griff sie zu und hob das Stück diesmal auf. Es war ungefähr zwanzig Zentimeter lang und am unteren Ende gut zu umfassen. Golden leuchtete die Glut in der nebligen Finsternis.

Entmutigt betrachtete sie das obere heiße Ende ihres Funds. Es wies eine sanfte Rundung auf, mit der sie dem Killer zwar eine schmerzhaft Verbrennung zufügen konnte, mehr aber auch nicht.

Entschlossen riß sie den Arm hoch und schlug das glühende Ende auf den Boden. Funken sprühten, und von der Spitze brach ein großes Stück ab. Die harmlose Rundung ihrer Bernsteinwaffe hatte sich in einen altertümlichen Faustkeil verwandelt, spitz und scharf. So fest sie konnte, umfaßte sie den Schaft, und mit aller noch verbliebenen Kraft stieß sie mit dem scharfen Keil zu. Sie betete, daß sie seinen Hals treffen würde, und schrie vor Anspannung und Erleichterung auf, als sie merkte, daß der Killer wie gelähmt erstarrte.

Ein Lichtblitz erhellte mit donnerndem Getöse die Szenerie.

Zoé sank der Mut. Zwar klaffte eine blutige Wunde unterhalb des Kiefers des Killers, aber ihre brennenden Augen hatten den mörderischen Griff um Benjamins Hals erkannt. Verzweifelt bemühte er sich, die Hände des anderen auseinanderzudrücken, aber ihn verließ die Kraft. Sein Gesicht war kaum noch wiederzuerkennen: eine furchterregende Grimasse mit weit hervortretenden Augen, die den eigenen Tod bereits fest im Blick hatten.

In wilder Wut stieß sie die Bernsteinspitze erneut in den Hals des Stutzers, aber der Würgegriff des Killers lockerte sich nicht.

Benjamins ganzer Körper begann im Todeskampf zu zucken, und als die nächste Explosion das Inferno erleuchtete, sah sie entsetzt, daß er die Verteidigung schon fast aufgegeben hatte. Seine rechte Hand schwirrte ziellos über ihrem Kopf, schloß und öffnete sich—und dann begriff sie endlich, packte den glühenden Bernstein und drückte ihn ihm in die Hand. Und Benjamin stieß ihn dem Killer ins Gesicht.

Ein animalischer Schrei drang an ihre Ohren, und sie merkte, daß es Benjamin gelungen war, sich von dem Würgegriff des Stutzers etwas zu befreien. Dann spürte sie, wie jemand nach ihrem Stiefel griff. Der Dolch wurde herausgezogen, und das ganze Gewicht, das auf ihr gelastet hatte, verschwand. Ein letztes Mal hörte sie den Stutzer grell aufschreien.

Tränen rannen ihr aus den geschlossenen Lidern. Sie schmeckten nach Rauch, als sie ihre Lippen erreichten.

Um sie herum begann sich alles zu drehen, und vor ihrem inneren Auge fanden kunterbunte Farbenspiele statt. Die Schmerzen wichen fluchtartig aus ihrem Körper und mit ihnen jedes Gefühl.

Parker zog mit letzter Kraft den Dolch aus der Brust des Killers und rammte ihm die Klinge dann mit beiden Händen genau ins Herz. Keuchend und hustend robbte er auf den Knien zu Zoé, die reglos auf dem Boden lag. Er vermochte nicht festzustellen, ob sie noch lebte oder nicht. Er drückte sein Gesicht an ihres, flüsterte ihr etwas ins Ohr, und seine Arme umfaßten ihre Beine und ihren Oberkörper. Dann hob er sie hoch. Obwohl sie nur ein zartes Bündel war, das er unter normalen Umständen ohne weiteres hätte tragen können, gelang es ihm kaum aufzustehen.

Er wußte, daß er schnellstmöglich aus dem Bergwerk raus mußte. Seine Lungen hatten schon viel zu lange keine richtige Luft mehr geatmet. Das Kohlenmonoxid benebelte ihn wie ein tiefer Rausch. Jeden Augenblick konnte die Ohnmacht einsetzen.

Er stolperte aus Kammer 984, wobei seine Füße einfach den Gleisen der Lorenbahn folgten. Die Rauchschwaden waren mittlerweile schon weit in das Gangsystem vorgedrungen, und er konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Zoé und er schienen in der Salzmine vollkommen allein zu sein.

So schnell ihn seine Beine trugen, kämpfte er sich vorwärts und wußte doch, daß er in seinem Zustand kaum mehr als ein Schneckentempo zustande brachte.

Er bewegte sich zwischen den Schienen und der rechten Wand des Gangs. Angestrengt starrte er auf die rechte Seite. Und dann sah er es.

Einen der Holzkästen. Er blieb davor stehen und ging in die Hocke. Vorsichtig legte er Zoé ab und öffnete das Kästchen. Seine Hände griffen hinein und förderten eine mittelgroße blaue Flasche zutage, die durch einen Schlauch mit einer Plastikmaske verbunden war.

Er drehte den Metallverschluß der Flasche auf und hörte ein Geräusch, das ihn stumm jubeln ließ. Pfeifend schoß der Sauerstoff in die Maske. Nach Luft lechzend, preßte er sie auf den Mund und atmete kräftig ein. Dann legte er die Flasche auf Zoés Körper und stülpte ihr das Gummiband der Maske über den Kopf, so daß sie fest über Nase und Mund saß. Er sandte ein Stoßgebet zum Himmel, daß die Frau in seinen Armen noch lebte.

Kaum noch bei Sinnen, taumelte er weiter durch die langen Tunnel, die Thalberg vor vielen Jahren in den Salzfels gesprengt hatte, und folgte stur den Gleisen der Lore.

Obwohl das Licht zunehmend heller wurde und der Qualm etwas nachließ, konnte er kaum noch etwas sehen. Das Brennen in den Augen war jetzt so stark, daß er sie fast nicht mehr öffnen konnte. Seine Beine wurden mit jedem Schritt weicher und weicher. Er spürte, daß es auf das Ende zuing. Vielleicht hielt er

noch ein oder zwei Minuten durch, aber das würde nicht reichen. Dafür war er war noch viel zu weit von der Ausgangssohle entfernt.

Nach einer Weile schrak er plötzlich auf, so als ob er aus tiefem Schlaf geweckt worden wäre. Und tatsächlich schien er im Laufen eingenickt zu sein. Seine Füße hatten sich dennoch weiter fortbewegt. Erschrocken senkte er den Kopf, aber Zoé lag unverändert in seinen Armen wie ein schlafendes Baby. Er hatte sie nicht fallen lassen.

Aus den engen Schlitzen, die seine Lider den Augen noch zubilligten, sah er plötzlich Männer auf sich zukommen. Sie hatten Sauerstoffmasken über den Gesichtern und Gewehre in den Händen.

„Hände hoch!“, schrie jemand, doch Parker hätte um nichts in der Welt die Hände hochgenommen.

Er blieb auf der Stelle stehen, merkte, daß seine Beine ohne den Schwung der Vorwärtsbewegung das Gewicht nicht mehr trugen, und ging mit Zoé auf den Armen in die Knie.

Kapitel 73

„Benjamin!“

Parker spürte leichte Schläge auf seiner Wange. Ihm war schwindelig, und sein Körper fühlte sich an wie ein ausgebrannter Kamin, der jeden Augenblick zusammenzustürzen drohte.

„Benjamin!“

Jemand rief seinen Namen. Oder war er vielleicht gar nicht gemeint? Gab es in seiner Nähe noch einen anderen Benjamin? Um das herauszufinden, hätte er die Augen öffnen müssen, aber das wollte er nicht. Denn seine Augen loderten wie Feuer, und höchstwahrscheinlich verfügte er nur noch über zwei verkohlte Höhlen, die seiner ebenfalls ausgebrannten Nase Gesellschaft leisteten. Falls er wirklich irgendwann die Augen öffnete, würde er genauso viel sehen wie jetzt. Nämlich gar nichts.

Er fürchtete sich plötzlich vor diesem Augenblick und kniff seine Lider fest zusammen. Wohlig umschloß ihn die bleierne Müdigkeit. Er merkte, daß er wieder dabei war, wegzudämmern.

„Benjamin!“

Die Stimme war sehr vertraut. Ein angenehmer weiblicher Klang. Ihm gefiel der kehlige Nachhall des südländischen Timbres. Er wartete darauf, daß sie ihn wieder rief, und fragte sich, wo er sich wohl befand. Wenn sein Kopf nicht dermaßen schnell um seinen Hals kreiselte, dann wäre es ihm bestimmt sofort eingefallen. Aber so fand er es schwierig, sich zu erinnern.

Er drehte den Kopf zur Seite, um die Kreiselbewegung durch die Neigung zu verlangsamen, doch den Kreisel kümmerte das nicht. Er schien nicht der Schwerkraft zu unterliegen.

„Benjamin! Wach endlich auf! Wir müssen hier weg!“ Das Klatschen einer Handfläche auf seiner Wange störte ihn nicht, aber dieser Benjamin war ganz bestimmt

er. Daran bestand nur noch wenig Zweifel. Nach einem Nickerchen würde er sich der Sache wohl oder übel annehmen müssen.

Zwei Fingerkuppen legten sich auf sein linkes Auge und drückten die Lider auseinander.

Zoé!

Er öffnete nun auch das rechte Auge.

Sie beugte sich über ihn und gab ihm einen leichten Kuß. Die schwarzen Haare fielen auf sein Gesicht und kitzelten ihn.

„Kannst du aufstehen?“, flüsterte sie.

Er hob den Kopf, schaute nach rechts und links, was ihm einen stechenden Schmerz zwischen den Schläfen einbrachte. Er lag auf einer Pritsche, und aus seinem Arm ragte eine blaue Kanüle, die mit einem Tropf verbunden war. Er befand sich offenkundig in einem der Munitionshäuser. Der Raum war groß, und überall standen weitere Pritschen, auf denen uniformierte Männer lagen. Die meisten der Soldaten dämmerten vor sich hin. Einige waren wach und unterhielten sich leise miteinander.

Die Klarheit kehrte allmählich in seinen Geist zurück. „Was ist passiert?“

„Du hast mir das Leben gerettet. Du hast mich aus der Salzmine getragen.“

Er betrachtete Zoé. Sie trug eine grüne Uniformjacke mit der französischen Trikolore auf dem rechten Arm. Ihre blauen Augen glänzten wie vulkanische Maare unter der Militärmütze. Er erhob sich von der Liege, und sein Blick fiel auf ihren bandagierten rechten Arm, der in einer tuchähnlichen Schlinge lag. Auch ihre linke Hand trug einen leichten Verband. „Bist du verletzt?“

„Nur ein bißchen.“ Sie berichtete ihm kurz von den Ereignissen, und seine Erinnerung kehrte langsam zurück. „Nachdem alle aus Kammer 984 geflohen sind, hat es auf der Sohle vor dem Aufzug einen erbitterten Kampf mit den Gangstern gegeben. Viele Soldaten sind tot oder schwer verwundet, aber am Ende gewannen Böhms Männer die Oberhand. Die Kanzlerin hat einen Streifschuß abbekommen. Böhm und seinen Leuten ist es schließlich gelungen, auch die Verbrecher über Tage zu besiegen, weil sie ohne den Stutzer führungslos waren. Die Gangster sind geflohen, als sie merkten, daß die ganze Operation gescheitert war. Böhm ist sofort mit der Kanzlerin an einen geheimen Ort ausgeflogen worden. Uns beide hat man natürlich auch für tot gehalten, bis du dem Suchtrupp in die Arme gelaufen bist.“ Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. „Aber das ist jetzt alles unwichtig. Hier!“ Sie reichte ihm ein kleines, goldgelb schimmerndes Teil. Er ließ es in seine Finger gleiten. Bernstein.

„Das haben die Soldaten aus der Mine mitgebracht.“ Eindringlich schaute sie ihn an und steckte sich die Haare unter die Mütze. Er sah, dass ihre schwarze Haarpracht etwas gelitten hatte. Über dem linken Ohr fehlten einige der Strähnen, die ihm so gut gefallen hatten. „Die kläglichen Überreste des berühmten Bernsteinzimmers“, murmelte er, wobei er den Stein kaum beachtete.

„Schau dir das Stück genau an.“

Er drehte es zwischen seinen Fingern hin und her und hielt es gegen das Licht. Anscheinend war er doch noch nicht ganz auf dem Damm, denn erst jetzt entdeckte er die kleine Fliege.

Er schätzte das Alter des Insekts auf ungefähr dreißig bis fünfzig Millionen Jahre. Als das Harz der gewaltigen Kiefernwälder im Nordosten Europas in grauer

Vorzeit zu Bernstein wurde, hatte die kleine Fliege ein luftdichtes Grab erhalten, das ihren Körper bis heute konservierte. In keinem Bernsteinmuseum fehlten Ausstellungsstücke dieser Art. „Inklusen.“

„So ist es.“ Das Blau ihrer Augen blitzte triumphierend.

Abermals packte ihn ein Schwindel, aber diesmal einer der ganz anderen Art. Thalberg hatte sie erneut hereingelegt.

Der gewiefte Agentenführer hatte sie getäuscht. Das Salzbergwerk war die grandiose Kulisse für einen raffinierten Zaubertrick. Vor aller Augen hatte Thalberg das Bernsteinzimmer spurlos verschwinden lassen. Bernstein war ein sensibles Material, das schnell Feuer fing und bis auf eine klebrige grünschwärze Masse vollständig verbrannte, da es weitgehend aus Kiefernöl bestand. Thalberg wußte genau, daß die Sprengfallen zusammen mit den Brandbeschleunigern in kürzester Zeit ganze Arbeit leisten würden. Er hatte nicht ahnen können, daß ausgerechnet Inklusen vom Feuer verschont bleiben würden. Er sah lächelnd zu ihr herüber.

„Für das Bernsteinzimmer wurden nur die besten Materialien ausgewählt“, sagte Zoé freudestrahlend. „Das Feinste vom Feinen. Zarin Katharina hätte einen Tobsuchtsanfall bekommen, wenn sie auf einem der blank geputzten Bernsteinpaneele eine tote Fliege entdeckt hätte. Das Risiko, in den Kerker des Kremls geworfen zu werden, wollte mit Sicherheit keiner der Kunsthandwerker eingehen. Ich bin absolut sicher, daß dieses Teil nicht zum Bernsteinzimmer gehörte.“

„Wie der gesamte Bernstein, der unten in der Kammer verbrannt ist“, vervollständigte er den Gedanken. „Thalberg hatte in Kammer 984 zwar vierzig Kisten mit Bernstein gelagert, aber es waren die Kisten, die Maria und Falkenhayn im Königsberger Schloß gezimmert, beschriftet und gefüllt hatten, damit sie von Poss und Ryst anstelle des wahren Bernsteinzimmers abgeholt werden konnten. Thalberg hat die falschen Kisten vor unseren Augen explodieren lassen.“

„Ja. Damit wir glauben, das Bernsteinzimmer sei nun endgültig vernichtet worden. Was für ein ausgekochtes Schlitzohr, nicht?“ Sie drückte ihm noch einen dicken Kuß auf die Wange. „Und deshalb müssen wir hier schnellstens weg.“

„Um die richtigen vierzig Kisten zu suchen?“ Irgendwie hoffte er, daß sie seine Frage verneinen würde.

„Ja, genau“, sagte sie und machte seinen geheimen Wünschen ein Ende. „Ich bin mir sicher, das Bernsteinzimmer lagert im Umkreis von ein paar Kilometern von Thalbergs Waldhof entfernt. Er wollte es in seiner Nähe haben.“ Sie war jetzt völlig aufgeregt. „Vielleicht hat er es sogar aufgebaut!“

„Fragt sich nur, wo?“ Parker teilte ihre Einschätzung zwar, aber dennoch blieb ein gewaltiges Gebiet übrig, in dem Thalberg den Bernsteinschatz hatte verstecken können.

„Ich glaube, er wollte uns das Geheimnis verraten, als er gestorben ist.“

Er pfiff durch seine verstaubten Lippen und rief sich die Worte des alten Mannes in Erinnerung. „Es war ja kaum verständlich. Es klang so wie *ababababug* und *jale* und *donn*.“ Vorsichtig schüttelte er den Kopf, um den Kopfschmerz nicht weiter zu provozieren. „Die einzigen Worte, die ich verstehen konnte, waren *Hundert* und *Rose*, mehr nicht.“

„Hundert Rosen?“ Zoé verzog den Mund zu einer Schnute.

Parker versuchte sich zu konzentrieren, aber der Kopfschmerz und der wellenartig auftretende Schwindel machten ihm schwer zu schaffen.

„Klingt wie aus einem Märchen“, bemerkte sie.

Er riß die Augen auf und lachte. „Du bist genial!“

„Bitte?“

„Nenn mir ein Märchen, in dem die Zahl hundert eine wichtige Rolle spielt.“

Plötzlich war sie wie elektrisiert und rief: „Hundert *Jahle*, also hundert Jahre – hat Dornröschen geschlafen!“

Schnell drehte er die Kanüle zu und entfernte den Schlauch zu dem Tropf. Er schlug die Decke zur Seite und stellte fest, daß man ihm ebenfalls Militärsachen angezogen hatte, passenderweise eine deutsche Uniform. Seine rechte Hand war leicht bandagiert, und man hatte seinen Oberschenkelverband erneuert. Er schwang sich von der Liege und spürte, wie seine Kräfte zurückkehrten. Fragend schaute er sich um und sah erleichtert, daß jemand den Autoschlüssel, den er bei sich getragen hatte, auf das Nachttischchen neben ihm gelegt hatte. „Wir müssen hier raus.“ „Eigentlich sind wir ja die Gefangenen der Kanzlerin.“ Zoé lächelte ihn verschmitzt an. „Aber im Moment kümmert sich keiner um uns. Die Soldaten haben hier alle Hände voll damit zu tun, die Verletzten zu versorgen und auszufliegen. Und vor allem hat bereits die große Säuberung begonnen. Das gesamte Bergwerk wird geräumt. Ich wette, die Kanzlerin wird jede Spur des Bernsteinzimmers verschwinden lassen. Also“, sagte sie, und ihre Augen glühten vor Abenteuerlust, „gehen wir!“

Kapitel 74

Die Temperaturen waren in der Nacht sprunghaft nach oben geschneilt, und die Sonne verbreitete fast schon frühlingshaften Wärme. Gegen Mittag erreichten sie Hann. Münden. Zoé saß auf dem Beifahrersitz des Renaults, den Parker über die alte Brücke in den historischen Stadtkern steuerte. Sie machten eine kurze Pause in der liebevoll restaurierten Fachwerkstadt und deckten sich mit neuen Kleidern ein. Jetzt sahen sie aus wie echte Touristen. Kurze Zeit später verließen sie das mittelalterliche Kleinod über die neue Weserbrücke in Richtung Reinhardswald.

Bisher war alles glattgegangen. Ohne von den Soldaten beachtet zu werden, hatten sie sich vom Zechengelände absetzen können. Auch Zoés malträtierte Arm hielt sich wacker, genauso wie der Sanitäter es ihr vorhergesagt hatte: „Machen Sie sich keine Sorgen. Im Sommer können Sie wieder Tennis spielen. Ihren Unterarm hat es fein säuberlich in zwei Teile zerlegt“, hatte er festgestellt. „Ein glatter Bruch, der gut verheilen wird. Gegen die Schmerzen gebe ich Ihnen eine Betäubungsspritze, die auf jeden Fall bis heute Abend reicht.“ Und tatsächlich hatte er es gut mit ihr gemeint. Sie verspürte überhaupt keinen Schmerz. Der Arm lag ruhig in der Schlinge und bemühte sich, keine Umstände zu machen.

Rechts flogen malerische Ausblicke auf die mäandernde Weser vorbei, links lag schwer der Reinhardswald, dunkelgrün und undurchdringlich. Zoés Anspannung wuchs mit jedem Meter, mit dem sie sich ihrem Ziel näherten. Nach einer halben Stunde erblickte sie endlich das ersehnte Schild, das sie zu der sagenumwobenen

Festung geleitete, die den Reinhardswald seit dem vierzehnten Jahrhundert beherrschte und heute ein Luxushotel beherbergte.

Die märchenhafte Sababurg.

„Ababa bug“, sagte Zoé lachend. „Hier wurde Dornröschen von ihrem Prinzen wachgeküßt.“

Das berühmte Dornröschenschloß aus dem Grimm'schen Märchen lag etwa sechs Kilometer von Thalbergs Waldhof entfernt. Eine romantische Burgruine mit zwei wehrhaften Ecktürmen. Im Mittelalter hieß die Burg noch Zappenburg und war ein Zufluchtsort für die Pilger eines nahen Wallfahrtsorts. Eigentlich hätten sie sich bei Thalbergs Deuschtümelei denken können, wo der Alte seinen Schatz versteckt hielt.

Nach dem Märchen der Brüder Grimm hatte eine dichte, meterhohe Dornendecke das Schloß umgeben und die verwunschene Prinzessin während ihres hundertjährigen Schlafs geschützt. Hätte Thalberg das Bernsteinzimmer doch nur ebenfalls hundert Jahre in dem Versteck schlummern lassen, dachte Zoé, dann wäre die mörderische Jagd nie begonnen worden.

Sie betrachtete den großen Mann neben sich. Seine Müdigkeit war verflogen, und die Haare lagen wieder in der gewohnten Scheitelform, aber sein Gesicht war von den Strapazen gezeichnet. Bunte Blutergüsse prangten stolz auf dem vom Ruß gesäuberten Gesicht.

Der Kies knirschte unter den Reifen des Wagens, als sie in die Einfahrt fuhren.

Wie es sich gehörte, stoppte Benjamin den Wagen vor dem Eingangsportal. Ein Concierge in schwarzem Anzug und mit Melone öffnete ihr die Beifahrertür.

Sie stieg mit der größtmöglichen Anmut, die der bandagierte Arm zuließ, aus dem klapprigen Gefährt. „Wir bleiben für eine Nacht.“

Der Concierge verzog keine Miene, sondern nahm ungerührt Benjamins Rucksack aus dem Kofferraum.

Benjamin war ebenfalls ausgestiegen und reckte sich. „Wir sind Gäste von Herrn von Thalberg und möchten, bevor wir die Zimmer beziehen, seine Lager Räume besichtigen“, sagte er zu dem Bediensteten.

Zoé bemühte sich, ihre hochschnellenden Augenbrauen unter Kontrolle zu bekommen. Was redete er denn da?

„Ah, Sie sind Freunde von Herrn von Thalberg.“ Ein vielsagendes Lächeln wanderte über das Gesicht des Hotelangestellten und verschwand dann spurlos. „Lager Räume dürfte wohl nicht ganz der richtige Ausdruck sein. Aber wie Sie wissen, hat Herr von Thalberg einen ganz besonderen Sinn für Humor. Kommen Sie bitte mit!“

Sie folgten dem Concierge, der den Parkplatz vor der Burg mit schnellen Schritten durchmaß. Dann ging es eine Treppe hinab, und plötzlich standen sie vor einer vergitterten schmiedeeisernen Tür. Der Concierge holte einen Schlüsselbund heraus und wählte einen modernen Sicherheitsschlüssel aus, mit dem er die Tür lautlos öffnete. Er bedeutete Zoé und Parker einzutreten.

„Sie waren noch nicht hier, nehme ich an?“

„Nein.“ Zoé schüttelte den Kopf.

„Vor Ihnen liegen die alten Gewölbe der Sababurg, die schon vor Jahrhunderten angelegt worden sind. Es ist ein weitläufiges System von Gängen und Gewölbekammern. Hier haben die Burgleute sowohl Lebensmittel gelagert als auch einen

Kerker eingerichtet.“ Er drückte auf einen Schalter, und das Licht erhellte einen vor ihnen liegenden Gang. „Herr von Thalberg hat schon vor über vierzig Jahren die größte und am besten erhaltene Kammer für neunundneunzig Jahre gepachtet. Sie liegt gleich da vorne.“ Er zeigte auf eine nagelneue Stahltür, die in zwei Metern Entfernung links von dem Gang wegführte. „Ich lasse Sie jetzt allein, damit Sie ungestört sind, und bringe derweil die Sachen auf Ihr Zimmer. Das Zugangsprozedere hat Ihnen Herr von Thalberg ja sicherlich verraten.“

Zoé schluckte. *Zugangsprozedere?*

Der Concierge schaute ernst.

„Ja, natürlich“, sagte Benjamin gelassen. „Danke.“

Mit erhobenem Finger verließ der Hotelangestellte das Gewölbe. „Sie haben nur einen Versuch, dann geht die Alarmanlage los.“

Zoé begutachtete die Tür zu Thalbergs Heiligtum. An der rechten Wand befand sich eine silberne Tastatur mit den Zahlen von null bis neun. Es gab eine grüne Bestätigungstaste und eine gelbe Korrekturtaste. Eine rote Taste schien die Anlage zu aktivieren. „Hast du zufällig eine Idee?“ Doch Benjamin schaute nur nachdenklich auf die Tastatur und schwieg.

Sie drückte den roten Knopf, und das Display leuchtete auf. Benjamin hatte die Stirn in tiefe Falten gelegt, und ihr schwand der Mut. Auf dem Display erschienen acht Leerstellen in blauer Farbe.

„Es könnte ein Datum sein“, bemerkte er in Gedanken versunken.

Ein Datum, ging es ihr durch den Kopf. *Thalbergs Geburtstag? Quatsch! Marias Geburtstag?*

„Das Datum des Bernsteinzimmers“, sagte er bestimmt.

Ohne noch eine Sekunde länger zu warten, zu denken, zu zweifeln, wählte sie die erste Zahl. Benjamin stand wie angewurzelt neben ihr und atmete angespannt ein. Sie machte weiter. Nach jedem Tastendruck erschien ein blaues Kreuz auf dem Display. Ihr brach der Schweiß aus, aber sie drückte entschlossen weiter auf die Tasten.

Als das siebte Kreuz auf dem Display angezeigt wurde, griff sie nach Benjamins Hand. Fest umschlossen führte sie ihre verbundenen Hände zur Tastatur und drückte mit ihrem kleinen Finger auf die letzte Zahl. Dann bestätigte sie die Eingabe mit der grünen Taste.

Acht Kreuze blinkten und verschwanden, und für einen Augenblick passierte überhaupt nichts.

Sie hörte Schritte hinter sich und drehte sich um. Der Concierge stand im Eingang und schaute fragend zu ihnen herüber.

Dann öffnete sich die Tür mit einem lauten Brummen. Der Concierge nickte ihnen zu und verschwand. Erleichtert trat sie ein und zog Benjamin mit in das Gewölbe.

„Zwei-vier-null-eins-eins-neun-vier-fünf“, flüsterte er. „Der Tag, an dem das Bernsteinzimmer Königsberg verlassen hat.“

Automatisch war das Licht angegangen. Vor ihnen hing ein großer dunkelroter Vorhang, der den Blick auf das Innere vollständig versperrte. Zoé zog ihn ein Stück zur Seite und glitt mit Parker hindurch. Sie standen vor einer Betonwand, in die eine unscheinbare Tür eingelassen war. Hatte sie eben noch das Gefühl ge-

habt, hinter dem Vorhang eine prachtvolle Entdeckung zu machen, breitete sich jetzt angesichts des fahlen Betons eine gewisse Ernüchterung aus.

Sie drückte die Klinke herunter, und die Tür öffnete sich nach innen. Wieder sprangen mehrere Lampen an und tauchten den Raum in helles, gleißendes Licht. Blinzelnd erkannten sie es.

Das Bernsteinzimmer hatte nichts von seinem unglaublichen Glanz eingebüßt. Die Zeit schien spurlos an dem deutsch-russischen Schatz vorübergegangen zu sein.

Trunken von der Pracht wandelten sie Hand in Hand durch den großen Raum, umgeben von goldgelb glänzenden Bernsteinpaneelen, die sich in den venezianischen Spiegeln zu ver Hundertfachen schienen.

Zoé schmiegte sich fest an Benjamin. Ihre Lippen suchten die seinen, und sie spürte seine Hände auf ihrer Haut. Langsam sanken sie auf den glatt polierten Boden.

„Hier?“, hauchte sie.

„Wenn das Bernsteinzimmer für die Zarin gut genug war...“, sagte er und ließ den Satz unvollendet.

Epilog

Hotel Adlon – Juli 2006

Am Mittag hatte das Thermometer die Vierzig-Grad-Marke erreicht, und Parker genoß den leichten Windstoß, der durch die weit geöffneten Balkontüren hereinwehte. Draußen beschien die helle Julisonne Zoé, die sich über das Geländer lehnte und ihm den Rücken zuwandte.

Der gebrochene Arm war schon im April wieder vollständig geheilt. Doch als ihre Reportage über die Bernsteinzimmer-Affäre erschienen war, ging das Bild der jungen Journalistin mit dem Arm in der Schlinge um die Welt. Sie hatte in ihrem Artikel alle Fakten der Bernsteinzimmer-Verschwörung aufgedeckt und nichts verschwiegen. Noch am gleichen Tag hatte sich Thalbergs Tochter bei den Medien gemeldet und Zoés Story bestätigt, soweit sie das konnte. Die Verbrecher hatten sie nach dem Scheitern der Operation einfach laufenlassen, und sie war mit einem Schock davongekommen.

Die Reaktion der Bundeskanzlerin war erwartungsgemäß höchst professionell ausgefallen. Kurz nach der Veröffentlichung hatte in Königsberg eine große Pressekonzferenz stattgefunden, in welcher die Kanzlerin gemeinsam mit dem russischen Präsidenten feierlich die Rückführung des Bernsteinzimmers nach Königsberg und die Errichtung eines hundert Millionen Euro teuren Museums für das deutsch-russische Kleinod bekanntgegeben hatte. Das Geld war eine Spende der Bundesrepublik, und noch im Frühling sollte ein internationaler Architektenwettbewerb gestartet werden. Mit weiteren achthundert Millionen Euro aus Deutschland sollten das alte, im Weltkrieg zerstörte Königsberger Schloss und die Altstadt wiederaufgebaut werden. Der russische Präsident umarmte die Kanzlerin vor lau-

fenden Kameras herzlich und schenkte ihr eine Kette aus flachen, ovalen Bernsteinstücken. Anschließend hielt er eine flammende Rede über die Rechtschaffenheit und Unbeugsamkeit, die die Kanzlerin im Kampf gegen Terroristen gezeigt hatte. Wörtlich sagte er: „Wenn es mehr Frauen wie die deutsche Kanzlerin gäbe, bräuchten wir uns um Freiheit und Demokratie in Europa niemals Sorgen zu machen.“

Noch auf dem Königsberger Flughafen hatte die Kanzlerin mehreren Zeitungen ein längeres Interview gegeben und war ausdrücklich den Forderungen der Opposition und einiger englischer und französischer Politiker entgegengetreten, den BND zu zerschlagen. Sie kündigte allerdings an, eine umfassende Reform des Bundesnachrichtendienstes vorzunehmen. Kernpunkte sollten die Einsetzung einer Expertenkommission zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit des Dienstes und der zügige Umzug des Hauptquartiers nach Berlin sein.

Um eine Teilnahme an der Kanzlerreise nach Rußland war Parker nicht mehr gebeten worden. Stattdessen hatte er sich mit Zoé für sechs Wochen in ein gemietetes Ferienhaus an der Côte d’Azur zurückgezogen, unterbrochen nur von einem Abstecher in die Bretagne mit Zwischenstation Mailand.

Von draußen brandete Jubel auf. Parker erhob sich vom Bett und stellte seine Füße auf den Parkettboden. Nur mit Boxershorts bekleidet, ging er auf den Balkon und umarmte Zoé von hinten. Sie trug nichts als das Trikot der Deutschen Mannschaft, das sie ihm gestern gekauft hatte. Er legte seine Hände auf ihren Bauch und ließ den Blick über die Menschenmasse auf dem Pariser Platz schweifen. Tausende hatten sich versammelt, um als krönenden Abschluß der Fußballweltmeisterschaft die Ankunft der Nationalmannschaft in Berlin zu feiern. Überall sah man die schwarzrotgoldenen Fahnen wehen. Frauen, Männer und Kinder hatten sich mit den Nationalfarben geschmückt und fieberten beseelt der Ankunft der jungen Fußballer entgegen, die durch ihr erfrischendes Spiel die Herzen im Sturm erobert hatten.

„Komm“, sagte Zoé, „laß uns feiern!“

